

Jahrgang II.

No. 1.

April 1912.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. —
Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im
Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post“. — Die Tugend
hat gesiegt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Kain-Kalender

für das Jahr 1912

Herausgeber: ERICH MÜHSAM

Sämtl. Beiträge sind vom Herausgeber :: Preis 1 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN, Baaderstrasse 1 a.

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weltanschauung des Anarchismus — Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des 128 Seiten umfassenden, **illustrierten** Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: lieber Leo Tolstoi. — Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Sylvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen ideal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis Aus dem Lehen eines revolutionären Kämpfers etc. etc.

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1.—, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)
Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II
No. 1.

München,
April 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Anarchistisches Bekenntnis.

Ein rundes Jahr ist abgelaufen, seit ich zum ersten Male die Freude hatte, mit dieser Bekenntnis-Zeitschrift vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der „Kain“ hat sich seitdem gute Freunde erworben, zwar noch nicht genug, um aus eigener Kraft leben zu können aber doch so viele, dass begründete Aussicht besteht, ihn in kurzer Zeit ohne weitere persönliche Opfer wirken zu sehen. Es entspricht nicht meinem Geschmack, das Schallrohr an den Mund zu setzen und mit marktschreierischer Anpreisung der eigenen Leistung neue Abonnenten anzulocken. Ich muss es denen, die an meiner Art, über die Dinge der Welt zu urteilen, Gefallen gefunden haben, überlassen, ihre Lektüre weiterzuempfehlen, ich persönlich beschränke mich auf das Versprechen, auch den neuen Jahrgang und alle, die ihm hoffentlich folgen werden, in der Ehrlichkeit und in dem Bemühen um Gerechtigkeit und menschlichen Anstand entstehen zu lassen, die dem „Kain“ bisher nützlich gewesen sind.

Ueberschaue ich heute das sittliche Resultat der bisher im „Kain“ akkumulierten Arbeit, so glaube ich mich zu

einem Erfolge froh beglückwünschen zu dürfen: ich, habe bewirkt, dass eine beträchtliche Anzahl vor sich selbst aufrichtiger Menschen zu einer Revision ihrer Ansichten über anarchistische Tendenzen gelangt ist. Sowenig mir prinzipiell an einer Festlegung meiner Sinnesart in einen programmatischen Begriff liegt, so wichtig ist mir doch das Bekenntnis grade zum Anarchismus, weil dieses Wort von intriganten Politikern geflissentlich in seiner Bedeutung verwirrt wurde und, wenigstens in Deutschland, im Urteil der Meisten als die verbrecherische Konfession zügelloser Naturen aufgefasst wird. Grade jetzt aber ist mir die Betonung meiner Eigenschaft als Anarchist umso wichtiger, als die Schüsse aus dem Revolver des Italieners Dalba den Giftmischern neuen Anlass gegeben haben, diesen Aberglauben zu stärken.

Das Wort Anarchismus bezeichnet ethymologisch etwas Negatives, die Abwesenheit von Zwang und Knechtung, genau wie das Wort Freiheit eine Negation bedeutet, da es erst mit Beziehung auf die Frage: wovon? einen Sinn erhält. Aber ebenso wie Freiheit ist Anarchismus ein Begriff voll positiver jauchzender Bejahung. Denn der Gedanke an die Erlösung von Gewalt, Gesetz und Staat kann nur entstehen in der Verbindung mit einer grossen heiligen Sehnsucht nach neuen schönen Lebensformen.

Diese Sehnsucht ist es, die um Freiheit ringende Menschen zu anarchistischen Verbindungen vereinigt, der Glaube an die Möglichkeit einer Wandlung und der Wille, die neue Gesellschaft vorzubereiten. Bestimmte Mittel zur Aenderung oder Beseitigung waltender Zustände können wohl unter Anarchisten verabredet werden, wenn aber eine sozialetische Idee mit einer von einzelnen ihrer Anhänger gelegentlich angewandten Kampfmethodem identifiziert wird, so kann man, um höflich zu bleiben, eine solche Dummheit nur mit bösartiger Absicht entschuldigen. Das Christentum ist nicht falsch, weil zu seiner Etablierung unendlich viel Blut vergossen wurde, aber die

Christen, die um ihrer Ueberzeugung willen mordeten, handelten falsch, weil ihr Tun unchristlich war. Dasselbe gilt für den Anarchismus: wer in der Meinung, damit seiner Sache dienen zu können, die Waffe gegen einen widerstrebenden Nebenmenschen erhebt, verletzt die Grundidee des Anarchismus, die Gewaltlosigkeit, und handelt also unanarchistisch. Deshalb lehne ich den politischen Mord als anarchistisches Kampfmittel ab. Mit diesem Argument wäre ich auch dem jungen Dalba begegnet, hätte ich Einfluss auf seine Entschliessungen gehabt.

Leider konnte ich mit dem tapferen jungen Italiener nicht polemisieren, — und so will ich mich jetzt, da er getan hat, was sein Temperament gebot, schützend vor ihn stellen und ihn verteidigen gegen das journalistische Geschmeiss, das ihn be EIFERT. Hände weg! Diesen Mann reklamiere ich als meinen Kameraden!

Wohl, was Dalba tat, widersprach dem anarchistischen Grundprinzip. Aber es geschah aus reinem begeistertem Herzen, und fern liegt es mir wie jedem Anarchisten, solchem Kämpfer den kameradschaftlichen Gruss zu verweigern. Kaiser Karl, den man den Grossen nennt, mordete Tausende, um dem Christentum die Bahn zu ebnen. Sein Kampf war unchristlich, da die christliche Lehre den Mord verbietet. Aber kein Christ wird dem Bekehrungs-Kaiser die Eigenschaft als Christ bestreiten, der aus reinem überzeugtem Herzen tat, was er seinem Glauben zu schulden meinte. Damals führte man nämlich noch Kriege um sittlicher Ideen willen, — die Christen von heute morden für realere Nützlichkeiten.

In Tripolis stehen viele Tausende italienischer Männer unter Waffen. Sie haben die Aufgabe, das Land den Türken, die es bisher ausbeuteten, wegzunehmen, und die Einwohner den Italienern hörig zu machen. Die mit diesem Auftrage die Heimstätten der Araber verwüsten, ungezählte fremde Menschen töten, ohne Weiber, Greise und Kinder der Araber zu schonen, und die dabei ihr

eigenes Leben den Kugeln der Feinde aussetzen, haben von ihrem unsinnigen Tun selbst nicht den kleinsten Nutzen. Sie entziehen ihre Arbeitskraft ihren Familien und ihrem Volke, nur um denen, die schon über ihre Arbeitsleistung verfügen, neue Ausbeutungsmöglichkeiten zu schaffen. Viele von ihnen werden nicht heimkehren, viele von diesen kräftigsten Männern, über die Italien verfügt, liegen schon seit Monaten in tripolitanischer Erde gebettet, viele werden als Krüppel und arbeitsunfähig die Heimat wiedersehen. — Aber obgleich sie ihr Leben jeden Tag für das Vaterland der Reichen bereit halten müssen, obgleich ihnen zugemutet wird, gegen fremde Menschen barbarisch zu wüten, sind sie marschirt. Sie mussten marschieren, und wer sich geweigert hätte, wäre fusiliert worden. Ihr König hat die Entscheidung über Krieg oder Frieden, — er hat den Krieg bestimmt. Die Soldaten müssen gehorchen.

Man kann sagen, Victor Emanuel habe den Krieg nicht gewollt, die Verhältnisse, das Interesse seines Landes, wie er es versteht, haben ihn gedrängt, er hätte seinen Thron gefährdet, wenn er sich nicht für den Krieg entschieden hätte. Das ist alles möglich. Es ist auch möglich, dass Victor Emanuel ein guter, lebenswürdiger, gefühlvoller Mensch ist. Aber er ist König, er ist Repräsentant alles dessen, was in seinem Lande von Staatswegen geschieht. Er trägt — er allein — die letzte Verantwortung für den grauenvollen tripolitanischen Krieg. Wollte er sich dieser Verantwortung entziehen, so hätte er abdanken können. Er hat in seinem Namen den Krieg sanktioniert, in seinem, und nur in seinem Namen fließt das Blut der Araber und der Italiener.

Ganz Italien scheint seit dem Ausbruch des Krieges in einen wahren Blutausch geraten zu sein. Jeder kleine lächerliche Scheinsieg, der über die Türken errungen wird, löst orgiastischen Jubel aus, der König, seine Generale und Minister und die italienische Armee sind populärer

als je. — Nur in den Unterschichten des Volkes gärt es. Die, die im Elend leben, weil ihnen die Männer, die Söhne, die Brüder, die Freunde im Feuer stehen, die wissen nichts von Kriegsbegeisterung, die kennen nur ein Gefühl: Hass und Wut. Einer aber, ein junger fanatischer Mensch, den sein Freiheitswille ins anarchistische Lager getrieben hat und der dort die Zusammenhänge der Dinge erfuhr, läßt seinen Revolver, stellt sich unter den Haufen, der dem Könige zujubelt, und schießt. Schiesst, obwohl er weiss, dass es ihn das Leben kostet, obwohl er weiss, dass seine Tat von denen, die sie ansehen, nicht verstanden wird, dass das erste Echo seiner Schüsse Abscheu und Rachedurst sein wird. Schiesst, weil sein Zorn und seine Leidenschaft sich entladen müssen, komme, was kommen mag. Schiesst einmal, zweimal, dreimal auf den König, der ohne Rechenschaft zum Kriege gerufen hat, in dessen Namen Dalbas Landsleute schießen und erschossen werden. Schiesst, bis man ihn packt, ihm die Waffe abnimmt, ihn schlägt und in den Kerker wirft, aus dem er nicht lebend wieder ans Licht kommen wird.

Feiger Mörder! Fluchwürdiges Verbrechen! gelte es durch die Zeitungen. Feige? Ich bewundere wahrlich den Mut des Gesindels, das hinterm sichern Pult die selbstmörderische Tat eines Begeisterten feige zu nennen wagt. Fluchwürdig? Ich nehme die Schmockphrase auf, säubere das Wort von seiner journalistischen Klebrigkeit und wende es gegen die, die es stereotyp und stumpfsinnig bei jedem Attentat bemühen.

Fluchwürdig ist die Oberflächlichkeit der Zeitungschmierer, die alles Ernste, Leidenschaftliche, Feierliche in ihre alberne Perspektive zerren, um es verkleinern und abplatteln zu können. Fluchwürdig ist ihre Nüchternheit, die alles Begeisterte an Zweckmässigkeiten wägt. Fluchwürdig ist ihre Verlogenheit, die alles Wahrhafte und Aufrichtige mit scheelen Blicken beäugt, die jede ehrliche Gesinnung verdächtigt und alles Mutige und Starke ver-

höhnt und lästert. Dreimal fluchwürdig aber ist die Sinnkälte, die sich überlegen dünkt, weil sie nicht versteht, was heiße Herzen wollen.

Die sozialdemokratischen Blätter haben, soweit ich sie kontrollieren konnte, in ihrer Beurteilung des Dalbasschen Anschlags den gehässigen Ton vermieden. Sie haben sich auf die Feststellung beschränkt, dass ihre Partei individualistische Gewaltakte grundsätzlich ablehnt, weil sie sich davon keinen Vorteil für freiheitliche Ziele verspreche. Ich kann dies Argument nicht anerkennen. Ich bin überzeugt, dass, rein praktisch gewertet, schon manches Attentat, mancher politische Mord in einem Grade propagandistisch gewirkt hat, dass revolutionäre Triebe eines Volkes dadurch geweckt und freiheitliche Erhebungen beschleunigt wurden: ich erinnere nur an Lissabon, wo die Verschwörung Weniger, die den König Carlos beseitigten, die Revolution und die Umgestaltung der Staatsordnung zur Folge hatten. — Aber ich wehre mich dagegen, dass taktische Momente das Verhalten der Menschen überhaupt bestimmen[^] sollten. Mord ist Mord. Ich lehne dieses Kampfmittel ab, gleichviel wer der Mörder, wer das Opfer ist. Das hindert mich nicht, im einzelnen Falle mit dem zu sympathisieren, der solche furchtbare Tat auf sich nimmt, ihn vor aller Welt meinen Genossen zu nennen, und selbst mich zu freuen, wenn sein Vorhaben gelingt und sein Blut nicht nutzlos der Rache der Feinde anheimfällt. Raten würde ich niemals zu einem Gewaltakt — es sei denn während einer Revolution —, im Gegenteil: vernehmlich und eindringlich warnen würde ich jeden, der ihn beschlösse. Die geschehene unabänderliche Tat aber beurteile ich nicht nach ihrem Erfolg, sondern nach dem Antrieb des Täters. Wer aus eigenem Entschluss, von unwiderstehlichem Eifer getrieben, unter Aufopferung des eigenen Lebens die Waffe gegen den, den er schuldig sieht, erhoben hat, der trägt allein die Verantwortung für sein Tun, und es steht den andern, die untätig waren, übel

an, ihm nachträglich Rügen zu erteilen. Ein Kamerad, der um seines, um meines Ideals willen stirbt — ich entblöße den Kopf.

Natürlich konnte man in den Zeitungen auch dieses Mal wieder die Forderung nach internationalen Anarchistengesetzen finden, und natürlich wurde diese Forderung am lautesten in deutschen Blättern gestellt. Begründet wird das Verlangen immer wieder mit der kindlichen Einbildung, Anarchisten seien Leute, die in jeder Hosentasche eine Bombe und in jeder Westentasche einem Revolver tragen und jeden Moment ihres Lebens darauf lauern, wann sie diese Werkzeuge in mörderische Tätigkeit setzen können. Seit es bei mir und einigen anderen Anarchisten evident geworden ist, dass wir gewöhnlich nicht mit solchen Utensilien ausgestattet sind und sogar bis zu einem gewissen Grade anständige Motive haben für unsere Tendenzen, hat man zur Kennzeichnung unserer ethischen Verblödung für uns die Bezeichnung „Edel-Anarchisten“ erfunden. Den Kafferp gegenüber, die da glauben, mir einen Gefallen zu tun, wenn sie mich mit einer schmockigen Wendung in Gegensatz zu meinen Genossen setzen, möchte ich folgendes bemerken: Ich bin Anarchist ohne Einschränkung, d. h. einer, der in der Einrichtung des Staats mit allen seinen Zwangs- und Gewaltvollmachten das Grundübel des menschlichen Zusammenlebens erblickt. Ich fühle mich als Anarchist solidarisch mit allen, die derselben Ueberzeugung leben, und die, je nach Temperament und Veranlagung, für diese Ueberzeugung mit ihrer Person eintreten, also auch mit denen, die geglaubt haben, mit Dynamit der anarchistischen Sache dienen zu können. Ich verbitte mir jeden Versuch mich von der Gemeinschaft dieser Idealisten abzusondern. Dass ich — aus ähnlichen Gründen wie der Anarchist Tolstoj — die aggressive Gewalt im Prinzip verwerfe, berechtigt niemanden, meinen Charakter als Anarchisten in irgend einer Form anzuzweifeln, umsoweniger als meine Ablehnung der Gewalt

engstens in meiner anarchistischen Gesinnung begründet ist und von der grossen Mehrheit meiner anarchistischen Genossen durchaus gutgeheissen wird.

Wie soll so ein internationales Anarchisten-Gesetz wohl aussehen? Will man jeden, der bestimmte philosophische und soziale Tendenzen verfolgt, unter einen Ausnahmezustand bringen? Oder sollen sich die geplanten Rigorositäten auf solche Anarchisten beschränken, die nicht den Frieden bringen sondern das Schwert? Woran aber will man die Terroristen von den Pazifisten unterscheiden? — Und wenn jemand aus andern als anarchistischen Motiven einen Potentaten umbringt? Kommt er dann mit unters Anarchistengesetz? Oder sollen sich die Verfügungen nur gegen Ansichten richten, nicht aber gegen Handlungen? Es scheint ja nicht allgemein bekannt zu sein, dass der Terrorismus keineswegs eine anarchistische Spezialität ist. Alle Parteien, am öftesten Konservative und Klerikale haben das Mittel des politischen Mordes zu allen Zeiten und in allen Ländern ausgiebig anzuwenden gewusst. Die Konservativen und Klerikalen unserer Zeit aber haben vergessen, dass das Kampfmittel unterdrückter Minderheiten noch alleweil die Gewalt war.

Wir Anarchisten haben von Ausnahmegesetzen sehr wenig zu fürchten. Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, dass man lebensstarken Ideen mit Polizeichikanen schaden könne. Die Sozialdemokratie in Deutschland dankte ihr Erstarken wesentlich dem Sozialistengesetz, ihre Versumpfung und Verflachung dagegen ist auf ihre sich überall vollziehende Einordnung in den Staatsbetrieb zurückzuführen. Deutschland ist das Land, in dem Gesinnung ächtet. Seit die Sozialdemokraten ihre sozialistische Gesinnung preisgegeben haben, werden sie als gleichwertige Menschen in allen Bürgerschichten anerkannt. Der Anarchist dagegen, der an den Institutionen der Gesellschaft eine Kritik übt, die die Bequemlichkeit des selbstzufriedenen Seins gefährdet, wird gesellschaftlich und wirt-

schaftlich an die Wand gedrückt. In Frankreich ist es anders. Anatole France verfiht anarchistische Grundsätze, Octave Mirbeau war Begründer anarchistisch-agitatorischer Zeitschriften; dort lässt man jede Meinung gelten, die von ehrlichen Männern ausgesprochen wird. Und Frankreich kennt den anarchistischen Terror wie kein anderes Land. Die Deutschen aber, die seit Reinsdorffs Tod niemals durch anarchistische Gewaltpläne erschreckt wurden, zeigen einander den Menschen, der mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung nicht einverstanden ist, wie ein feuerfuzzendes Fabeltier, und aus lauter Angst vor der Vokabel Anarchismus fällt ihnen bei ihrer Erwähnung eine Bombe in die Hose.

Am seltsamsten berührt es, wenn sich selbst Künstler von dieser Vokabelfurcht ergriffen zeigen. Ihnen muss gesagt werden, dass alle Kunst notwendig anarchisch ist, und dass ein Mensch zuerst Anarchist sein muss, um Künstler sein zu können. Denn alles künstlerische Schaffen entspricht der Sehnsucht nach Befreiung von Zwang und ist im Wesen frei von Autorität und äusserlichem Gesetz. Die innere Bindung und Ordnung der Kunst aber hängt tief zusammen mit den Beziehungen des einzelnen freiheitlichen Individuums zum ganzen Organismus der Gesellschaft. Diese Beziehungen zwischen Mensch und Menschheit, die in der Kunst ihren höchsten Ausdruck hat und die in der Paragraphenmühle des Staats zermalmt wurde und verloren ging, wieder herzustellen, das ist der Sinn unserer, der Anarchisten, Werbearbeit, und diesem Streben, um dessentwillen wir geächtet und gelästert werden, wird der „Kain“ auf seine Art nach wie vor seine Kräfte widmen.



Das „Tagebuch aus dem Gefängnis“ musste wegen Raum-mangel in diesem Hefte fortgelassen werden.

Münchener Theater. Intriguen.

Die Sippe, die alle christliche Demut, Nächstenliebe und Gott-ergebung in Erbpacht hat, schwimmt gegenwärtig in Gnaden und in weltlicher Macht. Das hat die frommen Seelen benommen, und was nie in ihnen vorging, wird jetzt Ereignis: sie besinnen sich auf ihre Liebe zur Kunst. Sie wollen die Münchener Kunst reformieren, — beim Theater geht es los.

Der äussere Anlass zu der überraschenden Kulturbeflissenheit der Kirchenvogte war sehr gering. Ein Stück des Herrn Sternheini, „Die Kasette“ wurde vom Premierenpublikum des Residenztheaters unter Spektakel abgelehnt. Ich war nicht dabei, kenne auch das verhängnisvolle Elaborat nicht und finde es unendlich wenig belangvoll, ob diejenigen Recht haben, die es als miserable Sudelei bezeichnen, oder die andern, unter denen sich Leute von bewährtem Urteil befinden, die dem Stück erhebliche literarische Qualitäten zusprechen. Bei der Annahme eines Theaterstückes, bei der Einstudierung, bei den Proben und im Moment, wo der Vorhang aufgeht, hat noch nie ein Direktor, ein Regisseur oder ein Darsteller gewusst, ob die Premiere einen Kanonenerfolg oder ein fürchterliches Débaclé bringen wird. Der persönliche Geschmack literarisch geschulter und in Theaterdingen erfahrener Menschen muss wählen, und es ist unter anständigen Kritikern bisher nirgends üblich gewesen, einen Bühnenleiter zu schmähen, wenn der Geschmack des Publikums schliesslich anders entschied als er.

Exzellenz Freiherr von Speidel, der Generalintendant des Münchener Hof- und Nationaltheaters, war, ehe er das schwere Amt eines in Kunstdingen Verantwortlichen übernahm, General der bayerischen Armee. Die Gepflogenheit, Dilettanten an die Spitze künstlerischer Unternehmungen zu stellen, soll hier nicht kritisiert werden. Es soll an die Tatsache selbst die Frage geknüpft werden: Was hat ein solcher Dilettant als pflichtbewusster Mann zu tun, um die seinem Einfluss unterstellte Anstalt auf ernster künstlerischer Höhe zu halten? — Die Antwort ergibt sich von selbst: Er hat Berater um sich zu sammeln, die keine Dilettanten sind, im Fach bewährte Persönlichkeiten, denen der Chef Liebe, Hingebung und Verständnis für ihre Aufgaben zutraut.

Als Herr von Speidel die Leitung der Hofbühne übernahm, fand er die Oper vortrefflich vor, das Schauspiel aber verstaubt, rückständig und im Hinblick auf Repertoire und Darstellersonal völlig ungenügend ausgerüstet. Speidel beliess vieles beim alten, zu vieles, wie manchen dünkt. Aber er erkannte seine Pflicht, in einer Stadt von

der kulturellen Vorgesrittenheit Münchens den modernen Ansprüchen an dramatische Darbietungen Konzessionen zu machen, und engagierte neben die Zopfträger Possartscher Observanz für Regie und Schauspiel Kräfte allererster Ordnung.

Der Erfolg der Speidelschen Reorganisationstätigkeit ist der, dass das Residenztheater — wenn ich mein Urteil auf die Leistungen der von Speidel neu herangezogenen Kräfte beschränke — unter allen deutschen Hofbühnen künstlerisch an erster Stelle steht, unter allen Münchener Theatern das beste ist und bei der Einordnung in die deutschen Bühnen überhaupt mit nur wenigen andern in der vordersten Reihe rangiert. Die überaus erfreuliche Erscheinung der unter dem derzeitigen Intendanten bewirkten Wandlung des Hoftheaters von einer provinziellen Dutzendbühne zu einem wertvollen, kulturförderlichen Institut ist engstens verknüpft mit dem Namen Albert Steinrück.

Der Name Steinrück darf, seit er in München sein Können entfaltet, unbedenklich neben den Namen Bassermann, Sauer, Moissi, Wegener, neben denen der allerstärksten Bühnentalente ausgesprochen werden. Seinen schauspielerischen Leistungen ebenbürtig sind seine Leistungen als Regisseur. Es ist traurig, in München daran erinnern zu müssen, welche glänzenden Taten die Inszenierungen von Shaws „Cäsar und Cleopatra“, von Ibsens „Baumeister Solness“, von Adolf Pauls (schwachem) Schauspiel „Die Sprache der Vögel“ waren. Aber es ist nötig, mit allem Nachdruck daran zu erinnern, mit lauter Stimme immer wieder zu fordern, dass den Fähigkeiten dieses Mannes mehr Aufgaben gestellt werden als bisher.

Sternheims „Kassette“ war von Steinrück inszeniert worden, Steinrück hatte die Hauptrolle in dem Stück, Steinrück hatte, wie nachher bekannt wurde, Herrn von Speidei die Annahme der Arbeit empfohlen. Das war für die Schwarzalben ein gefundener Frass, — und für einige noch, die heimlich an derselben Strippe ziehen. Die „Münchener Zeitung“, die sich vom Tage des Ministerwechsels an bestrebt zeigte, ihren Liberalismus dem neuen Regime loyal einzuordnen, fand bei ihrem Beschnuppern des Theaterskandals, dass es bedenklich sei, einem Manne beratende Stimme bei der Auswahl aufzuführender Stücke zu geben, der dabei gern für sich eine Bombenrolle herauschinden möchte. Also eine aufgelegte Verdächtigung der künstlerischen Reinlichkeit des Charakters Steinrücks. Auf einen Verteidigungsbrief Steinrücks, der sich energisch gegen die Unterstellungen des Blattes wehrte, folgte eine Wiederholung der Niederträchtigkeit.

Jetzt griff der „Bayerische Kurier“ zum Horn und brachte einen Artikel voll der giftigsten, gemeinsten, schäbigsten Angriffe gegen Steinrücks Tätigkeit weniger als gegen seine Person, und hinter diesen

Angriffen voller tückischer Anrempelungen des Intendanten. Es war klar, dass man es in diesen Kreisen, deren klerikal-politischen Interessen jedes Aufleuchten geistiger Werte gefährlich scheint, auf den Sturz Speidels absieht. Tagtäglich erscheinen jetzt in dem lichtscheuen Zeitungswisch neue Perfidieen gegen die verdienstvollen Männer des Hoftheaters. Auch das Kausen hat sich der Sache schon angenommen, und es scheint, als ob das Kesseltreiben durchaus bis zur Vernichtung des Wildes fortgesetzt werden soll.

Die Behauptung, ein Schauspieler und Regisseur dürfe keine Vorschläge machen, welche Stücke gespielt werden sollen, ist unglaublich dumm. Natürlich kann auch er sich in der Prognose für den Publikumserfolg völlig irren, aber jedenfalls wird er seltener vorbeihauen, als ein Dramaturg, der rein literarisch wertet und alle die kleinen Imponderabilien, in der technischen Gestaltung des Bühnenwerks übersieht, für die der, der mit dem ganzen Sein mit der Bühne verwachsen ist, den Instinkt hat. Aber wozu mit Gründen gegen Leute polemisieren, denen es garnicht um die künstlerische Sache, sondern um dunkle politische Pläne geht?

Herr v. Speidel soll gestürzt werden und Steinrück droht, angesichts der verbitternden Machenschaften der klerikalen Horde München zu verlassen. — Das darf nicht geschehen!

Soll das Hoftheater wieder zur alten Trostlosigkeit versimpeln? Soll die Residenzbühne wieder zur Domäne der Schönthan, Blumenthal, Wichert, Birch-Pfeiffer und Kotzebue werden? Die sich in München an anständiges Schauspiel gewöhnt haben, die das anständige Schauspiel nicht mehr missen wollen — und das sind nahezu alle, die überhaupt Theaterbesucher sind — sollten den pfäffischen Intriguen die Macht ihrer überlegenen Intelligenz, ihres höheren Kulturstandes entgegenstellen. Es muss denen, die endlich über die Besetzung des Intendantenpostens zu entscheiden haben, auf das Allervernehmlichste deutlich gemacht werden, dass Herr v. Speidel sich durch sein Bestreben, unter Hinzuziehung ausserordentlich wertvoller Hilfskräfte, das Hoftheater auf das Niveau einer erfreulichen künstlerischen Leistungskraft zu heben, das Vertrauen aller Kunstfreunde erworben hat, und dass sein Ausscheiden, das Steinrücks Abgang vom Hoftheater sehr leicht nach sich ziehen kann, als ein Affront gegen das ganze geistige Leben in München betrachtet werden würde. Ein solcher Affront aber müsste mit dem konsequenten Boykott gegen das Hoftheater-Schauspiel beantwortet werden.

Ueber wesentliche Theaterereignisse an den Bühnen Münchens ist wenig zu berichten. Nur an einem, vom „Neuen Verein“ veranstalteten Abend möchte ich nicht stillschweigend vorübergehen. (Ich be-

halte mir übrigens vor, über die Wirksamkeit des „Neuen Vereins“ demnächst in einem besonderen Artikel zu referieren.) Man spielte im Schauspielhaus „Psyches Erwachen“, ein Schauspiel von Wilhelm Weigand. Das Stück ist nicht so beträchtlich, dass ich es einer kritischen Wertung an dieser Stelle überhaupt unterziehen möchte. Ich schätze Weigand hoch als Essayisten; Dramatiker ist er durchaus nicht, und die Art, wie er das alte Kandaules-Problem zu modernisieren versucht, ist banal und ohne künstlerische Bedeutung. — Aber zur Gestaltung der Hauptrolle war ein Gast von Berlin gekommen, dessen Name schon das Drama weihet, in dem er wirkt: Lina Lossen. Die Kunst dieser Frau ist erschütternd herrlich, und wie sie in Weigands Stück der Hedwig Krell Leben gab, echtes warmes Leben, das dies konstruierte Geschöpf völlig der Theatersphäre entrückte, das sollte in München unvergessen bleiben. Bei Lina Lossen ist jeder Laut natürlich, jede Bewegung wahr und schön, jedes Wort überzeugt und überzeugend. Seit sie vom Hoftheater schied, war sie jetzt die erste, die soviel weibliche Schönheit, soviel künstlerische Tiefe wieder auf eine Münchener Bühne stellte.

Lina Lossen hat bei den Zeitungskritikern mit ihrer Leistung keinen Anklang gefunden. In schöner Uebereinstimmung fand man in den „Münchener Neuesten Nachrichten“, in der „Münchener Zeitung“ und in der „Münchener Post“ konstatiert, dass die Künstlerin, seit sie von uns ging, an Ausdruckskraft verloren habe. Merkwürdig. Man fragt sich immer wieder erstaunt, woran es bloss liegen kann, dass eine Leistung, wie wir sie hier in Jahr und Tag nicht erleben, gerade an den zur Kritik bestellten Herrschaften so spurlos vorübergehen kann. Manchmal scheint mir, ständig in München wirkende Schauspieler darf oder mag man nicht verreißen — Gott, man trifft sich mal persönlich irgendwo —, so lässt man eben das Temperament an Gästen aus, die gleich wieder abreisen. Das käme aber einer Irreführung des Publikums und einer Kränkung des Gastes gleich, die ihn schwer abschrecken könnte, sich je wieder vor solchen Meinungsmachern zu produzieren. Blicke als Erklärung also nur die völlige Urteilsunfähigkeit der Rezensenten übrig, und damit der Vorwurf, dass sie die Sachverständigen in Dingen spielen, zu denen ihnen jede kritische Fühlung fehlt. — Oder sollte etwa bei dem empörenden Fehlurteil über die Leistung Lina Lossens persönliche Politik im Spiele sein, und ich wäre berechtigt, den Untertitel dieser Betrachtung auch auf den zweiten Teil meiner Ausführungen zu beziehen?

Bemerkungen.

Karl May. Es tut mir leid, dass Karl May diese Zeilen nicht mehr lesen wird. Ich hätte sie auch geschrieben, wenn, er nicht in diesen

Tagen gestorben wäre. Jetzt bin ich in der üblen Lage, zu gleicher Zeit über den Verfasser von „Old Shatterhand“ freundliche Worte sagen zu müssen, wo sich „angesichts der Majestät des Todes“ allerlei Schornalisten ebenfalls dazu gedrängt fühlen, die vorgestern noch ganze Fässer voll Jauche über den Mann ausgössen. Vor ein paar Wochen hatte der „Akademische Verband für Literatur und Musik“ in Wien Karl May zu einer Vorlesung eingeladen. Darob grosses Entrüstungsgeheul bei den patentierten Kulturhütern. Es hatte sich nämlich in einem Beleidigungsprozess, den May nolens volens gegen den gelben Lebius anstrengen musste, herausgestellt, dass der alte Mann in seinen Jugendjahren recht abenteuerlichen Ulk getrieben hat und dafür sogar (bedecke deinen Himmel, Zeus!) im Gefängnis sitzen musste. Es war klar, dass so ein Kerl ein literarischer Charlatan war, dessen Produkte nicht den geringsten Wert haben konnten, umsoweniger, als ihm philologisch gerichtete Spürgeister nachwiesen, dass er die Gegenden des wilden Westens und des dunkeln Afrikas, die er so lebendig zu schildern wusste, niemals mit eigenen Augen gesehen hat. Dabei sind alle seine Erzählungen in der Ich-Form abgefasst — ein frivoler Lügner also, ein Hochstapler und kalter Schurke.

Es mögen wohl zwanzig Jahre her sein, seit ich zuletzt im „Guten Kameraden“ Maysche Erzählungen las. Ich kann mich also nicht mehr erinnern, ob sein Stil zu Einwendungen grossen Anlass gab. Ich nehme an, dass er nicht miserabler war als der der frommen und patriotischen Geschichten der Schullesebücher. Aber ich will eine Kanaille heissen, wenn ich je leugnen sollte, dass mich, als ich Quartaner war, „Winnetou“, „Die Sklavenkarawane“ und „Der blaurote Methusalem“ verdammt mehr begeistert haben, als alle Heldenstudien des Cornelius Nepos zusammengenommen. Wenn es wahr ist, dass Karl May als junger Mensch Räuberbanden organisiert hat, so beweist das garnichts gegen seine schriftstellerischen Fähigkeiten, erklärt aber viel von seiner phantastischen Erfindungskunst und erweist all sein in den Büchern behauptetes Erleben als innerlich wahr. Sein Abenteuerertum — meinetwegen nennts seinen verbrecherischen Instinkt — hat sich eben in späteren Jahren vergeistigt, sein Tatendrang hat sich in Phantasie umgesetzt, und wir Jungen hatten den Vorteil froher Erregungen und kühner Vorstellungsbilder davon, die unsere bestellten Pädagogen mit der Durchkäuung klassischer Dramen nur unter Schweissverlust wieder eliminieren konnten.

Was mögen sich die Leute wohl unter dichterischem Schaffen vorstellen, die May vorwerfen, er sei garnicht in den Ländern gewesen, die er beschrieben hat? Dass das nicht aus der Lektüre seiner Werke hervorgeht, sondern erst durch Nachschnüffelung konstatiert werden muss, sollte, meine ich, jedes Gebelfer gegen sein Talent zum Schweigen bringen. Als wir „Wilhelm Tell“ lasen, wurde uns als besonderes Verdienst Schillers gepriesen, dass er nie in der Schweiz war und nur aus der Phantasie seine Kulissen-Landschaften schuf. Schreibt aber heute jemand eine Unterhaltungsgeschichte, deren Helden Sudanesen sind, so hat er vor strengen Richtern zu erweisen, dass er wirklich selber im Sudan gelebt hat. Was alles seine Angreifer gegen May vorbringen, spricht für ihn, und es ist schändliche Undankbarkeit derer, die ihre besten Jungenstunden seinen Mordgeschichten verdanken, dem Manne, der das Prädikat eines Dichters

ohne Einschränkung verdient, nachträglich seine Verdienste zu schmälern.

Ich fühle mich nicht zum Tugendwächter geschaffen, und wenn ich heute vor die Wahl gestellt würde, entweder Mays Erzählungen oder die Entrüstungsartikel gegen Karl May zu lesen, bei Gott! zu den Zeitungsblättern griffe ich nicht.

Die Pleite im Ruhrrevier. So jammervoll kläglich, wie es jetzt gekommen ist, haben sich die ärgsten Pessimisten den Ausgang der Beigarbeiter-Aktion im Ruhrgebiet nicht vorgestellt. Nachdem die Bergwerksbesitzer die angehäuften Kohlenvorräte vom Vorjahr mit erheblicher Preiserhöhung und unter Ersparung der Arbeitslöhne abgesetzt hatten, nahmen die zweihunderttausend Streiker die Arbeit unter den alten Bedingungen wieder auf, grenzenlos geschwächt an Kampfmitteln und Kampflust. Ich habe hier vor einem Monat die Hoffnung ausgesprochen, diesmal werde Zielklarheit, Entschlossenheit und rücksichtsloser Wille am Werk sein — ich gebe zu, dass ich mich mit dieser Erwartung schwer blamiert habe. Nach dieser Pleite der deutschen Gewerkschafts-Unternehmungen kann man getrost zugeben, dass unsere Arbeiter schon am richtigsten handeln, wenn sie alle sozialistischen Allüren unterlassen und sich mit Haut und Haaren den parlamentarischen Mehrheitsbeschlüssen verschreiben.

Mit 50 000 christlichen Streikbrechern im Rücken — so hieß es — kann ein Ausstand nicht zu Ende geführt werden. Pardon: Dass die Christlichen nicht mittun würden, hatten sie von vornherein angekündigt. War man der Meinung, ein Streik sei bei Beteiligung von nur 75 % der Arbeiter nicht zu gewinnen, so hätte man ihn nicht erst proklamieren dürfen. Aber, was die Herren Praktiker nicht einsehen und in all ihrer Praxis nicht lernen wollen: das bisschen „Streikarbeit, das die in Pfaffenhänden murksenden „Christlichen“ verrichten, spielt gar keine Rolle gegenüber der Streikarbeit, die in den vom Streik nicht betroffenen deutschen Gruben geleistet wird von Arbeitern, die der gleichen Zentralleitung unterstehen wie die Ausständigen. Man wünscht, um die Gewerkschaftskassen zu schonen, in Deutschland keine Solidaritäts- und Sympathiestreike und lässt lieber die Absicht einer Streikaktion, durch Aushungerung des Marktes Forderungen zu erzwingen, illusorisch werden, als dass man sich zur Inszenierung durchgreifender Massnahmen entschliesse. — Herr Sachse hat die Behauptung konservativer und ultramontaner Reichstagskollegen, es handle sich im Ruhrrevier um einen Sympathiestreik für die englischen Grubenarbeiter, empört zurückgewiesen. Er war tief beleidigt, dass man deutschen Arbeitern so etwas wie eine Sympathiehandlung für ausländische Kameraden zutraute, — und so hat ihr eigener Zentralleiter den Arbeitern auch noch die sittliche Gloriole ihrer Niederlage genommen und ihnen die Möglichkeit abgeschnitten, ihr kurzes Auftreten als Freundschaftsdemonstration für die Engländer zu deuten. Auf dem nächsten internationalen Gewerkschaftskongress werden die Herren Sachse und Huë den englischen Streikführern gute Lehren erteilen, wie man Ausstände schnell zu Ende führt. Sie haben ein neues Meisterstück in dieser Branche geliefert.

Mottl und die „Münchener Post“. Im Augustheft des „Kain“ habe ich im Anschluss an Vorgänge, die mit dem Tode Felix Mottls

in Verbindung standen, schwere Vorwürfe gegen die „Münchener Post“ erhoben. Ich sehe mich aus Gründen publizistischer Reinlichkeit veranlasst, (unaufgefordert; folgendes zu erklären:

Von einer Persönlichkeit, deren Ehrlichkeit ich vertraue, und die orientiert sein muss, ist mir glaubhaft mitgeteilt worden, dass der Artikel der „Münchener Post“, der sich mit Mottls Aufgebots-Anzeige befasste, ohne Kenntnis der privaten Personalien des Dirigenten geschrieben wurde, und dass ein blosser Zufall das, was darin prinzipiell behandelt wurde, als persönliche Anrempelung erscheinen liess. Ich nehme also das, was in meiner Bemerkung „Mottl, ein Opfer der Münchener Post“ gesagt ist, soweit zurück, wie es sich auf den besonderen Fall Mottl bezieht.

Die Schlussätze der Notiz halte ich im vollen Umfange aufrecht. Ich habe nach wie vor keine Ursache, ein Blatt mit Samthandschuhen anzufassen, das mich seinen Lesern hintereinander als Agenten der liberalen Partei, als Lockspitzel, als Irrsinnigen und als Päderasten denunziert hat, das trotz der bündigsten Widerlegung aller dieser Verleumdungen niemals ein Wort davon revoziert hat, und das, im Vertrauen darauf, dass ich als Anarchist keine bürgerlichen Richter bemühen werde, um andere als bürgerlich-geschäftliche Ansprüche zu ertrotzen, meinem Anwalt gegenüber erklären liess, § 11-Berichtigungen des Herrn Mühsam fänden in der „Münchener Post“ keine Aufnahme. Solche Erfahrungen, die ja nicht ich allein gemacht habe, werden es auch verständlich scheinen lassen, dass mir bei jener Mottl-Notiz gar kein Zweifel aufstieg, dass auch hier persönliche Gehässigkeit und Sensationsmacherei im Spiele sei. Sollte die „Münchener Post“ einmal beginnen, in manierlicher Form mit Menschen zu diskutieren, die anders denken als ihre Abonnenten, so wird man auch ihr respektvoll gegenüberreten und sich nicht langer befugt halten, hinter jeder Bosheit gegen eine Behörde eine Gemeinheit gegen eine Privatperson zu vermuten.

Die Tugend hat gesiegt. Die Münchener Polizei hat nun endlich doch das Verdienst auf sich geladen, das Land Bayern endgültig von der Gegenwart der Nackttänzerin Via-Villany gesäubert zu haben. Das Gericht hatte die Dame von der Anklage, sich gegen den Strafgesetzbuch-Paragraphen, der den Exhibitionismus bedroht, vergangen zu haben, freigesprochen. Wo der Weg der Justiz nicht genügt, um auf den Berg der Gerechtigkeit zu gelangen, hat man Stufen gemeisselt: die nennt man den Verordnungsweg. Diese Stufen führen zwar nicht geradeaus in die Höhe, sondern winden sich hinten herum, und auf dem Verordnungswege fand man die gewünschte Methode, die Nackttänzerin reglementmässig kaltzustellen. Man erkannte in ihr plötzlich eine lästige Ausländerin und verwies sie des schönen Bayerlandes. Nicht weil sie nackt getanzt hat, war Fr. Villany lästig — keineswegs. Nur weil sie sich über ihre Nationalität nicht ausweisen konnte. Sie behauptete, Französin zu sein, aber in der Weinstrasse glaubte man es ihr nicht, und weil die Streitenden nicht zu einer Einigung kommen konnten, und man die Polizei, so lästig sie sich immer mache, nicht hinausschmeissen kann, musste die Tänzerin der Behörde glauben, dass sie keine Französin sei und deshalb nicht in Bayern wohnen dürfe. Wer sich nicht ausweisen kann, wird ausgewiesen. Meine Damen, merken Sie sich das, — oder bleiben Sie bekleidet!

KAIN, Heft 11. Inhalt: Fasching. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. — Abel. — München-Schilda.

KAIN, Heft 12. Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — „M. N. N.“ — Die Stimmrechts-Amazonen. — Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. — Bittingers Fehltritt.



Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ♦ holsteiner Ufer 7 ♦
Inh.: Jng. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.
Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!



Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
8 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

.....

Don
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1912 (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
.....

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang II.

No. 2.

Mai 1912.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Politisches Variété. — Aus dem „Krater“. — Tagebuch
ans dem Gefängnis. — Bemerkung-en. — Der rührige Zensor.
— „Titanic“. — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Kain-Kalender

für das Jahr 1912

Herausgeber: ERICH MÜHSAM

Sämtl. Beiträge sind vom Herausgeber :: Preis 1 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN, Baaderstrasse 1 a.

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weltanschauung des Anarchismus —
Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des **128 Seiten** umfassenden, **illustrierten** Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi. — Lulpi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs! Frit? Brupbaaher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Sylvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Ideal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Niguwenhü'»- Aus dem Lehen eines revolutionären Kämpfers etc. etc.

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1.—, bei Bezug von 3 Exerapl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)
Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.
No. 2.

München,
Mai 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Politisches Variété.

Politik ist die Kunst, Staatsgeschäfte zu besorgen. Kunst nicht im Sinne der werteschaaffenden Kultur, sondern im Sinne der Artistik: denn in der Politik handelt es sich um Jonglieren, Balanzieren, Seiltanzen, Sprünge-machen. Politik also ist das Kunststück, Staatsgeschäfte zu besorgen.

Die Berufsartisten dieser Spezies der Leichtathletik nennt man Diplomaten. Ihre Fertigkeit ist Begriffsverrenkung, Rechtsverdrehung, Verschwindenlassen offenkundiger Tatsachen und Herbeizaubern von Irrealitäten. Wer es im Durcheinanderwerfen scheinlogischer Seifenblasen zu besonderer Geschicklichkeit gebracht hat, wird von den Staatsbürgern als Staatsmann hoch gepriesen und erhält von seiner Direktion edelsteingeschmückte Orden.

Die Stars der Diplomatie scheinen seit geraumer Zeit ausgestorben zu sein. Die das Handwerk heutzutage betreiben, beweisen in ihren Vorführungen soviel Ungeschick, dass das zahlende Publikum ihnen nachgerade hinter die Schliche kommt. Man fängt an, die Hexerei zu bezweifeln, da den Hexenmeistern die Geschwindigkeit

abhanden gekommen ist. Dilettanten drängen sich an den Zauberkasten, den Zuschauern gefällt die Gaukelei nicht mehr, sie wollen mitspielen und zeigen, wie man die Sache besser machen kann. Der geheimnisvolle Staatskarren hat die Gardinen zu weit zurückgeschoben. Die Zauberutensilien sind erkannt worden. Hinz und Kunz wollen selber zu jonglieren versuchen. Man musste den Wagen rot lackieren und aufs Firmenschild „Demokratie“ malen.

Hinz und Kunz haben ihren Willen erreicht. Die Staatskunst ist auf die Dörfer gegangen. Die Märkte und Flecken wählen ihre Faxenmacher selbst und sehen befriedigt zu, wie die Auserwählten ihre teuren Porzellanteller auf der Nase balanzieren, fallen lassen und entzweischmeissen. Hinter der Bühne ist man bemüht, die Scherben zu kitteln, damit das Variete weiter spielen kann.

Ein wenig Kritik hat das p. t. zahlende Publikum allmählich gelernt. Darauf ist es aber noch nicht gekommen, dass die Teller und Glaskugeln, mit denen im politischen Bumstheater gearbeitet wird, seine Rechte und Interessen sind, dass der Gaul, auf dem die Diplomatie hohe Schule reitet, sein Buckel, und das Seil, auf dem Politik getanz wird, sein Lebensnerv ist. Es schaut gemächlich zu, wie die Staatsartisten der verschiedenen Länder um seine Knochen würfeln und findet gar nichts dabei, dass zur Austragung ihrer Katzbalgereien sein Blut gezapft wird.

Der politische Hokuspokus ist ein verdammt gefährliches Handwerk, nicht für die, die es treiben, sondern für die, mit denen es getrieben wird: und das Objekt der Politik sind die Völker, sind die Nationen im Rahmen der von den Diplomaten gezogenen Landesgrenzen. Alle politische Aktion gilt der Uebertölpelung, Ueberschreitung, Uebervorteilung des nationalen Konkurrenz-Varietes.

Treten Sie ein, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen der zweiundvierzig Jahre alte Wundervogel Deutschland! Das Fabelhafteste in seiner Art! Reicht mit ausgespannten Fittichen von der Maass bis an die Memel, und vom Kopf zu den Krallen von der Etsch bis an den Belt! Noch nicht

dagewesen! Schlägt jede Konkurrenz! Balanziert in einer Klaue das stärkste aller stehenden Heere, mit Reservisten und Landwehr vier Millionen Mann! Dazu eine Riesenschlachtflotte: Panzer, Kreuzer, Torpedos und alles Zubehör! Kolossal! — In der andern Ihre Steuern, meine Verehrten! Ihre Abgaben an Nahrungs- und Genussmitteln, an Beleuchtung, Heizung, Kleidung, Vergnügung und einen kolossalen Bruchteil aller Ihrer Einnahmen! Schwingt gleichzeitig im Schnabel eine noch nie gesehene enorme neue Wehrvorlage nebst eben erfundener Steuerdeckung! Kommen Sie näher, meine Herrschaften! Einzig dastehend! Kinder und Militär ohne Charge zahlen die Hälfte!

Und nebenan:

Kikeriki! Entrez 'sieurs-dames! Hier ist zu sehen der berühmte, konkurrenzlose, wunderbare gallische Hahn! Der, wo die Franzosen das Fliegen gelehrt hat! Er verfügt über die stärkste Luftflotte der Welt! Er beherrscht die ruhmreiche, unbesiegbare gewaltige grrrrande armee! Er wird fliegen vor Ihren Augen à Berlin! Er wird anführen la grrrrande Nation und wird zerstören von oben herunter mit Bomben und Granaten die Konkurrenz prussienne! Vive la république française! Entrez 'sieurs-dames! Kikeriki!

Das p. t. Publikum östlich und westlich der Vogesen sperrt Mäuler und Ohren auf, schreit bravo! und zahlt. Zahlt, dass ihm das Blut aus den Poren schwitzt, zahlt, dass es über dem Geldklimpern nicht hört, wie sich hinter den Kulissen der politischen Variétés östlich und westlich der Vogesen die Artisten unter einander prügeln.

In jeder Bude haben sich Parteien gebildet. Die wissen schon kaum mehr, dass sie das Dach des Nachbars in Brand stecken wollen, die möchten nur noch, jeder dem andern, die Kosten aufladen. Und die Harlekinen und Clowns, die Akrobaten und Salonhumoristen überbrüllen einander und schreien ins Publikum hinein: Wählt! Ich bin der wahre Jakob! Wer mich wählt, soll garnichts zahlen! Ich will nicht dich besteuern, lieber Wähler, son-

dem deinen Freund, deinen Nächsten, deinen Gutsherrn, deinen Tagelöhner, deine Waschfrau, deinen Gastwirt, aber beileibe nicht dich! Und der Wähler hörts, ist ergriffen von der Weisheit seines Kandidaten und macht von seinem Rechte Gebrauch — östlich der Vogesen und westlich.

Möchtet ihr nicht die politischen Gauklerbuden abbrechen, liebe Mitmenschen? Möchtet ihr nicht einsehen, dass euer Land da ist, wo ihr lebt und gedeiht, und nicht da, wo Bismarck Grenzlaten gebaut hat? Möchtet ihr nicht versuchen, für den Ertrag eurer Arbeit zu leben, statt damit Armeen zu füttern? Möchtet ihr nicht Verständigung anstreben zwischen euch und friedliche Gemeinschaft, statt für Kampf und Krieg Marktschreier zu dingen? Möchtet ihr nicht, liebe Mitmenschen, westlich und östlich der Vogesen, diesseits und jenseits der Meere, euch gegenseitig anschauen und euch fragen, ob ihr dazu Menschen seid, um allezeit als Statisten in einem Affentheater zu wirken? Möchtet ihr nicht, jeder bei sich selbst, einmal Umschau halten, ob denn im eigenen Lande alles im Rechten ist, statt euch gegenseitig anzufletschen und Böses zu tun?

Weit, weit im asiatischen Osten haben sich, fast unbenutzt im Getöse des politischen Variété-Krakehls seltsame Wandlungen vollzogen. Ueber Nacht, möchte man sagen, hat die mächtige Mandschu-Dynastie aufgehört zu sein. Ein Riesenvolk hat Ordnung geschafft im eigenen Lande. Die Aufteilung Chinas, die unsere Lehrer uns mit prophetischem Blick vorausgesagt haben, vollzieht sich: nur anders, als unsere Lehrer sie sich vorstellten. China wird aufgeteilt unter den Chinesen. — Aber das ist weit, weit von hier, im asiatischen Osten. Wir werden ins Kino-Variete gehen und uns den Film aufrollen lassen.

Aus dem „Krater“.

Der im Jahre 1909 im Berliner Morgen-Verlage erschienene Gedichtband „Der Krater“, von Erich Mühsam, ist in den Kain-Verlag übergegangen. Da der Verfasser dieses Buch für sein bis jetzt wertvollstes hält, wird er im Ausnahmefalle einmal von der Gepflogenheit absehen dürfen, im „Kain“ nur Ungedrucktes zu veröffentlichen. Die folgenden Gedichte sind sämtlich im „Krater“ enthalten.

Aus dem I. Teil: „Lyrik“.

*Die Kirchenguhr schlägt Mitternacht.
Da unten schäumt der Fluss und keucht.
Die Eisenbrücke ächzt und kracht,
und meine Stirn ist kalt und feucht.
Und meine Finger stehn gespreizt,
es zittert im Gelenk das Knie,
und hinter meinen Augen heizt
der Mondschein brandige Phantasie.
Was will das lüsterne Gestirn? — —
Ein Baum greift aus. Ein Vogel krächzt.
Ein Peitschenschlag durchreißt mein Hirn . . .
Es keucht der Eluss. — Die Brücke ächzt.*

*Ein kleines gelbes Haus, plump überdeckt
von einem flachen Dach aus schwarzem Schiefert
in dem ein klobig roter Schornstein steckt.
Unförmig klimmt aus dieses Schornsteins Bauch
ein dumpfer Lichtschein, eingepackt in Rauch,
der in der Luft verkriecht wie Ungeziefer. —
Ein Vogel macht sich aus dem Lichtschein los,
wächst rot zum Himmel, wächst— wird weltengross,
durchzuckt die Nacht in grausiger Geberde —
und blutet schwere, rote Angst zur Erde.*

Nun, armes Herz, nun half es aus,
was tückisch ein Geschick verhängt.
Nicht jeder wohnt in einem Haus,
wo Freude sich auf Freude drängt.

Und wer da wandert, Fuss vor Fuss
den wehen Weg durch Leid und Pein,
der schreibe lachend einen Gruss
dem Nächsten auf den Meilenstein.

Und geht er dann ein andres Mal
den Weg des Leids — er wird ihn gehn! —
dann bleibt er wohl in seiner Qual
an jenem Meilensteine stehn.

Er liest den Gruss, den er dereinst
für einen fremden Nächsten schrieb,
und denkt sich: Herze, wenn du weinst,
nimm mit dem eignen Trost fürlieb.

Hinter den Häusern heult ein Hund.
Denn die Schatten der Nacht sind bleich und lang;
und des Meeres Herz ist vom Weinen wund; —
und der Mond wühlt lüstern im Tang.

Durch Morgennebel streicht hastig ein Boot,
die Segel schwarz, wie vom Tod geküsst.
Die Flut faucht salzig näher und droht . . .
Dang knarrt der Seele morsches Gerüst.

Aus dem II. (satirischen) Teil.

Frühlingserwachen.

*Wieder hat sich die Natur verjüngt,
wieder sich mit frischem Stoff gedüngt,
und dem Moder wie den jungen Keimen
hat die Kunst zu malen und zu reimen.
Die Gebeine harren der Bestattung,
währenddem die Früchte der Begattung
fröhlich ins Bereich des Lebens ziehn, —
insoferne sie soweit gediehn.
Viech- und Menschern heben sich die Busen;
in den Bäumen quillt's und den Gemüsen.
Tief im Kern der Erde hats gekracht:
Ja, der Früh-, der Frühling ist erwacht.*

Der tote Kater.

*Warum schleicht der Bube Peter
mit gesenktem Kopf herum ?
Warum feixt er? Warum geht er
nicht in das Gymnasium ?
Was geschah mit ihm? Was tat er ?
Seht, von einer Wäscheleine
schlenkert ein gewesener Kater,
senkrecht ausgestreckt die Beine. —
Schlenkert schon seit sieben Tagen;
Peters Blicke aber schleichen,
wo die Tat sich zugetragen,
wo es stinkt nach alten Leichen . . .
Was der Bube sich wohl dachte,
als er dieses scheu vollbrachte? —
Wollt er nur die Luft verstäkern?
Oder freut er sich am Schlenkern?*

Der Revoluzzer.

Der deutschen Sozialdemokratie gewidmet.

War einmal ein Revoluzzer,
im Zivilstand Lampenputzer;
ging im Revoluzzerschnitt
mit den Revoluzzern mit.

Und er schrie: „Ich revolütze!“
Und die Revoluzzermütze
schob er auf das linke Ohr,
kam sich höchst gefährlich vor.

Doch die Revoluzzer schritten
mitten in der Strassen Mitten,
wo er sonst unverdrutzt
alle Gaslaternen putzt.

Sie vom Boden zu entfernen,
rupfte man die Gaslaternen
aus dem Strassenpflaster aus,
zwecks des Barrikadenbaus.

Aber unser Revoluzzer
schrie: „Ich bin der Lampenputzer
dieses guten Leuchtelichts.
Bitte, bitte, tut ihm nichts!

Wenn wir ihn' das Licht ausdrehen,
kann kein Bürger nichts mehr sehen,
Lasst die Lampen stehn, ich bittl
Denn sonst spiel' ich nicht mehr mit!“

Doch die Revoluzzer lachten,
und die Gaslaternen krachten,
und der Lampenputzer schlich
fort und weinte bitterlich.

Dann ist er zuhaus geblieben
und hat dort ein Buch geschrieben:
nämlich, wie man revolützt
und dabei doch Lampen putzt.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich schrieb also an Caro und Landauer, und währenddem kam der Aufseher mit zwei Zigarren. Ich liess mir gleich von ihm Feuer geben und sog nun den warmen Qualm mit einer Gier in meinen, Schlund, als ob ein liebendes Mädchen seinen Herzensschatz nach jahrelanger Trennung wiederfände und abküsste. Diese erste Zigarre, bei der ich meine Briefe zu Ende schrieb, war ein wahrhafter Genuss, den ich mir noch damit erhöhte, dass ich gelegentlich aufsprang und die paar Schritte, die die Zelle dazu Raum liess, paffend auf- und abspazierte. Ganz glücklich stimmte mich auch die Aussicht, dass ich zum Abendbrot endlich etwas Kompaktes in den Leib bekommen sollte. Denn, wenn ich zusammenrechnete, was ich seit meiner Verhaftung an Nahrung zu mir genommen hatte, so ergab sich diese Zusammenstellung: Freitag abend: Milchreissuppe; Sonnabend früh: Weisser Kaffee; Sonnabend mittag: Graupensuppe; Sonnabend abend: Kartoffelsuppe; Sonntag früh: Weisser Kaffee; Sonntag mittag: Graupensuppe mit Fleischfasern. Dazu immer das feuchte Brot, das schmeckte, als hätte man aufgeweichtes Papier mit Kartoffelmehl verknetet. Abgesehen davon, dass solche Kost einem auch nur kümmerlich verwöhnten Gaumen sehr bald recht unsympathisch wird, bewirkte sie bei mir auch eine übertriebene Frequenzierung des „Leibstuhls“, was wiederum auf die Atmosphäre in meiner Zelle keineswegs erfrischend einwirkte.

Nachdem meine Lampe angezündet war, setzte ich daran die zweite Zigarre in Brand. Sie genoss ich mit etwas ruhigerem, abgeklärterem Vergnügen. Ich liess ihren Dampf langsam von der Zunge gleiten und trieb ihn dann ruckweise durch runde Lippen aus dem Mund, sodass der blaue Rauch in Ringen und Blasen, in Tüten und allerlei zierlichen Arabesken vor meinen Augen umherfloss. Diese Art zu rauchen ist nach alter Erfahrung das beste Aphrodisiacum für meine Muse. So geriet ich auch jetzt in die Stimmung, meine Gefangenschaft von einer lyrischen Seite her zu betrachten, und diese Stimmung setzte sich in folgende Verse um:

Auf dem Meere tanzt die Welle
nach der Freiheit Windmusik.

Raum zum Tanz hat meine Zelle
sechzehn Meter im Kubik.

Aus den blauen Himmeln zittert
Sehnsucht, die die Herzen stillt.

Meine Luke ist vergittert
und ihr dickes Glas gerillt.

Liebe tupft mit weichen leisen
Fingern an ein Bett ihr Mal.

Meine Pforte ist aus Eisen,
meine Pritsche hart und schmal.
Tausend Rätsel, tausend Fragen
machen manchen Menschen dumm.
Ich hab eine nur zu tragen:
Warum sitz ich hier? Warum?
Hinterm Auge wohnt die Träne
und sie weint zu ihrer Zeit.
Eingesperrt sind meine Pläne
namens der Gerechtigkeit.
Wie ein Flaggstock sind Entwürfe,
den ein Wind vom Dache warf.
Denn man meint oft, dass man dürfe,
was man schliesslich doch nicht darf.

Bevor ich weiter berichte, will ich mir eine Aufregung von der Seele zu schreiben suchen, die mir im Augenblick mehr gilt als korrekte Buchführung. Eben war Caro hier. Dieser Besuch, der eine häufige erfreuliche Abwechslung ist in der Eintönigkeit meiner Tage, bringt mich aus der Zelle hinaus und ins Büro, wo ich stets den Inspektor antreffe. Ich bitte schon, seit ich hier bin, um die Auslieferung meines kleinen Notizbuches mit den Versen, die seit dem Erscheinen den „Kraters“ entstanden sind. Gestern wollte mir der Inspektor das Buch endlich schicken, ich erhielt aber statt dessen nur meine Brieftasche. Nun benutzte ich eben die Gelegenheit, ihn auf den vermeintlichen Irrtum aufmerksam zu machen, und da stellt sich heraus, dass das Notizbuch überhaupt nicht unter den Sachen ist, die die Polizei notiert und mitgegeben hat. Ich bin völlig verzweifelt. Niemals habe ich das Buch aus der Hand gelegt, nie es aus der Tasche gelassen. Dass es zuhause in der Strasse geblieben sein sollte, halte ich für ganz undenkbar, auch glaube ich mich bestimmt zu erinnern, dass ich es im Polizeibüro in Charlottenburg mit aus der Tasche gekramt habe. Von der Berliner Polizei erhielt ich es nach der Haussuchung zurück. Das weiss ich ganz sicher. Denn als ich auf dem Zettel, der bei den zurückgelieferten Papieren lag, las: 11 Schriftstücke, ein leeres Kuvert und ein Notizbuch, da war das erste, dass ich mich orientierte, welches Notizbuch sie behalten hätten, und ich war seelenfroh, als ich konstatierte, dass mein kleines Versbüchelchen da war und nur das dicke Buch mit den aktuellen Gedichten, den Adressen und den üblichen Gelegenheitsnotizen fehlte, obwohl auch darin mancherlei steht, was ich nur sehr ungern vermisse. Und nun soll das kleine Wachstuchbuch verloren sein! Der lyrische Ertrag eines ganzen Jahres! Mit so vielen kleinen, feinen, zarten Versen an F., von denen ich keine Abschrift habe. Wie nervös wurde ich schon, wenn irgend ein naher Bekannter aus irgendeiner Veranlassung das

Buch eine Viertelminute lang in der Hand hielt! Und nun fahren mir rohe Polizeifäuste in die Taschen und es soll weg sein! Wäre doch alles andere zum Satan gegangen, was ich bei mir hatte! Das Geld meinerwegen. Die 171 Mark wäre immer noch zu ersetzen gewesen, diese Verse sind es niemals. Wer bin ich denn, dass man so mit meinem geistigen, meinem seelischen Gut verfahren darf?! Aber die Polizei ist eine Institution, die das Privileg hat — —¹⁾ Ich habe Caro gebeten, sofort alles zu tun, um das Notizbuch zu retten, für alle Fälle bei der Wirtin suchen zu lassen und vor allem die Charlottenburger Polizei anzufragen. Natürlich wird alles ohne Erfolg sein. Ich müsste nicht der alte Pechvogel sein, der ich bin, um das, was einmal verloren ist, wiederzubekommen. Ich werde mich vorerst bemühen, die Angst, den Schmerz, den Chok zu unterdrücken, der mich schwerer trifft, als die Verhaftung mit allen ihren Einzelheiten, schwerer fast, als mich der Tod eines lieben Menschen treffen könnte.²⁾

Nachdem ich also an jenem ersten Sonntag das Gedicht gemacht hatte, wurde es Zeit zum Abendessen. Ich hörte, wie den Nachbarn ihre Suppe gebracht wurde, und nicht lange darauf kam Giesmann mit meinem Schnitzel und dem Bier. Ich bin jetzt nicht in der Verfassung, den Genuss, den mir dieses Abendbrot bereitete — es lag auch ein richtiges frisches Berliner Brötchen bei — in der behaglichen Breite nachzuerzählen, wie ich das bei den Zigarren tat. Ich stelle nur fest, dass ich das Schnitzel mit ehrlichem Vergnügen ass, das Bier dazu in langen, geniesserischen Zügen aus der Flasche trank und nur bedauerte, so bald mit den Herrlichkeiten fertig zu sein und dann gleich ins Bett zu müssen, da ich vorher sehr gern noch ein bischen frische Luft und Bewegung gehabt hätte. Es half mir nichts. Es klingelte, und die harte Pritsche musste aufgeschlagen werden. Der Schlaf liess auch diese Nacht viel zu wünschen übrig, wie ich denn, seit ich hier bin, noch keine einzige Nacht so geschlafen habe, wie ich es dringend nötig hätte.

Am nächsten Morgen musste ich schon aus dem Bett, als es noch ganz dunkel war, und die Geschäftigkeit in allen Zellen und an allen Latrinen begann schon zur Wochentagszeit, d. h. gleich nach 6 Uhr. Natürlich war ich zur Aufstehenszeit am müdesten, denn, mag man mich immerhin zwingen, mich um 7 Uhr nachmittags hinzulegen, das Einschlafen bin ich nun mal erst zwischen 2 und 5 Uhr nachts gewöhnt, und diese Gewohnheit lege ich anscheinend sehr

¹⁾Den Nachsatz möchte ich mit Rücksicht auf die hohe Staatsautorität der Drucklegung vorenthalten.

²⁾ Ich erhielt das Notizbuch nach meiner Haftentlassung zurück. Es war aus Versehen dem Untersuchungsrichter in München geschickt worden, der es mir auf Antrag wieder zustellen liess.

schwer ab. Ich war infolgedessen auch nach dem Anziehen noch recht schläfrig, und als der Kaffee in dem grossen Bottich herumgetragen wurde und die düstere Sträflingsstimme „Essnapf!“ rief, da hielt ich ganz mechanisch meinen Essnapf unter den Schöpflöffel und kriegte ihn fast ganz voll mit warmem weissem Kaffee. Auch das Mordsstück Brot wurde mir wieder ausgehändigt. Ich goss den Kaffee, soweit es mir gelingen wollte, in meinen Hals, den Rest in das Geschirr, das ich kurz vorher gereinigt hatte. Von dem Brot ass ich nur wenig, das übrige nahm mir Giesmann nachher mit Vergnügen ab.

An diesem Morgen lernte ich wieder etwas Neues kennen, nämlich den gemeinsamen „Spaziergang“ im Freien. Um ½8 Uhr in der Frühe wurde die Zelle aufgemacht, der Aufseher machte mich darauf aufmerksam, dass man gleich ins Freie gehe und ersuchte mich, meinen Hut zu nehmen. Ich glaubte, jetzt werde ich wohl in einen schmucken Garten geführt werden, wo ich mich gemächlich zwischen herbstlichen Bäumen — es war immerhin schon der erste November — ergehen dürfte. Diesen Glauben dämpfte ich dann freilich ein wenig, als auf dem Korridor ein Beamter auf mich zu trat — ich hielt ihn immer für einen der drei bis vier Aufseher, weiss aber jetzt, dass er der Oberaufseher ist — und mich fragte, ob ich auch mit hinunter wolle. Zu einer anderen Zeit könne er mich leider nicht hinauslassen, aber ich brauchte nicht mit den andern in einer Reihe zu gehen, sondern möge nur immer in der Mitte des Hofes allein bleiben. Darauf legte er die Hände um den Mund, stemmte sich mit aller Kraft gegen das Brückengeländer und rief laut schallend: „Austreten!“ — Aus allen Zellen kamen sie jetzt hervor, die Untersuchungsgefangenen, die Zivilgefangenen und die Strafgefangenen, jeder mit dem Hut in der Hand, und liefen die Treppen hinunter zum untersten Korridor. Dort stellten sie sich Mann für Mann nebeneinander auf. Mich schickte der Oberaufseher ans äusserste Ende, und dann setzte sich der Zug in Bewegung, ein paar weitere Stufen hinunter zum Gefängnishof. Diesen Hof umschliesst nach drei Seiten das Gefängnis selbst, nach der vierten eine hohe Mauer, über die hinweg man die Rückwand eines Charlottenburger Miethauses mit vielen Winkeln und allerlei von dürftigen Gardinen verhängten Küchen- und Treppenfenstern sieht. Der Hof hat, das habe ich wiederholt gezählt, 90 Schritte im Umfang und eignet sich, da die ihn umgebenden Hausmauern mindestens 25 Meter hoch sein dürften, und da auf die Steine, mit denen er gepflastert ist, fortwährend dicker, kranker Auswurf gespuckt wird, zu einem Luftkurort so gut wie Timbuktu zum Seebad. Um diesen Hof marschierten also die Gefangenen herum, immer im Gänsemarsch, und als ich mich dem Zuge anschliessen wollte, legte mir der Oberaufseher nahe, doch allein quer über den Hof zu spazieren. Das tat

ich denn auch, — aber nur das eine Mal. Es ist mir unangenehm, in den Blicken der armen Menschen die Frage zu lesen: Warum soll der nicht mit uns in einem Zuge gehen? Weil er einen besseren Anzug trägt? — Ich bin vom nächsten Tage ab immer mit im Gänsemarsch gegangen.

Fortsetzung folgt.

Bemerkungen.

Der rührige Zensor. Ein in seiner Eigenschaft als Dramatiker trotz jahrzehntelanger Bemühungen bisher unbekannter Autor entschliesst sich, das Elaborat seiner Seele von öffentlicher Tribüne herunter vorzulesen. Das ist sein gutes Recht, wie es das gute Recht seiner Zuhörer gewesen wäre, ihren Beifall oder ihr Missvergnügen zur Orientierung des Dichters verlauten zu lassen. Aus der Vorlesung wird nichts, weil die Polizei sie verbietet. Der Autor schlägt Lärm. Auch das ist sein gutes Recht, ebenso dass er einen Protest verfasse, in dem er sich in miserablem Deutsch seine Qualität als dichterisches Genie bestätigt, und dass er mit diesem Protest hausieren geht, um Unterschriften zu sammeln. Den Mann trifft gar kein Vorwurf, wohl aber die Leute, die ihre guten, wertvollen Namen dazu hergeben, dass einem Minderbürtigen das Zeugnis als Ebenbürtiger ausgestellt wird, bloss weil die Polizei sein Werk nicht für die Vorlesung freigeben will. Das Zensurverbot bestätigt einer Arbeit weder ihren Unwert noch ihren Wert. Ein Zensurverbot wird dadurch, dass Männer wie Wedekind, Thoma, Meyrink usw. das betroffene Drama vor aller Welt preisen, nicht mehr ins Unrecht gestellt, als wenn sie sich mit der Erklärung begnügt hätten: „Die Polizei ist keine ästhetische Instanz. Wir protestieren dagegen, dass sie sich als solche aufspielt.“ — Eine solche Erklärung hätte ich, auch wenn ich das Werk und seinen Verfasser durchaus niedrig einschätze, unbedenklich und überzeugt mit unterzeichnet. Damit, dass die Protestierenden zugleich ein Werturteil abgeben, erreichen sie erstens, dass die Polizei sagen kann: Die Herren begründen ja ihren Protest mit der überragenden Qualität des Stückes. Sie geben damit zu, dass wir schlechte Stücke von der öffentlichen Vorlesung ausschliessen sollen. Was aber gute und schlechte Stücke sind, darin gehen die Meinungen auseinander, und wir haben den Zensurbeirat ¹⁾ und die Macht, also gilt vorerst unsere Meinung. Zweitens bewirken die Herren, dass sich jeder Dilettant nach einem polizeilichen Vor-

¹⁾ Zu allgemeinem Befremden ist neuerdings Herr Thomas Mann in den Münchener Zensurbeirat eingetreten. Ich bezweifle natürlich nicht, dass sein Entschluss in der Hoffnung wurzelte, als Mitzensor Talenten gegen die Polizeimacht zu helfen. Die Erfahrungen, die Max Halbe zur Niederlegung seines Ehrenamts veranlasst haben, hätten aber doch Herrn Mann warnen sollen, keinen ausgezeichneten Namen für die Zensurtaten des Herrn v. d. Heydte mitverantwortlich zu machen. Jedes Verbot bleibt an allen Zensoren hängen. Denn wie jeweils dieser oder jener Beirat gestimmt hat, und ob ihm ein verbotenes Werk überhaupt vorgelegen hat, bleibt durchaus Geheimnis der Weinstrasse. Thomas Mann sollte sich wirklich für eine solche Stroh puppen-Rolle zu schade sein und schleunigst dem Beispiel Max Halbes folgen.

lesungsverbot sehnen wird, da er ja dadurch kostenlos von den Besten der deutschen Literatur die Bestätigung als Dichter erhalten kann. Wenn schon die Polizei den Unterschied zwischen Wedekind, Thoma, Bahr auf der einen Seite und irgendeinem Stümper auf der anderen Seite nicht machen kann, die Herren Frank Wedekind und Ludwig Thoma, meine ich, sollten ihn machen.

Notabene: Ich habe stark Zweifel, ob sich die Polizei beim Verbieten öffentlicher Vorlesungen überhaupt in berechtigter Ausübung ihrer Amtsvollmacht befindet. Ich beabsichtige, bei passender Gelegenheit die Probe aufs Exempel zu machen und, ohne die hohe Genehmigung einzuholen, das vorzutragen was mir passt. Die Bestimmungen, die für öffentliche Aufführungen gelten, gelten nach meiner Auffassung der Dinge keineswegs für öffentliche Vorlesungen eines Einzelnen. Ich fordere niemanden auf, irgend etwas gegen die Anordnungen der Polizei zu unternehmen, aber ich teile meinen Lesern mit, dass ich es tun würde.

„Titanic.“ Nachdem der Zeitungsleser die Familiennachrichten studiert und festgestellt hat, dass keiner seiner Freunde, Feinde und Anverwandten geboren, gestorben oder in den Ehestand getreten ist, wendet er sich der Rubrik „Unglücksfälle und Verbrechen“ zu. Ueber Gattenmorde, Liebestragödien, Rabenmütter und Eifersuchtsdramen gelangt er zu den Automobilapachen, empört sich über die verbrecherische Kaltblütigkeit der Räuber, die ihm gleichwohl in verborgenen Seelenfalten imponiert, und ist schliesslich in hohem Masse befriedigt, dass die rächende Staatsgewalt der Banditen doch habhaft geworden ist, und dass Bonnot nicht ohne sehr ungewöhnliche und gruselerregende Begleitumstände ums Leben kam. Es folgt die Lektüre der Eisenbahntgleisungen, Schiffszusammenstösse, Erdbeben, Schlagenden Wetter, Fabrikexplosionen und Warenhausbrände, bei denen in der Regel nur eine grosse Anzahl von Leichen dem Bedürfnis nach sensationellem Kitzel einigermaßen genügt. Hat er die Spitzmarke „Schreckliches Unglück auf den Fidji-Inseln“ gelesen, so fragt der Leser nur: Wieviel Tote? und: Wer hat Schuld? Das Interesse an Bedauerlichkeiten erlahmt im Quadrat der Entfernung und im umgekehrten Verhältnis zu Besitz und Einkommen der Betroffenen.

Seit langer Zeit hat kein Unglücksfall das öffentliche Gemüt in solchem Masse erhitzt, wie die „Titanic“-Katastrophe. Der wahre Grund dieser Erhitzung liegt bestimmt nicht im reinen Mitgefühl mit den 1600 im Ozean begrabenen Menschen. Man hat Minenexplosionen erlebt, die doppelt und dreifach soviel Opfer verlangt haben, und der Gang der Geschäfte blieb ungestört. Das Mitgefühl gedieh höchstens bis zur Neugier, wen die Untersuchung schuldig finden würde. Das Entsetzen über den Untergang der „Titanic“ gilt nur einem Zehntel der Toten. Die Riesenzahl derer, die zugleich starben, ist nichts als eine wirksame Folie bei der Beweinung der Minderheit, deren Millionen sich gegenüber der Kraft eines schwimmenden Eisbergs als unwirksam erwiesen haben.

Gewiss ist es unendlich traurig, zu denken, dass Menschen in der Gewohnheit, ihren Launen jedes Vergnügen zu gönnen, ein neues unerhört prächtiges Schiff besteigen, dessen Name schon die Bezwingung jeder Naturmacht verspricht, und inmitten der Freude, als erste eine Siegesfahrt an Schnelligkeit, Sicherheit und Luxus über das Weltmeer zu machen, vom eiskalten, unsäglich schauerhaften

Tode überrascht werden. Aber der Gedanke dämpft das Mitleid mit diesen reichen Leuten, dass bei den Rettungsversuchen die Armen, die nicht um des Vergnügens, sondern um ernster Lebensnotwendigkeiten willen die Reise mitmachen, ganz vernachlässigt wurden, ja, dass man, um den Reichen das Vergnügen der Seereise zu erhöhen, die selbstverständlichen Vorsichtsmassregeln schon vor der Abfahrt versäumt hatte.

Jetzt, wo das Unglück geschehen ist, klagt man die White Star Linie und ihre Direktoren an, dass nicht genug Rettungsboote an Bord waren. Die die Anklage erheben, sollten sich fragen, ob sie, hätten sie als Vergnügungsreisende die Fahrt mitgemacht, nicht ganz einverstanden gewesen wären, dass da, wo für die Zwischendeck-Passagiere Boote hätten untergebracht werden können, lieber Tennisplätze geschaffen wären und Bannen, die ihre Damen auf Kamelen abreiten dürften. Man schimpft, dass die Gesellschaft den Schnelligkeitsrekord schlagen wollte und vergisst, dass das zu den Sensationen gehörte, die man dem verwöhnten Luxuspublikum bieten musste.

Die Forderung, die angesichts des Untergangs der „Titanic“ erhoben werden müsste, sollte so lauten: Wer sich für sein Geld in Gefahren begeben will, dem soll man die Möglichkeit dazu mit allem nur erdenklichen Luxus schaffen. Man soll aber die Armen, die nur übers Meer wollen, und denen weder an Tennisplätzen nach an Sportserfolgen liegt, auf sicheren Schiffen und mit aller Vorsicht gesondert befördern. Um hundert Menschen eine Fahrt angenehm zu machen, soll man nicht tausend in Gefahr bringen, die von den Annehmlichkeiten ohnehin nichts haben.

Endlich möge man die Anklagen gegen die Gesellschaft solange zurückstellen, bis man sich nicht geprüft hat, ob man nicht selbst Dreck am Stecken hat. Kein Aktionär irgend eines Bergwerks sollte gegen die White Star Linie den Mund auf tun, sondern bedenken, dass er, was oft schrecklich zu Tage trat, seine Dividenden der Ersparung von Sicherheitsmassregeln für die arbeitenden Bergleute dankt. Dem gefühlvollen Zeitungsleser aber sei nahegelegt, seine Tränendrüsen zu schonen. Seine Trauer um die 1600 Toten kann so gross nicht sein, da er jeden Tag bereit ist, für die „Ehre der Nation“ einem Krieg zuzustimmen, der, was er vorher ausrechnen kann, das Hundertfache an Menschenleben kosten kann.

Werfen wir der Natur nicht ihre Eisberge vor, solange wir Menschen ihr mit unsern Mordwaffen den Rang ablaufen.

Die Jesuiten. Es herrscht grosser Schrecken im Lande Bayern. Die Liberalen und Sozialdemokraten haben seit Jahr und Tag dem Zentrum geholfen, die Aufhebung des Jesuitengesetzes herbeizuführen. Ungezählte Male hat der Reichstag (der bekannte Willensausdruck des deutschen Volkes) denn auch die Aufhebung des Jesuitengesetzes beschlossen. Aber der Bundesrat, die Exekutive der Regierungen, wollte nicht. So blieb das Ausnahmegesetz in Kraft. Nun hat plötzlich Bayern eine neue Regierung gekriegt, die — ein erster Schritt zu dem von Liberalen und Sozialdemokraten inbrünstig herbeigesehnten parlamentarischen Regime — der Mehrheit des Parlaments entsprechend zusammengesetzt ist. Diese Regierung hat das Mittel gefunden, dem im Reichstag so oft bekundeten Willen des deutschen Volkes Geltung zu verschaffen. Sie hat mit einer geschickten Interpretation das von Liberalen und Sozialdemokraten immer wieder

abgelehnte Jesuitengesetz für Bayern so ziemlich unwirksam gemacht. Eine echt demokratische, echt volkstümliche Regierung — wie? Ja, Husten! Die Liberalen und Sozialdemokraten haben sich anders besonnen. Sie schreien Zeter und Mordio, weil die Reichsgesetze von der bayerischen Regierung nicht respektiert werden. Sie schreien im deutschen Reichstag und sie schreien im bayerischen Landtag, nur während sie sonst den Bundesrat anklagen, dass er die Beschlüsse des deutschen Volkes nicht vollziehe, klagen sie ihn jetzt an, dass er die Interpretation eines Gesetzes im Sinne der Beschlüsse des deutschen Volkes nicht hindere. Und eine Angst vor den Jesuiten kommt dabei zum Vorschein, dass man sich die Nase zuhält vor soviel vollen Hosen! Ach, liberale und sozialdemokratische Freiheitskämpfer, lasst sie ruhig ins Land, die bösen Jesuwiter! Mit Staatsgesetzen macht man unbequeme Bewegungen doch nicht tot, und euch gegenüber werden die Leuten ohnehin nichts zu tun finden. Um mit euch Kropfzeug fertig zu werden, bedarf es wirklich keiner Jesuitenkünste.

Vom Geistesmarkt. Die „Meggendorfer Blätter“, Zeitschrift für Humor und Kunst, bringen in ihrer Nr. 1114 vom 30. April 1912, auf Seite 99 folgenden Witz:

„Moderner Haushalt.

Frau: „Ich habe zwei Zentner Kohlen bestellt!“

Mann: „Warum denn gleich zwei?““

**Im Kain-Verlag München, Baaderstraße 1a
ist erschienen:**

„Der Krater“

Gedichte von Erich Mühsam.

Preis: M. 2.—

KAIN, Heft 12. Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — „M. N. N.“ — Die Stimmrechts-Amazonen. — Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. — Bittingers Fehltritt.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchener Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post“. — Die Tugend hat gesiegt.



Preßrelationsbureau „hansa“

Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ♦ holsteiner Ufer 7 ♦

Inh.: Jng. M. Krause

liefert alle Nachrichten über

Kunst, Literatur, Wissenschaft

schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!



Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
8 Pfennig
zu
frankieren.

An

Don
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1912. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
.....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang II.

No. 3.

Juni 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Strindberg. — Tagebuch ans dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Bonnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.



Der Krater.

Don Erich Mühsam.

Kain-Verlag München.

Preis Mk. 2.—

Mühsams starke Lyrik gehört zu der Kunst, in der der Autor eine seltsame Verschmelzung von Produkt und Produktivität darstellt. Unsere Zeit ist schon so, dass in ihr meistens nicht die Shakespeares dichten, die Produktiven, sondern die Hamlets, die Produkte; nicht die Prägenden, sondern die Geprägten. Auch Mühsam ist ein Geprägter; nur hat ihm nicht die Literaturübung und die Mode den Stempel aufgedrückt, sondern das Leben und die Zustände unserer Zeit. Man hat den Eindruck: die Leiden, die er in bitteren und scharfen Tönen, manchmal fast mit einem feixenden Exhibitionismus hinausschreit, sind nicht nur erfahrene, geistig und seelisch erlebte, die von einem Individuum empfangen werden, sondern diese Schmerzen sind er selbst; sie sitzen nicht nur als Begegnungen in seinem Geist, sondern sie sind von Geburt wegen mit ihm verbunden; sie sind sein ganzer Mensch und sein Körper. Was er darum dichtet, ist nicht nur politische oder soziale oder sozialistische Lyrik; nicht nur leidende Liebe und Sehnsucht und Geilheit und Galgenhumor; aus ihm dichtet die Unbeherrschtheit, der Jammer, die Wut und manchmal geradezu die Degeneration und Neurasthenie. Das Alles aber natürlich verbunden wiederum mit geistiger Beherrschtheit mit viel Wissen um seinen Zustand, mit Witz und Ueberlegenheit und mit einer grossen Güte, die aus reichlicher Bosheit immer wieder hervorbricht. Da nun Mühsam dazu eine sehr starke formale Begabung hat, eine grosse Kraft des Rhythmus, die oft bezwingend ist, die Kunst des Abrundens und Gestaltens, die Macht des anschaulichen Bildes bis zur Grellheit und der stark betonten Rede bis zur Beschwingtheit und obendrein eine erstaunliche Schlagkraft des Reims (die er nur nie verstandesmässig-witzig in den Ausbruch des Gefühls hineinplumpsen lassen dürfte), so ergeben sich in dem Bande viele Gedichte, die uns in die Qual, die Brunst, die Wildheit und den Aberwitz tief hinein-zwingen. Wir erleben in einem Mitfühlen, gegen das nur der Kalt-sinn eine Wehr hat, das „Lebensfeuer, dessen Knecht“ er ist, dieser Verbannte, dieser „Trunkenbold des Leides“. Und manchmal kommt darüber hinaus ein Ton der Schönheit und der Weihe und der Selbstsicherheit, dass wir uns sagen: Wenn er, der diese Jugend der Qualen und des Tobens hat, einmal doch noch ein Reifer werden sollte, dann wird er ein Grösserer sein, als die vielen Scheinreifen, die schon fertig auf die Welt gekommen sind. Und vielleicht ist er auch heute schon ein Grösserer?

(Gustav Landauer in der „Zukunft“.)



Jahrgang II.
No. 3.

München,
Juni 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Strindberg.

Das Lebenswerk August Strindbergs ist abgeschlossen. Die Welt ist um eine Elementarkraft ärmer geworden. — Ich gestehe, dass diese Feststellung vorerst alles enthält, was mir am frischen Grabe des Toten auszusprechen Bedürfnis ist. In aller Eile die äusseren Daten seines Lebens aus Literaturkalendern und Konversationslexiken herauszustöbern oder gar alles Erreichbare an Strindbergschen Büchern zusammenzuraffen, um aus flüchtiger Durchsicht ein Charakterbild zu fixieren, käme mir wie Leichenschändung vor. Ein zuverlässiges Portrait dieses Genies ist solange noch gar nicht möglich, wie der Nachlass, der wahrscheinlich sein Persönlichstes enthält, nicht vorliegt, und wie nicht eine abklärende Distanz zwischen der Zeit seines Schaffens und der einer objektiven Bewertung entstanden ist. Die Spannweite der Strindbergschen Produktion ist so gross, dass das kritische Urteil zunächst dem Gefühl allein vorbehalten bleiben muss. Mein subjektives Gefühl ist voll Bewunderung für die ungeheure dichterische Dynamik, die in Strindbergs Werken Gestaltung fand, und voll Ablehnung gegen das abgründlich hässliche Weltbild, das

sich in allen seinen Leidenschaften spiegelt. Nichts schien diesem Riesengeist göttlich, alles sah er durch die Brille einer qualvollen Teufelsgläubigkeit. Die Konsequenz der Satanskonfession Strindbergs war der Gang nach Damaskus, war die Flucht ins Christentum. Aber Strindberg blieb als Christ, was er als Heide gewesen war: ein mystischer Nörgler, ein fluchender Titan. Und er hatte den Mut zu seiner Skepsis. Nichts galt ihm sicher, nichts erklärt. Die Wissenschaft hat in Strindberg ihren gefährlichsten Feind verloren. Das Räderwerk ruht, in dem ihre „Erkenntnisse“ zerstückelt wurden. Auch zu seinen Feigheiten hatte Strindberg den Mut. Er zitterte vor dem Weibe, das für ihn das starke Geschlecht repräsentierte, dem er sich hörig fühlte und das er dafür hasste mit der ganzen Inbrunst seiner gigantischen Künstlerschaft. Unsagbar hässlich war die Welt, die Strindbergs Augen sahen, unsagbar grossartig aber ist das Bild, das er von dieser Welt gemalt hat. Mit Strindberg verblich die andere der Gestalten, die die letzten fünfzig Jahre überragten: Leo Tolstoj ging vor ihm, den Nachfahren aber wird es überlassen bleiben, ob sie sich zu Tolstoj's himmlischer Welt oder zu Strindbergs höllischer entschliessen wollen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Während ich nun so allein mitten über den Hof ging, hin und zurück, immer hin und zurück, und die andern in langem Zuge — es waren 25 Mann (es wird in mehreren Abteilungen marschiert) — immer um den Hof herum, immer herum trotteten, sah ich mir die einzelnen Gestalten an. In Sträflingsanzügen waren nur ganz wenige, nur solche, die, wie es in den Verhaltensvorschriften hiess, ohne reinliche und schickliche Kleidung ins Gefängnis eingeliefert waren. Die meisten trugen einfache Arbeiteranzüge mit Schirmmützen und an den Füssen Anstaltslatschen. Nur vielleicht fünf oder sechs ausser mir hatten eigenes Schuhzeug an. Auch das Alter war nicht so unterschiedlich, wie man vermuten könnte. Mein Wagengefährte, der Mann, der selbst an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifelte und den ich in steifer Haltung im Zuge schreiten sah, dürfte der älteste Insasse des Gefängnisses sein, sofern nicht in Abteilungen, die mir

unsichtbar bleiben, noch ältere Leute stecken. Blass, kränklich und wenig intelligent sahen fast alle aus, wenige robuste Kerle nur, und fast gar keine geistig beträchtlichen Physiognomien.

Ich will einige hervortretende Typen hier festzuhalten suchen. Einer war da, in Gang und Haltung wie ein Vikar, in schwarzem Gehrock, mit rundem schwarzen Hut, Oberhemd und schwarzer Kravatte, der bei weitem eleganteste der Häftlinge. Aber das Gesicht von ganz minderweitem Ausdruck, blöde, reuig, interesselos. Grosse, schlappe aus den Manschetten hängende Hände. Wahrscheinlich ein unzuverlässiger Geschäftsangestellter, der seinen Skatverlust durch Unterschlagung einer Postanweisung decken wollte. Dann ist da ein gesunder, rundlicher, netter junger Kerl in blauem Sträflingskittel. Er scheint immer lustig zu sein. Jedenfalls hat er etwas Sonniges, Lachendes an sich. Er führt den kläglichen Zug an und scheint, wie ich an den folgenden Tagen beobachten konnte, an dieser Würde besonderes Gefallen zu finden. Man wird ihn mal geärgert haben, und daraus mag eine Sachbeschädigung oder ein Hausfriedensbruch geworden sein. Einer ist da, ein Mensch von vielleicht 27 Jahren, der geht mit steif nach hinten gebogenem Körper, die Hände in die Taschen seiner gelben Jacke vergraben, die schwarzbärtige Oberlippe zusammengekniffen, einher, ohne nach links oder rechts einen Blick zu werfen. Er sieht ziemlich verschlagen aus und man könnte ihn für einen Heiratsschwindler halten. Zwei besser gekleidete Leute sind erst im Laufe der Woche dazugekommen. Einer, der zwei Zellen neben mir wohnt (neben meiner neuen Behausung nämlich, von der noch zu reden sein wird), hat das intelligenteste Gesicht von allen meinen Mitgefangenen. Etwa 36 Jahre alt, blonden, dichten an den Seiten beschnittenen, nach unten gefranzten Schnurrbart, kluge braune Augen, sicheren, beinahe weltmännischen Gang. Heute kam er während einer der Geschirrrreinigung gewidmeten Zellenöffnung zu mir, mit einem Plättchen in der Hand, und bat mich um Lektüre für den Sonntag. Ich gab ihm die Aphorismen von Peter Hille, die Droop unter dem Titel „Aus dem Heiligtum der Schönheit“ bei Reclam herausgegeben hat. Ob er viel Genuss an diesen Herrlichkeiten haben wird, weiss ich nicht. Ich traue ihm aber zu, dass er wenigstens das biographische Vorwort mit Interesse lesen wird. Ich hätte ihm gern was anderes mitgegeben, hatte aber garnichts geeignetes, weil ich die Bücher, die Caro mir kürzlich brachte, ihm heute zurückgegeben habe. Da der Mann meinen Namen nicht kennt, der in dem Vorwort mehrfach genannt wird, kann er ja auch nicht auf die Vermutung kommen, dass ich ihm die Schrift etwa aus Eitelkeit überlassen habe. Was mag er begangen haben? Vielleicht eine Urkundenfälschung oder ein ähnliches Delikt, zu dem die Geschäftsusancen in unserer wunderlichen Gesell-

Schaftsordnung ja reichlich Gelegenheit bieten. Der andere Mann, von dem ich sprach, mag im gleichen Alter stehen. Er hat ein gelbliches Gesicht, kurz geschnittenen schwarzen Schnurrbart, verkniffene Züge und graumeliertes Haar. Ein Mensch, der nicht im mindesten skrupelhaft aussieht und dem ich schon eine grosszügige Betrügerei zutrauen könnte.

Die auffälligste Erscheinung unter den Sträflingen ist ein jüngerer Mensch im Arbeiteranzug. Er ist wohl das hässlichste und abschreckendste Menschenexemplar, das ich je gesehen habe. Die ganze obere Gesichtshälfte ist von einem riesigen Muttermal überdeckt, das in allen Farben eines Pavianhintern schimmert. Das Kinn, das ganz ohne Form ist, liegt darum, wie eine weissgetünchte Schuppenkette. Die graugelben Augen haben einen bösen, stechenden Blick. Der Körper ist gedrungen, der Rücken zum Nacken hinaufgezogen, die Glieder sind plump und doch hat der Gang etwas schleichendes, heimtückisches. Der vollendete Typ eines psychopathischen Schwerverbrechers, unsäglich roh in Bewegungen und Gebahren. Der Mensch wendet seine viehische Fratze frech nach allen Seiten, als ob er damit kokettieren wolle, spuckt unter lautem Rülpsen vor sich weg, grinst fortwährend, stampft seine klobigen Fäuste nach unten, furzt, indem er stehen bleibt und sein Bein aufhebt und führt Selbstgespräche in den verdorbensten und gemeinsten Ausdrücken. Ich sehe weg, sobald er an mir vorbeikommt, aber er scheint es bemerkt zu haben und feixt mich von unten herauf schief, frech und schäbig an. Jeder Gewalttat, glaubeich und jeder Schurkerei ist dieses Scheusal fähig. Aber ein Schulbeispiel scheint mir dieser Mann zu sein dafür, dass alle Schlechtigkeit Unglück, dass alle Schuld Schicksal ist (und von der Akademieformel gewisser Psychoanalytiker, dass alles Schicksal selbstgewollt sei, halte ich nicht allzuviel). Richard III. ins Proletarische übersetzt. Kann dieser Mensch gut sein, edel, menschenliebend, den die Natur so infam hässlich gemacht hat? Niemals werden zärtliche Lippen seine entsetzliche Larve geküsst haben. Muss da nicht der Neid aufsteigen und die Wut und die Bosheit und alle Niedrigkeit? — Und nun ist wohl die Lust über ihn gekommen, Böse» zu tun — ohne Ahnung von seinen eigenen Gründen Rache zu nehmen an den Menschen für das schmachliche Verbrechen, das die Natur an ihm beging. Und er schlägt jemandem das Auge ein oder vergewaltigt ein Kind oder zündet seinem Nachbarn das Haus an, oder raubt einem behäbigen Rentier den Geldbeutel; denn bitterarm ist er obendrein Doch. Aber was mordete doch der bleiche Verbrecher? Er mordete nicht um zu rauben, sondern er raubte um zu morden. Nietzsche hat die Menschen gekannt. Die Häscher aber greifen nach der unseligen Missgeburt, und die Richter verbünden sich, ihn zu strafen für

all sein Leid, für all sein bitteres Unglück. Und nun haben sie ihn ins Gefängnis gesetzt, dass ihm seine Enterbung um so deutlicher bewusst werde. Statt dass man alles täte, was in schwachen Menschenkräften steht, um soviel Unheil erträglicher zu machen! Guten Wein sollte man ihm geben und weiche Betten, auf Gummi sollte er fahren dürfen und flinke Hände jedem seiner Wünsche bereit finden! — So, nur so könnte man die Gesellschaft schützen vor seiner Rache, vor seinem, doch wohl gerechten Zorn. So, nur so könnten wir uns selbst schützen vor den Vorwürfen, die wir uns bei seinem Anblick zu machen haben.

Gleich wird die Glocke zum Schlafengehen läuten. Ich muss für morgen aufheben, was über den Montag noch zu sagen ist, und muss mich vorbereiten, lange wachend im Dunkeln zu liegen und viele schmerzliche Gedanken passieren zu lassen, die heute wohl meist meinem lieben, vermissten schwarzen Notizbuch gelten werden.

Sonntag, den 7. November 1909.

Wo stand ich doch? Bei dem ersten Morgenspaziergang auf dem Gefängnishof. Täglich früh um ½8 Uhr müssen wir hinaus (heute am Sonntag, blieb es uns erspart) und einer hinter dem anderen hermarschieren, gegen 30 mal herum um den dumpfigen Hof. Zweimal habe ich die Rundgänge gezählt und einmal 29, einmal 32 festgestellt, und der ganze Umkreis ist bezeichnet von dem dicken, gelben, schleimigen Auswurf der armen Menschen, die man fortwährend röchelnd ausspucken hört. Ich habe ein Grausen vor dem wurmartigen Schleim, der an meinem Wege liegt, und hebe den Kopf hoch, um ihn nicht sehen zu müssen, denn immer fürchte ich, es könnten sich Tuberkeln daraus befreien und den Weg in meinen Hals finden. Zwanzig Minuten dauert der Rundmarsch. Zwanzig Minuten Gefängnishof im dicken grauen Morgennebel, das ist die einzige Zeit, wo wir hier „frische Luft“ atmen dürfen.

Den Montag-Vormittag benutzte ich dann zum Briefschreiben: an C, an S., an die Freunde im Cafe des Westens, an F., der der einzige ist, von dem ich Antwort bekam. Aber gestern erfuhr ich durch den Inspektor, dass diese Postkarte und ein Heft der „Schaubühne“ von ihm direkt zu mir hinaufgeschickt worden seien, weil er gleich sah, dass das ohne Belang war, dass aber alle anderen an mich eingetroffenen Postsachen, und es seien schon etliche angekommen — an den Richter weitergeführt seien. Gesehen habe ich davon noch garnichts. Auch eine Titelzeichnung für ein neues Buch, über das ich am Tage vor meiner Verhaftung mit F. gesprochen hatte, entwarf ich, musste aber bei allen diesen Beschäftigungen häufige Pausen eintreten lassen, weil das von hinten fallende Licht meinen Schatten vor mich auf das Papier warf, und das Schreiben und Zeichnen daher meine Augen ausserordentlich anstrengte.

Mittags wurde ich ins Büro hinuntergerufen, wo Caro mich erwartete. Wir berieten über das, was zunächst geschehen müsse, und er erzählte mir, dass meine Verhaftung von allen Bekannten mit grosser Teilnahme aufgenommen wurde, und dass sich auch die Presse, abgesehen wieder von einigen liberalen Organen, deren Schmöcke mich in meiner „Harmlosigkeit“ als nicht ernst zu nehmen beschimpften, sympathisch benähme. So las er mir eine Notiz aus der „Welt am Montag“ vor, die entschieden für mich Partei nahm.¹⁾ Ich trug Caro noch einige Wünsche auf, vor allen Dingen bat ich ihn, für Lektüre zu sorgen und für Decken, die die Härte meines Lagers weniger empfindlich machten. Er versprach alles und ging. Ich Hess mich wieder in meine Zelle sperren. . . .²⁾
(Fortsetzung folgt.)

Münchener Theater. „Circe.“ — „Jedermann.“

Calderons „Circe“ aufzuführen ist ein interessantes Experiment, und das Künstlertheater hatte den Mut, bei der Eröffnung der Bayerischen Gewerbeausstellung das Experiment zu machen. Herr Georg Fuchs hat das phantastische Festspiel nachgedichtet, Herr Eduard Künneke hat eine Musik dazu geschrieben, Herr Alfred Halm inszenierte die Aufführung und Herr Professor Hierl-Deronco entwarf Dekorationen und Kostüme. Bewährte Schauspieler suchten zum Gelingen beizutragen: Tilla Durieux, Max Pallenberg, Waldemar Stägemann, Ludwig Hartau.

Das Experiment — das sei vornweg bemerkt — misslang. Ich möchte niemandem Schuld aufbürden. Es war ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt. Nicht dass ich die Künstler untauglich schelten sollte. Ihren Bemühungen dankten wir wundervolle Einzelheiten. Es sei hier aber einmal ausgesprochen: Das Künstlertheater selbst, das uns als Normal- und Reformbühne gepriesen wurde, ist eine für festliche Regie durchaus ungeeignete Anstalt. Um üppige Szenen wirksam zur Geltung zu bringen, dazu braucht man zunächst Platz. Um phantastische Szenen phantastisch

¹⁾ Als ich aus dem Gefängnis herauskam, konnte ich allerdings feststellen, dass auch nur entfernt menschenmögliche Glossen über die Verhaftung in sehr wenigen Blättern erschienen waren. Im übrigen hatten die Organe aller Parteien (die „Münchener Post“ allen voran) mich persönlich in der Zeit, wo ich wehrlos eingesperrt war, so gemein beschimpft, dass ich mich veranlasst sah, im „Vorwärts“ gegen dies perfide Verhalten öffentlich Verwahrung einzulegen.

²⁾ Längere Betrachtungen rein privater Natur lasse ich hier fort.

wirken zu lassen, dazu braucht man bestimmte Requisiten, über die das Künstlertheater dank seiner unzweckmässigen Anlage nicht verfügt. Um Zauberstückchen zu machen, Gegenstände oder Menschen erscheinen und verschwinden zu lassen, dazu braucht man eine Versenkung. Hat man, wie im Künstlertheater, keine Versenkung, weil der Platz dazu um des Prinzips der Reformbühne willen fehlt, so muss man darauf verzichten, phantastisch-romantische Festspiele aufzuführen. Man hatte seinerzeit die Möglichkeit, das Künstlertheater so zu bauen, dass technische Unzuträglichkeiten vermieden werden konnten. Jetzt rächt es sich, dass man den Theoretikern nachgab, statt auf die Praktiker zu hören. Die grundsätzliche Vereinfachung der Szene ist Unsinn, solange man nicht auch die grundsätzliche Vereinfachung des Theaterspiels überhaupt hat. Kein verständiger Mensch wird im Zeitalter der Benzinknipser zum Feuerstein zurückgreifen, sofern nicht etwa ein sozialer Gedanke ihn und seine Nächsten veranlasst, eine Uebergangszeit hindurch primitive Lebensformen zu pflegen.

Um mit den unzulänglichen Raumverhältnissen des Künstlertheaters fertig zu werden, bedurfte es eines Regisseurs wie Max Reinhardt, der da draussen mit den „Räubern“, dem „Sommernachts Traum“, und der „schönen Helena“ ja in der Tat ausgezeichnete Leistungen bot. Wieviel Schweiss und Flüche es ihn gekostet hat, möchte ich aber nicht zählen. Wie er sich mit „Circe“ abgefunden hätte, lässt sich schwer ermesen. Ob er aber den Wunderschrank, der plötzlich zu erscheinen hat, durch zwei Diener auf die Bühne hätte rollen lassen, um ihn dann durch zwei Diener wieder abholen zu lassen, kann füglich bezweifelt werden.

Herr Halm ist gewiss ein tüchtiger Regisseur. Wollte er jedoch an der Stätte, wo bisher Reinhardt gewirkt hat, eine von Reinhardts Art deutlich unterschiedene Kunst zeigen, so hätte er in den Tänzen und Gruppierungen weniger eng an Reinhardt anschliessen sollen, um nicht einen für ihn sehr ungünstigen Vergleich zu provozieren. Das Herantanzten der Nymphen im ersten Akt wirkte nicht natürlich wie die Elfenaufzüge in Reinhardts „Sommernachtstraum“, sondern einstudiert und balleteusenhaft.

Die Szene selbst sah manchmal arg aus. Es geht doch nicht, dass man hinter einem dichten Wald, der ins Grenzenlose gehen muss, die Pappwand sieht, die die Bühne abschliesst. Im zweiten Akt geht der Vorhang auf und man erblickt den verführerischen Garten durch drei blaue Kachelkamine hindurch, in denen goldbronziierte Götzenbilder stehen. Darüber wölbt sich ein karmoisinroter Himmel. Das sind Unmöglichkeiten.

Sehr hübsch wirkte dagegen das einfache Bühnenbild am Meeresufer, die Felsblockkette, hinter der der Riese Brutamonte vor dem

erschrockenen Clarin auftaucht. Am besten das Schlussbild, der rauchende Kraterschlund, in dem Circe zu den Göttern entwindet.

Es war eine ausgezeichnete Idee, im ersten Akt Circe und ihre Begleiterinnen in den grandiosen spanischen Kostümen der Velasquez. Zeit erscheinen zu lassen. Der Kontrast zu den gepanzerten Griechen war sehr wirksam und schön. Warum sich aber die Damen im weiteren Verlauf der Begebenheiten plötzlich in griechischen Gewändern zeigen mussten, bleibt unerfindlich.

Die Schauspieler hatten eine undankbare Aufgabe zu lösen. Denn so interessant der Versuch immer sein mag, das Festspiel Calderons zu beleben und so geschickt sich Georg Fuchs immer mit dem schwierigen Problem abgefunden hat, ein Übelstand bleibt für den verwöhnten Geschmack der Zeitgenossen doch bestehen: Die ganze Art, wie sich die Vorgänge entwickeln, selbst die erotischen Szenen und die Wunderhaftigkeiten sind ohne dichterischen Schmiss, wirken nüchtern und reizen zum Gähnen. Daran ändern reizende kleinere Einzelheiten, wie die Dialoge zwischen Clarin und Leporell, oder die Szene mit dem Zwerg und der Duenna nichts, dass man mit dem Gefühl das Theater verlässt: es war langweilig.

Frau Durieux, die (mit roten Haaren) pompös aussah, nahm die Rolle als Circe so, wie sie nach der Calderons-Fuchs'schen Vorlage genommen werden musste: Kühl und majestätisch. Sie sprach ihre Rolle mehr als sie spielte und vergrößerte dadurch die Gestalt der Circe in der richtigen Erkenntnis, dass sie keine Verinnerlichung zulässt. Tilla Durieux ist vielleicht die bedeutendste Sprecherin der deutschen Bühne, und so gab ihre Leistung dem Abend den besten Teil an Schönheit und Wirkung. Der Ulysses des Dr. Staegemann vom Berliner königlichen Schauspielhaus war mir etwas zu weich, zu tenorhaft, hatte aber, besonders in der Liebesszene des letzten Aktes, sehr schöne Momente.

Max Pallenberg nannte ich hier schon vor einem Jahre einen Komiker, dessen gleichen es nicht zum zweiten Male gibt. Sein Clarin bestätigte die hohe Meinung, die er hier vom Menelaus und von Jupiter her hinterlassen hat. Das ist ein prachtvoller Kerl, voll bizarrer Einfälle und dabei voll Grösse und Innerlichkeit in seiner Komik. Im Äusseren und in der Sprache wirkt er wie eine Karrikatur auf Moissi. Manchmal ärgert man sich über ihn, wenn er in seinem wienerischen Dialekt einen gar zu blöden Witz macht. Man denkt sich: Zum Teufel! Das gehört doch in die Budapester Orpheum Gesellschaft! Dann aber schlägt er plötzlich um und sagt mit tottrauriger Stimme einen Satz, dass man nicht weiss, ob man vor Lachen platzen oder laut aufschluchzen soll. Es wird mir unvergesslich sein, wie er, aus einem Affen in seine Menschengestalt zurückverwandelt, im weissen Harlekinkostüm vor den roten Vorhang

tritt, sich halb in dessen Falten versteckt, melancholisch ins Publikum hineinschaut und mit unendlicher Wahrheit sagt: „Ich schäme mich zu Tode“. — Er und die Durieux konnten mit dem ganzen Abend versöhnen.

Die übrigen Darsteller entsprachen ihren Anforderungen. Ludwig Hartaus Prinz von Trinacrien wäre vielleicht besonderer Erwähnung wert.

Das Gute der „Circe“-Aufführung ist somit den Schauspielern zu danken. Es wäre sehr zu wünschen, dass das Künstlertheater sich entschliesse, ihnen Aufgaben zu stellen, die weniger nach Experiment riechen wie Calderon-Ausgrabungen. Es gibt moderne Stücke genug, aus denen eine kundige Regie mit so hervorragenden Darstellern, wie sie draussen zu Gebote stehen, Brillantes machen könnte, Stücke sogar, die ohne grosse Schwierigkeiten auch auf der Normal- und Reformbühne gespielt werden könnten. Ich erlaube mir zunächst zwei Vorschläge: Wedekinds „So ist das Leben“ und Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt“. Beide Dramen sind in München noch nicht zu der Aufführung gelangt, die ihnen gebührt. In beiden Dramen ist für Regie, Ausstattung und Darstellung die Möglichkeit zu grossen und schönen Leistungen enthalten.)

Wer noch zweifelt, ob zur Inszenierung wirklich theatermässiger Spiele grosse, tiefreichende und auf jede technische Forderung vorbereitete Bühnen mehr leisten können als ein reformiertes Relieftheater, der sehe sich im Hoftheater „Das alte Spiel von Jedermann“ an, eine Aufführung, die in der Geschichte des deutschen Theaterspiels bemerkenswert bleiben wird.

Das Mysterienspiel selbst, das Hugo von Hofmannsthal einer alten englischen Moralität nachgedichtet hat, ist ganz naiv. Jedermann wird jedermann in persona vorgeführt, in all seiner Härte, seinem Unverstand, seinem Geiz, seiner Selbstsucht, seiner Oberflächlichkeit, seiner Verbuhltheit, seiner Schwäche und seinem gottvergessenen Wandel. Gottvater schickt den Tod aus, Jedermann vor seinen Thron zu laden. Während eines festlichen Gelages überrascht ihn der Tod, vor dessen schauerlichem Anblick alle ausreissen, Jedermanns Buhlschaft zuerst, dann Jedermanns guter Gesell, sein

) Die Sommerbühne im Ausstellungspark hat inzwischen ein zweites Stück herausgebracht. Es heisst „Kismet“ und ist ein Bayerisches Gewerbeschauspiel. „Kismet“ hat das Verdienst, einen neuen dramatischen Typus zu kreieren: Man engagiert aus einem besseren Variete eine Schlangentänzerin und baut ein „Traumspiel aus 1001 Nacht“ um sie herum. Das Publikum bekam sehr wertvolle orientalische Tücher zu sehen.

dicker Vetter und sein dünner Vetter und die ganze Tischgesellschaft. Jedermann fleht alle an, ihn doch zu dem schweren Gang zu begleiten und befiehlt endlich seinen Knechten, seinen Goldschatz zu bringen. Den will er mit sich nehmen. Aber der Deckel der Truhe hebt sich und Mammon wird sichtbar, höhrend klärt er Jedermann auf, dass er nur auf Erden zu tun habe, und so weiss Jedermann gar keine Begleitung mehr. Da rufen ihn mit schwacher Stimme seine guten Werke an, in einer Frauengestalt verkörpert, die sich vor Entkräftung garnicht vom Boden erheben kann. Er solle sie mitnehmen, sie werde ihm in den Tod folgen. Der Glaube erscheint, stärkt Jedermanns Seele, sodass auch seine guten Werke sich erheben können und ihn unter Engelsgesang, verklärt, gereinigt und geläutert in die himmlischen Sphären hinübergeleiten. Der Teufel aber, der Jedermann schon sicher zu haben glaubte, hat voll Ärger das Nachsehen.

Diese fromme Symbolisierung eines kindlichen Katholizismus hat Hofmannsthal in sehr anmutige Knittelverse gekleidet (bei denen mich nur manchmal die altertümliche Form störte, das „nit“, das nicht ganz frei schien von wienerischem Schmalz). Das muss dem Dichter auf jeden Fall zugestanden werden, dass es ihm gelungen ist, durch eine raffinierte Szenenführung, die die Handlung ohne Unterbrechung abwickelt, das Werk dem modernen Geschmack geniessbar zu machen, wobei er, in richtiger Erkenntnis, dass hier alles auf Sinnenwirkung ankommt, dem Regisseur die Hauptaufgabe überliess.

Die Regie führte Albert Steinrück. Dieser Mann ist aus Reinhardts Schule hervorgegangen. Er schliesst mit Wissen und Willen an Reinhardts Regiekunst an, und ihm ist es in „Jedermann“ als Erstem gelungen, eine Inszenierung zu bewerkstelligen, die über Reinhardts stärkste Leistungen hinaus die vollendetste Theaterkunst die bisher gezeigt wurde, zustande brachte. Steinrücks „Jedermann“-Einrichtung ist ein kaum mehr überbietbares Meisterstück theatralischer Regie. Theaterkunst ist nämlich, was manchen Leuten noch gesagt werden muss, keine Reproduktion von Wirklichkeiten, sondern sinnfällige Gestaltung dichterischer Phantasie-Produkte. „Theater“ auf der Bühne ist also kein Vorwurf, sondern, sofern es von Geschmack bedient ist, Aufgabe der Szenekunst.

Der Vorteil, über den Steinrück im Voraus verfügte, bestand in den riesigen Dimensionen der Bühne des grossen Hoftheaters und in der technischen Vollkommenheit ihrer Requisiten. Sein Verdienst besteht in der fabelhaft kühnen, erfindungsreichen Ausnutzung dieser Vorteile, und an dem Verdienst partizipiert der Hofrat Klein, dessen szenische Dekorationen jedem Theatermaler als Muster empfohlen werden sollten.

Die Bühne war in drei Teile geteilt, die in Etagen hintereinander aufstiegen. Durch Ueberdeckung des Orchesters war die Vergrosserung der Szene bis unmittelbar vor die Reihen der Zuschauer erzielt und die Möglichkeit, handelnde Personen nach Belieben von unten herauf die Bühne betreten zu lassen. Für den Wechsel der Stimmungen sorgte die Beleuchtung, die zum Teil durch Scheinwerfer bewirkt wurde und stets nur einen Teil der Bühne, oft nur die Personen sichtbar werden liess.

Als der Vorhang hochging, sah man einen leuchtenden Sternenhimmel und im Hintergrund der Bühne einen katedralen Bau in drei Spitzbögen, der während des ganzen Spiels das Szenenbild beherrschte. Die ganz irdischen Szenen spielten sich im unteren Teil der Bühne ab und die mystischen Vorgänge im Mittelbau. Ganz besonders eindrucksvoll war das Festmahl Jedermanns, das mit prachtvoll gelungenen Reigenaufzügen begann, bis plötzlich unter der Gruppe der auseinandertretenden Gäste die lange gedeckte Tafel stand, die weiss durch das Dunkel des Raumes leuchtete, während jede Person, einzeln belichtet, sich wirksam vom schwarzen Hintergrund abhob.

Die Erscheinung des Todes während des Mahles war überwältigend schaurig. In grünem Licht, wie phosphoreszierend stand er da mit sichtbaren Rippen, und wenn er den Mund aufat, glaubte man seine Zähne klappern zu hören. Wie Herr von Jacobi diesen Effekt hervorbrachte, muss ihm als eine Glanzleistung künstlerischer Maskierung angemerkt werden.

Auch die Schlusszene war märchenhaft schön. In den schwarzen Spitzbogen der Kathedrale die Gestalten des Glaubens und der guten Werke, und zwischen ihnen einfache und lichte Engel. Die Gefahr, bei diesem Auftritt ins Kitschig-öldruckhafte zu entgleisen, würde erfreulicherweise durchaus vermieden. Etwas störend empfand ich das auf den Stufen zum Oberbau knieend gesprochene Vater- unser Jedermanns, das sentimental anmutete. Sonst trübte nicht eine einzige Banalität die künstlerische Reinheit des volkstümlichen naiven Spiels.

Das dankbare uneingeschränkte Lob, das dem Regisseur gebührt, könnte nicht so aus vollem Herzen kommen, wäre sein Werk nicht durch eine glänzende Aufführung zur vollen Geltung gekommen. Abgesehen von dem Prolog, der zum Glück nur wenige Verse zu sprechen hatte, trat kein einziger Schauspieler störend in die Erscheinung. Die Hauptrollen aber waren so ausgezeichnet besetzt, dass die Zuschauer ununterbrochen fast zwei Stunden vor dem offenem Vorhang sitzen konnten, ohne die Empfindung eines erlesenen künstlerischen Genusses zu verlieren.

Allen voraus ist Herr Lützenkirchens Jedermann zu rühmen. Er war so, wie das Volk, das Jedermanns Märchen erträumt hat, ihm sich vorgestellt haben mag: der protzige, selbstgefällige, aufs Aeusserliche gerichtete Mann mit der gelinden Bonhomie und irgendwo im tiefsten Innern dem braven Herzen. Am besten gelang ihm die Verzweiflung des reichen verwöhnten Menschen darüber, dass plötzlich in seinem Unglück alle von ihm abrücken. Auch zuletzt als Büsser zeigte er starkes Gefühl und gute Haltung.

Von Herrn von Jacobi als Tod war schon die Rede. Seine Maske war ausserordentlich und sein Spiel sehr gut. Es tat wohl, dass er auf gekünstelte Schauerlichkeit der Sprache, auf den dumpfen Gespensterton verzichtete. Er sprach klar, hart und eindringlich und tat damit seiner Rolle den besten Dienst.

Frau von Hagen gab Jedermanns Buhlschaft einen dezenten liebenswürdigen Charakter, Herr Ulmer als Jedermanns guter Gesell wirkte besonders in der Szene, wo er ihm die Gefolgschaft kündigt, sympathisch. Den Teufel spielte Herr Schwanneke sehr lustig, den Mammon Herr Graumann kräftig und gut. Als Schuldknecht fesselte der junge Herr Alten ungemein. Hier scheint sich ein starkes Talent zu entfalten. Dasselbe gilt von dem offenbar sehr begabten Fräulein Hohorst, das die guten Werke Jedermanns mit grosser Innerlichkeit und Wärme verkörperte. Ganz besonders möchte ich auch Frau Conrad-Ramlo hervorheben. Das war Jedermanns Mutter, so ergreifend, so wahr und voll stiller Güte, wie sie in Jedermanns Gemüt lebt.

Es macht grosse Freude, mit solcher Begeisterung über eine Theater-Aufführung referieren zu können. Die Münchner Bühnenleiter mögen dafür sorgen, dass öfter als bisher Grund zur Freude gegeben sei.

Bemerkungen.

Bonnot, Garnier und Co. „Alles verstehen heisst alles verzeihen“, sagt der Banause, wenn er grosszügige Weltanschauung markieren will. Der Satz: „Alles verzeihen heisst nichts verstehen“ dürfte zutreffender sein. Das schicke ich meiner Meinungsäusserung über die merkwürdigen Pariser Vorgänge voraus, um dem Verdacht zu entgehen, ich möchte die Taten der sogenannten Automobilapachen dem Verständnis guter Bürger näherücken, um sie ihrer Verzeihung zu empfehlen. Der moralische Abscheu, mit dem der Ordnungsmann jegliche Entschuldigung jener Verbrecher, Mörder und Banditen von sich abwehrt, ist völlig in der Ordnung. Gehe ein jeder seinem Tagewerk nach, zahle seine Steuern, verdamme die Uebeltäter und freue sich, dass Gott ihn anders und nach bestem Wunsche geschaffen hat.

Mir als dem Anwalt der Verstossenen mit dem Kainsmal an der Stirn wird man freundlichst eine abweichende Meinung über die

Taten Bonnots, Garniers und Co. zubilligen müssen. Gewiss wünsche auch ich nicht, dass die bewaffnete Bankräuberei, werde sie auch von gestohlenen Automobilen aus und mit viel romantischem Beiwerk ausgeübt, zur geltenden Umgangsform im Leben der Nationen auswachse. Aber mir scheint die Befürchtung übertrieben, dass eine Sympathieäusserung für die, die dergleichen einmal unternommen haben, zur Nacheiferung anstacheln könnte. Was in mir für die Pariser Räuber Sympathieregungen weckt, ist gerade das Bewusstsein, dass ihr Auftreten, ihr Vorgehen, ihr Ende vereinzelt bleiben muss, weil nur in vereinzelt Ausnahmemenschen die Verzweiflung an allem menschlichen Gehaben zu so phantastischer Entschlossenheit, zu einem solchen Grade kühner Selbstentäusserung reifen kann.

Der Staatsanwalt, der da aufgesprungen ist, möge sich wieder setzen. Ich denke nicht daran, zur Nachahmung von Taten aufzureizen, die niemals aus einer Anstachelung von aussen her geboren sein können. Genau so unsinnig wäre die Annahme, warnendes Ab-raten hätte die Bonnot, Garnier, Vallet und ihre Gefährten je hindern können, zu unternehmen was sie taten. Das waren Erledigte, die das Bewusstsein hatten, wie fertig sie waren. Am Wahnwitz der gesellschaftlichen Organisation Zertrümmerte, die ihr Aufgehen im Nichts explosiv gestalten wollten. Und auf ihre Art waren es Helden: geschlagene Soldaten, die noch einmal in den Kampf gingen, in den Feind hineinhielen und ihrer Uebermacht sterbend erlagen. Keiner von ihnen hat sich ergeben, keiner ist der Polizei, dem Militär, der Justiz lebend in die Hände gefallen, — sie alle haben sich gewehrt bis zum Ende.

Vom Idealisten zum Desperado ist nur ein kleiner Schritt. Bonnot, Garnier und Co. waren Idealisten, bis sie Enttäuschte waren, bis sie — die Einzelnen — der ganzen Gesellschaft und ihrer waffenstarrenden Organisation, dem Staat, den Krieg erklärten, der nur mit dem Tode endigen konnte. Sie, die Verbrecher, die Räuber, die Banditen haben den Krieg gegen den frommen, braven Bruder, gegen die gesittete Gesellschaft, tapfer geführt.

Schlagt euer altes Testament auf und lest die ewige Legende nach von Kain und Abel. Hier habt ihr sie in moderner Auflage.

Der Kampf mit dem Drachen. Der Parlamentarismus wäre eine sehr hübsche Einrichtung, wenn es keine Oppositionsparteien gäbe. Man käme zusammen, nickköppte und der Staatskarren liefe, wohin die Regierung ihn schöbe. Manche Leute lassen sich aber immer noch in die Parlamente wählen, um nicht regelmässig zu nickköppen. Da kann natürlich die Wohlfahrt nicht gedeihen. Die arbeitswilligen Majoritäten müssen im Interesse der erspriesslichen Gesetzgeberei die grosse Schnauze durch die gepanzerte Faust ergänzen. Als letztes Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will, ist ihr der Schutzmann gegeben. Er hat erst in Berlin und dann in Budapest gezeigt, dass seine Körperkraft das Serum ist, das die ewige Krankheit, als welche sich Gesetz und Recht forterben, zu kurieren weiss. Auch in Strassburg, wo sogar die Majorität nicht will, was sie wollen soll, kann es eines Tages Scherben geben. Elsass-Lothringen wird preussische Provinz, und die Widerspänstigkeit der reichsländischen Parlamentarier wird dem Berliner Schutzmann unterstellt. Auf diese Weise muss ja endlich Ordnung und gute Sitte das Land regieren.

Die Wähler sind nicht einverstanden? Sie fühlen sich in ihr Staatsbürger-Rechten beeinträchtigt? Nicht doch! Ihnen bleibt ja die Freiheit, soviel Massenversammlungen einzuberufen, wie sie immer wollen. Ihr Tatendrang darf sich in Protestresolutionen ausleben. Der Zahl ihrer Entrüstungsschreie wird von keiner Macht der Welt eine Grenze gesetzt.

Die entsprechende Sühne. München veranstaltet zur Hebung des Fremdenverkehrs jedes Jahr riesige Ausstellungen, Festspiele, Preis-kegelscheiben und ähnliche Anstrengungen. Um die Fremden möglichst rasch wieder los zu werden, schikaniert er sie mit der Polizeistunde, schmeisst sie um drei Uhr aus allen öffentlichen Lokalen heraus und bewirkt in der Tat damit, dass die verärgerten Besucher die im irrümlichen Glauben hergekommen waren. München sei eine Grosstadt, das ungastliche Dreiviertelmillionen-Dorf in Massen wieder verlassen. Will jemand die Flüchtlinge sehen, so begeben er sich von ½4 Uhr früh an zum Bahnhofrestaurant I. und II. Klasse. Er sei aber selbst Reisender, also mit einem gültigen Fahrtausweis ausgerüstet und in ehrlichem Gemüte willens, von seiner Fahrkarte Gebrauch zu machen. Ausserdem wird sein Uebermut die entsprechende Sühne finden.

Am 29. Februar „vormittags“ gegen 3 Uhr fasste eine Gesellschaft von vier Herren und einer Dame den Entschluss, ein nettes Beisammensein, das durch die Polizeistunde gestört wurde, noch auszudehnen. Ich gehörte zu dieser Gesellschaft. (Du lieber Himmel, am 29. Februar wird man doch auch mir mal eine unsolide Anwendung verzeihen.) Da wir alle keine heiligere Pflicht kannten, als die, uns loyal in die behördlichen Anordnungen zu schicken, da wir ferner wussten, dass die einzige Möglichkeit, noch irgendwo zu bleiben, das Restaurant des Hauptbahnhofes bot und da wir auch die Bestimmung kannten, dass nur die ernsthafteste Absicht, zu reisen, den Zutritt zu diesem Etablissement zu einer rechtlich unbeantwortbaren Handlung erhob, kamen wir überein, eine Reise zu unternehmen. Der Bahnschalter für fernere Ziele war noch geschlossen und wir kauften Billete nach dem Südbahnhof zum Preise von zehn Pfennigen. Als wir, ohne Böses zu trachten, vor unserer Tasse Kaffee sassen, erschien ein Beamter, teilte uns mit, dass der Zug zum Südbahnhof soeben abgefahren sei, nahm uns die bei der provisorischen Sperre vor den Restaurationsräumen durchlocherten Fahrkarten ab und hiess uns das Lokal verlassen. Eiligen Schrittes verliessen wir es und ersinnen einen neuen Reiseplan. Für je 20 Pfennige erstanden wir Billete nach Obermenzing und waren nicht unzufrieden, als uns der Schalterbeamte daraufhinwies, dass wir den Zug, der 4³⁰ iuhr, nicht mehr erreichen könnten und dass der nächste Zug erst 5⁴⁰ abgehe, da der Dachauer von 4³⁰ nicht in Obermenzing halte. So hatten wir eine gute Stunde Zeit, uns der Vorfreude hinzugeben, einen Spaziergang zu planen, der uns über die Pasinger Landstrasse an Neulustheim vorbei, wo mir persönlich immer sentimentale Betrachtungen rege werden, durch den Nymphenburger Park zur Linie 1 der Münchener Elektrischen geführt hätte und inzwischen noch eine Tasse Kaffee zu trinken — Die Sache ging übel aus. Einige Wochen später hatten wir Strafbefehle und sollten je acht Mark zahlen wegen Vergehens gegen die Eisenbahnbetriebsordnung. Hier sind einige Sätze aus dem Schöffengerichtsurteil, das wir im

Bewusstsein unserer Unschuld auf dem Berufungswege herbeiführten. Sie werden dem Leser den Verlauf der Tragödie sinnfälliger vergegenwärtigen, als ich es in meinem Schriftsteller-Dialekt zuwege brächte:

„Die Angeklagten führen aber mit dem um 4 Uhr 25 Min. nach Obermenzing abgehenden Zug nicht fort" (weil wir, wie gesagt, die Billete erst lösten, als der Zug schon unterwegs war) „und wurden nach Abgang des Zuges um 4 Uhr 52 Min " (der wie gesagt in Obermenzing nicht anhält) „noch im Wartezahl zechend" (Kaffee zechend) „angetroffen. Es wurde deshalb von Seite der Schutzmannschaft mit Anzeigeerstattung gegen die Angeklagten vorgegangen."

„Reisender" im Sinne dieser Bekanntmachung ist nur derjenige, welcher im Besitze einer gültigen Fahrkarte sich befindet und zugleich auch den Willen und die Absicht hat" (beides ist notwendig!) wirklich wegzufahren." (Die Absicht nach Obermenzing zu reisen, glaubte uns das Gericht, die, auch den Südbahnhof zu besuchen, nicht.)

„Die unhaltbaren Zustände im hiesigen Hauptbahnhofe, mit denen sich die Gerichte wie die Presse schon seit Jahren beschäftigten" (der Satz wäre vielleicht noch besser zu stilisieren gewesen) „führten im Interesse der Erhaltung des Ansehens einer Fremdenstadt zu der obigen auf den ersten Anschein vielleicht zu hart erscheinenden Massnahme, da es sonst nicht möglich war, lichtscheues Gesindel und betrunkene Kneiper vom Hauptbahnhofe fern zu halten" (Die Idee, andere Lokale zu öffnen, liegt allerdings ganz fern.)

„Die Rechtswidrigkeit des Zutritts zum Wartesaal könnte nur dann mit Erfolg in Zweifel gezogen werden, wenn die Angeklagten heute behauptet hätten, sie würden erst nach Betreten des Wartesaals **den** anfänglich ernstgefassten Gedanken, nach dem Südbahnhof zu fahren, wieder aufgegeben haben." (Eine dankenswerte Anregung.)

„. . . einer oberpolizeilichen Vorschrift über Aufrechterhaltung der **Ordnung in den Bahnhöfen** zuwidergehandelt zu haben " „...erscheint unter Berücksichtigung der Vermögens- und Einkommensverhältnisse **eine Geldstrafe von je drei** Mark als entsprechende Sühne". („Im Falle **der** Uneinbringlichkeit" werden wir statt dessen einen Tag in Stadelheim zubringen dürfen.)

Schade um **den** Taler. Jedenfalls wissen wir aber **jetzt**, warum man **in** München zwischen 3 **und** 6 Uhr nachts keinen Raum findet, wo **man** gesellig sitzen **und** etwas gemessen kann: „Im Interesse der Erhaltung **des** Ansehens einer Fremdenstadt."

Geburtstaggrüsse. Allmählich kommen die, die einst „das jüngste Deutschland" hiessen, zu grauen Haaren. Manche von ihnen liegen längst unter der Erde: Hermann Conradi, Otto Erich Hartleben, Otto Julius Bierbaum, Heinrich Hart, Liliencron und Peter Hille (dessen gewaltige dichterische Potenz die Welt noch einmal einsehen wird). Andere sind weit über die fünfzig hinaus und nicht alle von ihnen haben sich so jung erhalten, wie der tapfere M. G. Conrad. Die meisten wurden in den Jahren 1862—65 geboren und jetzt werden wir viele fünfzigste Geburtstage zu feiern bekommen und den Gefeierten wünschen, dass sie mit diesem Tage noch nicht in die Schar der Jubiläumsgreise eintreten mögen.

Im Mai war Artur Schnitzler an der Reihe, unter den Oesterreichern die erfreulichste Erscheinung. Ein feiner, kluger Geist, sehr differenziert, sehr empfindsam, sehr geschmackvoll. Das ist das

Wertvollste an Schnitzler, dass er sichtbar immer noch im Aufsteigen ist. Sein letztes Drama „Das weite Land“ gehört zu den stärksten Bühnenwerken, die in den letzten Jahren überhaupt geschrieben wurden. Man muss sich der Gelegenheit freuen, solchen Mann grüssen zu dürfen.

In diesen Tagen wird Johannes Schlaf fünfzig, einer der Wegmacher der „Modernen“. Auch der ist noch im Werden und das mag der Grund sein, weshalb man ihn seit geraumer Zeit lange nicht mehr genügend schätzt. Der deutsche Literaturphilologe ist gewöhnt, jeden, der ihm in die Fänge gerät, auf eine Note festzulegen. Er nimmt es persönlich übel, wenn sich einer nicht mehr in die Schablone schicken will. Schlaf hat seine naturalistische Programmrichtung längst hinter sich gebracht. Er ist sehr eigne und sehr merkwürdige Wege gegangen. Ueber das Drama, die Novelle und den Roman hinweg — und was er Feines und Starkes als Dichter geleistet hat, das soll ihm unvergessen bleiben — hat er sich als philosophischer und naturwissenschaftlicher Kritiker versucht. Ich teile seine Ansicht über Nietzsche garnicht, aber die Eigenheit der Gedanken und die Eindringlichkeit der Argumente sollten Schlaf vor dem ironischen Gekläffe der Kleineren schützen. Vor nicht langer Zeit unternahm er es, das Kopernikanische System anzugreifen. Der Deutsche Bürger brach in Hohnlachen aus. Der deutsche Bürger, der zwar keine Ahnung von Astronomie hat, weiss nämlich ganz genau, dass das, was Kopernikus gesagt hat, letzte und unumstössliche Wahrheit ist. Ich kann weder Kopernikus noch Schlaf kontrollieren, ich erinnere mich aber, in der Schule gelernt zu haben, dass auch Kopernikus mit seinen Behauptungen einigen Zweifeln begegnet sein soll. Ich wünsche Johannes Schlaf noch lange Jahre das jugendliche Draufgängertum, das den Bürgers- und Zeitungsmenschen so unsympathisch ist.

Maria im Rosenhag. Das Kausen hat Malheur gehabt. Es hat ein gutes Buch empfohlen: allerdings nur im Inseratenteil. Alexander von Bernus hat im Karlsruher Dreililien-Verlag ein Buch erscheinen lassen: „Maria im Rosenhag“. In sehr hübschen leichten Versen wird da die Gottesmutter angesungen, und zwar in einer graziösen, heiter-anmutigen Verschmelzung ihrer christlichen Gestalt mit der heidnischen einer Liebesgöttin. Maria als Schirmmutter der geistigen und der sinnlichen Liebe — das ist die ethische Idee des Buches. Es ist nicht unerfreulich, wenigstens unter den Annoncen der „Allgemeinen Rundschau“ auch Literatur empfohlen zu sehen, wie sie das Kausen gewöhnlich im redaktionellen Teil zu sittlichen Ekstasen aufpeitscht. Ein Gedicht schliesst:

Uns verführen tausend Sterne
und der Duft verhangner Bläue
in die buhlerische Ferne,
wie ihr Grund auch tödlich dräue.
Dass wir fürder nicht wie Diebe
unserer Stunde warten müssen,
lass uns Du in jeder Liebe
immer Deine Lippen küssen."

Hoffentlich übt das Inserat in der Allgemeinen pornographischen Rundschau einige Wirkung aus. Es kann auch Kausens Lesern nicht schaden, einmal bessere Verse in die Finger zu bekommen, als die gewöhnten lyrischen Ausschleimungen hirnerstopfter Landpfarrer.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis- — Münchener Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchner Post". — Die Tugend hat gesiegt.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Varieté. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der hiesige Zensor. — „Titanic." — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater".

□ □ □ □

Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ◆ holsteiner Ufer 7 ◆
Inh.: Jng. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!

□ □ □ □

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

Don
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. m. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. m. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. m.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1912. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse:

Name:

.....
.....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang II.

No. 4.

Juli 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Die Presse. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Kritinismus. — Neues von der Theaterzensur. — Die Polizeiaassistentin. — Zeppelins Pech. — Saccharin.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Zeitungs ausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller. Fachzeitschriften, Finanziere,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau **sofort** nach Erscheinen

K L O S E & S E I D E L

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weitanschauung des Anarchismus —
Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des **128 Seiten** umfassenden, **illustrierten** Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi - Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs ! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Syvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Jdeal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revolutionären Kämpfers etc. etc.

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1.—, bei Bezug von 3 **Exempl.** für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.
No. 4.

München,
Juli 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München. Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Die Presse.

Es war sehr schön. Von Westen und Osten, von links und rechts waren sie herbeigeströmt und hatten in München ihren Kongress. Viele viele Reden wurden gehalten. Die überm Strich sprachen und die unterm Strich, die Mittag- und Abendzeitungen sandten Redner aus und es redeten auch die heiligen Könige aus dem Morgenblatt. Alle aber priesen ihre hohe Mission, alle fanden des Rühmens kein Ende, wenn sie die Kulturbedeutung der Presse erörterten, aus jeder Rede floss tiefendes Lob auf die verdienstliche Tätigkeit der Zeitungen und ölige Zufriedenheit über die eigne erspriessliche Leistung. Es war als ob sich ein Bonze wohlgefällig auf den Bauch klopfte.

Die Generale der siebenten Grossmacht (oder ist's die achte? Ich habe kein Schmocklexikon zur Hand), die einander auf dem Schlachtfeld der öffentlichen Meinung mit jedem erreichbaren Stinkgeschoss zu bombardieren pflegen, nannten sich gegenseitig „Herr Kollega“ und schrieben in den kongressfreien Stunden Berichte über die Einmütigkeit der deutschen Journalisten und die laufenden Artikel, in denen der Verhandlungsbruder unter möglicher Ver-

meidung des Sauherdentons als Schurke, Verleumder, Gauner und Ehrabschneider hergerichtet wurde. Es waren erhebende Tage.

Nun ist es ja gewiss hübsch, wenn sich der Kampf der Meinungen, der Widerstreit von Ueberzeugungen und Kulturidealen auf einem so hohen Niveau abspielt, dass die Streitenden niemals den Respekt vor der ehrlichen Gesinnung des Gegners verlieren. Es ist ein Zeichen wirklichen Anstands, wenn Männer, die ein Abgrund von Ideen trennt, sich gleichwohl freundlich die Hand reichen, weil jeder im andern den Idealisten würdigt, als der er selbst eingeschätzt werden will. Es wäre ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen, wenn jede Ansicht so scharf wie nur möglich, aber sachlich und ohne Gehässigkeit verfochten würde, und wenn jede Person, die sich vor eine Sache stellt, gegen Verunglimpfung und Verdächtigung gefeit wäre.

Ich habe mich oft gefragt, warum wohl die Presseleute, wenn sie polemisch werden, niemals sachlich bleiben können, warum sie niemals eine gegnerische Meinung bekämpfen, sondern immer nur den Gegner, und warum diese Sitte in allen Lagern ohne Unterschied der Partei und der Konfession geübt wird.

Der Grund dürfte im politischen Charakter aller Zeitungen ruhen. Tun wir der Politik einmal die Ehre an, sie als geistige Disziplin zu werten und ihr eine Definition zu suchen, gegen die der stolzeste Politiker nichts einwenden wird, so können wir (mit gutmütigem Schmunzeln) zugeben: Politik ist die Wissenschaft von den realen Notwendigkeiten. Darin liegt aber die Feststellung eingeschlossen, dass Politik etwas ist, was am Tage klebt, was jedes Zusammenhangs mit ewigen Dingen bar ist, was nicht die Menschheit, sondern die Leute angeht.

So ist denn jeder politische Streit ein Streit von Person zu Person. Die Sache, um die er geht, ist identisch mit gewissen Menschen, die denn doch allemal zu wenig Persönlichkeit sind, um mit ihren Namen eine die Zeit überstrah-

lende Idee repräsentieren zu können. Die Kleinheit der Objekte rechtfertigt die Auffassung, die in der Beseitigung der Subjekte die Entscheidung des Kampfes erblickt.

Hinter allen politischen Redereien, Schreibereien und Tuereien fehlt die ethische Rückenlehne. Sie verbog sich bei den Verrenkungen der Streiter, bis sie im Zank um die dürftigen Realitäten der Alltagsrempeleien völlig abbrach. Die Journalistik weiss von jeher den politischen Drehschemel am gelenkigsten zu handhaben, da die Anonymität, aus der heraus sie mit vergifteter Tinte um sich spritzt, die Person des Schreibers jeder ethischen Verpflichtung enthebt. Jahraus jahrein beschimpft einer den andern auf das Unflätigste, — wo sie sich aber bei Kongressberatungen zusammenfinden, wissen sie, dass sie einander wert sind, dass keiner dem andern eine Rüpelei schuldig geblieben ist, und sie sind einig, dass das Lesepublikum durch den hohen Kulturfaktor der Presse nach gemeinsamen Grundsätzen erzogen werden muss.

Die Grundsätze der Abonentenerziehung bestimmen sich aus der Abschätzung, welches Quantum Tatsachenkenntnis aus dem Schatz des Journalistenwissens dem Zeitungsleser zuträglich ist. Denn Tatsachenkenntnis ist das einzige, was der Spaltenfüller abzugeben hat, seine Schriftstellerei ist Reportage, — was darüber hinausgeht, sind Brockhaus-Exzerpten. Man will also aus pädagogischen Bedenken mit den Mitteilungen ans Publikum haushalten. Die Nachrichten, für deren Registrierung der Abonnent zahlt, sollen erst eine Redaktions-Zensur passieren, damit der Auftraggeber der Zeitung nicht etwa an seiner Seele Schaden leide.

Wir können somit in der Entwicklung des Gegenseitigkeitsverhältnisses zwischen Presse und Publikum eine ganz ähnliche Erscheinung beobachten, wie in der Beziehung zwischen Polizei und Publikum. Ursprünglich war die Polizei das dienende Organ der Bevölkerung, das zur Bequemlichkeit des öffentlichen Verkehrs auf Anordnung der

Bürger gewisse praktische Handreichungen auszuführen hatte. Allmählich verschob sich das Verhältnis. Die Polizei ordnete sich den öffentlichen — und weiterhin auch den privaten Verkehr der Menschen in einem Grade unter, dass das auftraggebende Bürgertum zum gehorsamen Eleven der behördlichen Schneidigkeit wurde. Heute wagt der freie Mann nicht mehr, einen persönlichen Entschluss zu fassen, ehe er nicht die Erlaubnis der hohen Polizei eingeholt hat.

Die Presse hat von Natur aus den Beruf, über die Dinge, die in aller Welt Anspruch auf allgemeine Aufmerksamkeit haben, Berichte einzusammeln, sie zu vervielfältigen und denen, die sich darauf abonnieren, zugänglich zu machen. Jeder weiss, dass diese Aufgabe heutzutage nirgends mehr als Beruf der Zeitungen angesehen wird, und dass die Tagesblätter längst zu Agenturen teils ihrer politischen Inspiratoren, teils ihrer unpolitischen Inserenten geworden sind. Der Abonnent, der Leser, der Auftraggeber wird zum Parteigänger der Politiker und zum Kunden der annoncierenden Geschäfte erzogen. Um ihn aber erziehen zu können, muss er beaufsichtigt und bevormundet werden. Die Presse macht sich zu seinem Mentor und Verfügt, was er wissen darf und was ihm verheimlicht werden soll.

Bei der Münchener Tagung kam man überein, die Zensurtätigkeit der Redaktion in erhöhtem Masse der Gerichtsberichterstattung angedeihen zu lassen. Der Leser soll vor dem verseuchenden Einfluss kriminalistischer Sensationen behütet werden. Ein hohes Ziel. Doch scheint die Frage am Platze, mit welchem Köder man denn künftighin das Publikum zur Lektüre der politischen Stimmwerbung und der geschäftlichen Inserate anlocken will. Die tatsächlichen Meldungen zeithistorischer Ereignisse, die einstmals all in ihrer Nüchternheit das einzig bestimmende Moment zur Ausgabe der Zeitungen war, ist von der Journalistik nach und nach soweit zur Nebensache gemacht worden, dass auch beim Zeitungsleser selbst das Bedürfnis, sachliche

Neuigkeiten zu erfahren, mehr und mehr dem Hunger nach sensationellem Unterhaltungsfutter gewichen ist. Die Auf-takelung realer Vorgänge mit gruseligen Detailschilderungen ist zu selbstverständlich geworden, um in neuigkeits-lüsternen Zeitgenossen noch nachhaltige Erregungen hervor-rufen zu können. Auch die Wettjagd der Presse um den Schnelligkeits-Rekord telegraphischer Nachrichten, die längst der Fixigkeit eine wichtigere Bedeutung als der Rich-tigkeit verliehen hat, bewegt viel weniger den Abonnenten als den Redakteur.

Das sicherste Mittel, das Publikum in empfänglicher Laune zu halten und damit den Erziehungsabsichten der Presse zugänglich zu machen, bietet immer noch die Aus-breitung schmutziger Privatwäsche an öffentlichen Trocken-leinen. Den Nachbarn in Situationen zu beobachten, in denen er unbeobachtet sein möchte, bereitet dem Bürger jedes Standes am zuverlässigsten den Kitzel, den herbeizu-führen im Interesse der pädagogischen Tendenzen der Zeitungen liegt. Der Ort aber, wo die Unterkleidung der Nebenmenschen vor aller Blicken umgewendet und in eine Beleuchtung gehängt wird, die jeden Flecken transparent plakatiert, ist der Gerichtssaal. Und die Presse sollte plötz-lich darauf verzichten wollen, die forensischen Entklei-dungsszenen der Justizprozesse ihren Abonnenten im dra-matischen Film vorzuführen? Sie wird nicht.

Die Presse kann garnicht auf die ausführliche Repor-tage sensationeller Gerichtsverhandlungen verzichten, selbst wenn sie möchte. Denn die Gewöhnung der Zei-tungsleser an eine ununterbrochene chronique scandaleuse muss ihr wichtig sein, weil nur sie ihr die Möglichkeit gibt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Privatleben ge-sinnungsfeindlicher Persönlichkeiten in ihre politische Be-rechnung zu stellen: worauf ja wiederum der Erziehungs-eifer der Journalistik abzielt.

Man wird meine Bemühungen um die psychologische Ergründung des Pressecharakters gehässig schelten. Man

wird einwenden (nicht in öffentlicher Polemik, sondern in stiller Einkehr. Denn mit Herrn Mühsam polemisiert man nicht), dass bei der Orientierung der Leser erziehlche Erwägungen geboten seien, da gerade die im Konkurrenzkampf entwickelte Mannigfaltigkeit des Zeitungsinhalts den Redakteur mit einer kaum erträglichen Verantwortlichkeit gegen das allgemeine Wohl belaste. Seine exponierte Tätigkeit dränge den Journalisten als Führer vor die Massen, und er habe Sorge zu tragen, dass die allgemeine Moral, wie sie alle Volksklassen und alle Religionsgemeinschaften anerkennen und wie sie in der Bergpredigt ihren bestgeformten Ausdruck findet, nicht ins Wanken gerate. — Man wird mit seinen Einwendungen kein Glück haben.

Es ist keineswegs meine Absicht, der bestehenden Presse neue Bahnen für ihre Wirksamkeit anweisen zu wollen. Je ne juge pas, je constate. Falls in meinen Feststellungen die eine oder andere Wendung wie ein Vorwurf klingt, so wird man das der gelingen Scham zugute halten müssen, dass die Bespiegelung des Instituts, das zum Nutzen vermehrter Kultur helfen könnte und müsste, ein gar so trauriges und hässliches Bild zeigt. Gerade das ist ja der Kern meiner Konstatierungen, dass den Journalisten das Bewusstsein ihrer Verantwortlichkeit so durchaus fehlt, und dass diejenigen, die für die Öffentlichkeit schreiben, keine entfernte Vorstellung von der furchtbaren Resonanz des gedruckten Worts haben. Wollte ich Vorwürfe erheben, so wäre dies der stärkste: dass die Presse nicht schon immer durch eine bescheidene Objektivität auf den Geschmack und den Anstand der Menge erzieherisch gewirkt hat und dass sich ihre Vertreter in unbescheidener Anmassung zusammensetzen, um die von ihr im Publikum grossgezogene Geschmacklosigkeit, Indolenz und Sensationsgeilheit mit dem Erziehungsbakel wieder auszutreiben.

Mit ernster Empörung aber muss es zurückgewiesen werden, wenn jene Herren sich für ihre skandalfrohe Orientierungstätigkeit auf eine sittliche Mission berufen,

Dazu hat kein Recht, wer Träger fremder Ideen mit persönlichem Unrat bewirft. Christliche Ueberzeugungen stehen dem schlecht an, dem seine eignen Ueberzeugungen so wenig heilig sind, dass er von fremden nur mit hämischer Verdächtigung reden kann. Das Kreuz wird zur Farce, wenn es als Geschäftseblem vor einen Laden genagelt wird. Die Gestalt des Begründers des Christentums scheint mir bespöien und beschmutzt, wenn ich die Söldner der öffentlichen Meinung mit seinen Worten hausieren gehen sehe. Werden sie ethisch, so bringen sie ihre schmalzigen Verlogenheiten, als kämen sie eben von einer Interview mit Jesus Christus und spielen sich auf als seine Jünger und als Hüter seines Vermächtnisses. Ach, Herrschaften, es gibt noch gewisse Unterschiede zwischen einem Essäer und einem Essaysten . . .

Ob der Münchener Priesstag den Erfolg haben wird, dass nun wirklich in den Berichten über Prozessverhandlungen die Bettwäsche der Beteiligten etwas vorsichtiger bestrahlt werden wird als die Unterhosen, das scheint wenig belangvoll. In den Leitartikeln und im Feuilleton, im lokalen Teil und in den faits divers wird alles beim alten bleiben. Die gute Beziehung zum Inseratenteil und zu den politischen Einbläsern wird nach wie vor das Leitseil sein, an dem die Kritik der öffentlichen Dinge ans Licht krabbeln darf. Die Erziehung des Publikums zu unbedingter Autoritätsgläubigkeit wird — zum Heile der Staaten — vornehmste Aufgabe der Publizistik bleiben, und die Stimmungsmacher selbst werden je nach Parteirichtung einander auch fernherhin als Schurken, Verleumder, Gauner und Ehrabschneider traktieren, bis ein neuer Kongress sie alle zu neuer Gemeinsamkeit zusammenführt.

Wer es aber wagt, abseits zu stehen, Ansichten zu haben, die in die Tiefe greifen, sich den Stecknadel-Scharmützeln der Tagesschreiber zu entziehen, um für einen besseren Kampf stärkere Waffen zu schmieden, den werfen sie in wohlverstandener Solidarität als Auswurf des

Auswurfs vor die Säue. Er wird sich aber nicht hindern lassen, seinen Weg vorwärts zu gehen und es für eine kulturvolle Aufgabe zu halten, der öffentlichen Meinung von Zeit zu Zeit mit Vehemenz in die Presse zu schlagen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittage schrieb ich noch eine Reihe von Briefen. Denn der Inspektor hatte mir für mein Geld ausreichend Konzeptpapier nebst Kuverts und Briefmarken holen lassen. Besonders hob sich meine Laune durch den schwarzen Kaffee mit zwei Buttersemmeln, der nachmittags kam, wie denn überhaupt meine Stimmung seit der Einführung der Selbstbeköstigung wesentlich besser geworden ist. Aber Zigarren hatte ich an diesem Abend nicht, und ich war unglücklich, mir von den zweien, die ich am Abend vorher geraucht hatte, nicht eine reserviert zu haben.

Am folgenden Morgen (Dienstag, den 2. November) berichtete mir Giesmann, der auf Anordnung des Oberaufsehers meine Zelle in Ordnung zu halten hatte, während er den Topf aus dem „Leibstuhl“ nahm, dass oben im dritten Stock eine sehr schöne Zelle — Nr. 48 — leer geworden sei, die ein grosses Fenster habe und „bald so scheen wie ne Ufseherzelle“ sei. Ich hatte ihm gegenüber nämlich schon über das schlechte Licht geklagt und nahm mir vor, den Inspektor um die Zelle 48 zu bitten. Es gebe dort auch einen Stuhl mit Rückenlehne. Auf den Umstand, dass meine Klappbank ohne Lehne war, führte ich einige Rückenschmerzen zurück. Ich beschloss, den Versuch, die bessere Zelle zu kriegen, jedenfalls bei der nächsten Gelegenheit zu unternehmen. An diesem Vormittage kamen auch zwei schöne Decken und ein weiches Kopfkissen an, die mir meine Geschwister auf Caros Anregung schickten. Es lagen mehrere Aepfel und Birnen bei, die ich mit Giesmann teilte. Er half mir dafür, die Decken auf das Lager zu legen. Von der nächsten Nacht an lag ich nun in der Tat erheblich weicher, aber besser schlafen kann ich bis jetzt immer noch nicht. An diesem Tage begab sich nicht viel Bemerkenswertes. Nur brachte mir Caro, als er mittags kam, gerade als die Frau mein Essen brachte, das ich nun im Büro stehend zu mir nahm, zwei Bücher mit: Paul Scarron „Der Komödiantenroman“, übersetzt und herausgegeben von Franz Blei, und Aage Madelung „Jagd auf Tiere und Menschen“, beide aus dem Besitzstande von Rudolf Kurtz. Caro berichtete, dass er sich mit Justizrat Bernstein in Verbindung gesetzt habe, der zur Zeit in Berlin sei und im Palasthotel wohne. Diesen Bescheid habe er telephonisch aus seiner

Münchener Kanzlei erhalten und nun habe er ihn dort angerufen. Bernstein habe sich gleich interessiert gezeigt und wolle, sobald er in München sei, meine Angelegenheit dort persönlich fördern, sie inzwischen aber seinem Kollegen dort übergeben. Im übrigen werde Bernstein mich wohl den nächsten Tag im Gefängnis aufsuchen. Bis jetzt ist er freilich noch nicht gekommen, steht aber nun für morgen (Montag) vormittag mit Caro zugleich in Aussicht. — Ich benutzte die Gelegenheit meiner Anwesenheit im Büro, vor dem Inspektor meine Bitte um eine andere Zeile zu unterbreiten. Dabei sagte ich nichts von meiner Kenntnis über die Zelle 48, sondern überliess es ihm, davon anzufangen. Das tat er denn auch, indem er zuerst meinte, die Zellen seien ja alle gleich, dann aber wohlwollend fortfuhr: „Na, ich will mal sehen, ob wir nicht oben die Erkerzelle kriegen können. Da ist sehr schönes Licht, und wenn es geht, bringe ich da immer die besseren Gefangenen unter“. So war ich also von Amts wegen als „besserer Gefangener“ anerkannt, was mir umso mehr Mut gab, noch einmal wegen den Zigarren anzubohren. Der Inspektor wolle nicht gern darauf eingehen, sagte mir aber schliesslich zu, er wolle mir, statt aus meinem Vorrat Zigarren herauszugeben, lieber extra welche holen lassen. Ich stimmte dem mit Vergnügen zu und bat ihn, da ich ja doch höchstens zwei am Tage rauchen dürfe, mit meinem Gelde nicht sparsam zu sein, und recht gute, grosse und schwere Zigarren kaufen zu lassen.

Ich las an diesem Nachmittage den „Komödiantenroman“, ein dickleibiges Buch zur Hälfte durch. Ein köstliches Werk aus der Zeit des anciens régimes. Die Erlebnisse einer reisenden Komödianten-truppe, von einem lebenslustigen, liebenswürdigen französischen Abbé erzählt, dessen persönliche Randbemerkungen und muntere Milieu- und Personenschilderung, die glänzende Anordnung der Kapitel und die eingestreuten Novellen das Buch zu einem der graziösesten und unterhaltsamsten machen, die ich kenne. Der Anfang, wie die sonderbare Truppe in Mans einrückt, erinnerte mich lebhaft an den Beginn des neuen Romans von Heinrich Mann „Die kleine Stadt“, woraus er Hardekopf und mir in München ein Kapitel vorlas, und dessen Einleitungskapitel er in einer öffentlichen Vorlesung im Saal des Neuen Vereins mitteilte. Es wäre sehr mein Wunsch, dies Buch, das dieser Tage erscheinen soll, in meine Zelle zu bekommen. — Gegen Abend kam der Inspektor zu mir herein und reichte mir eine Tüte mit fünf prächtigen, grossen, dicken, mit pomphafter Leibbinde gezierten Zwanzigpfennig-Zigarren. Er gab sie mir mit einer gewissen zurückhaltenden Vorsicht, indem er mich ermahnte, sie möglichst nicht vor andern sehen zu lassen. Er . . . stehe in unerhörter Weise unter Aufsicht seiner eigenen Unterbeamten, die ihm sehr gern am Zeuge flickten. Jedenfalls dürfe ich immer erst abends rauchen,

wenn schon Licht gemacht ist. Wenn der Aufseher mal dazu käme, soll ich ihm ruhig sagen, er, der Inspektor, habe mir die Zigarre gegeben. Denn Durchstecherei sei das nicht, und er stehe dafür ein, möchte sich aber unnötige Scherereien vom Leibe halten. — Ich konnte die Zeit kaum erwarten, dass man mir die Lampe anzündete. Dann rauchte ich eines der neuen Kleinode mit unermesslichem Behagen, — aber nur eins, und ich muss mich rühmen, dass ich seit diesem Tage jeden Abend nur eine einzige Zigarre geraucht habe, deren Stummel ich dann auf das Brett des Leibstuhls lege, wo Giesmann ihn fortnimmt, um sich Zigaretten davon zu machen.

Am folgenden Morgen klingelte mich die Hausglocke zu einem sehr regnerischen Tage wach. Vielleicht werden mir später, wenn ich diese Aufzeichnungen unter normalen Verhältnissen wieder durchlese, die Ereignisse an diesem Mittwoch garnicht besonders bedeutungsvoll vorkommen. Aber die Relativität aller Dimensionen und Werte stellt auch die Sonderung des Wichtigen vom Irrelevanten unter die Entscheidung der variablen psychischen Impressionen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Kritinismus. In meinen Theaterberichten im „Kain“ war ich schon verschiedene Male genötigt, die Münchener Theaterkritiker eines bedauerlichen Mangels an Uebersicht und Urteil in ihrem Spezialfach zu zeihen. Mancher könnte meinen, dass die Herren (sowie die Dame) in ihrer Tätigkeit wenig Gelegenheit finden möchten, positiven Schaden anzurichten. Leider finden sie Gelegenheit. Das Fach der jugendlichen Charakterspielerin im Hoftheater, in dem uns Fr. Terwin freundlich verwöhnt hatte, ist seitdem nicht so vorteilhaft besetzt, wie es im Interesse höheren Kunststrebens zu wünschen wäre. Die Intendanz scheint das eingesehen zu haben, denn sie lud verschiedene Male Gäste vor das Publikum, deren Wert zur Kritik gestellt wurde. Zuletzt spielte im Residenztheater Fr. Helene Ritscher die beiden stärksten Rollen der Terwin, Hilde Wangel und Cleopatra. Helene Ritscher ist, wie sich männiglich hätte orientieren können, keine unbekanntete Debütantin mehr. Wusste man schon nicht, dass sie in Wien und Berlin schon seit Jahren als starke Hoffnung galt, so hätte man sich wenigstens daran erinnern dürfen, dass sie vor zwei Jahren im Münchener Künstlertheater in Hebbels „Judith“ die Mirza spielte und diese undankbarste Aufgabe, die einer Schauspielerin gestellt werden kann, zu einer künstlerischen Leistung von seltenem Range erhob. War aber das Gedächtnis der Kritiker schon nicht fest genug, um in lebenswürdiger Voreingenommenheit im voraus die dauernde Bindung der Dame am Hoftheater wünschen zu lassen,

so wäre denn doch vielleicht einige Gerechtigkeit bei der Beurteilung des Gastspiels selbst am Platze gewesen. Wer von solcher Intensität, Wärme, Kraft und Ergriffenheit, wie sie die Ritscher zeigte, nichts empfängt als achselzuckendes Bedenken gegen einige technische Ungleichheiten, dem soll man die kritische Feder aus der Hand reißen. In der „Münchener Post“ wurde das lebendigste Temperament, das je auf der Residenzbühne stand, geschildert, als ob ein Hund an einer Bretterplanke das Hinterbein aufgehoben hätte. Dem V, das die Münchener Sozialdemokraten über Bühnenergebnisse informiert, muss bedeutet werden, dass Strümpfstricken eine weitaus förderliche Beschäftigung ist, als ohne Ahnung vom Wesen der Schauspielerei wertvolle Künstler herunterzureißen. Hoffentlich hat die Hoftheater-Intendanz Rückgrat genug, die Schauspielerin auch gegen die Meinung der Presse hierher zu verpflichten. Sonst könnte sie eines Tages einen Schüttelreim auch auf sich beziehen, den ich vor Jahren schon der Berliner Bühne widmete, die über das Talent Helene Ritschers verfügte, ohne ihm genügende Gelegenheit zur Betätigung zu geben:

Man holt sich alle Kitscher ran,
und sieht nicht, was die Ritscher kann.

Es wäre in der Tat hohe Zeit, wenn da, wo die Lossen und die Terwin gewirkt haben, endlich wieder einmal eine kräftige Persönlichkeit an die Rampe dürfte. Sollte die Ritscher das Urteil der Zeitungskritiker bestätigen, dann will ich ein kritischer Hanswurst heissen.

Neues von der Theaterzensur. Der folgende Brief wurde mir zur Veröffentlichung eingesandt:

Budapest, den 30. Juni 1912.

Sehr geehrter Herr Mühsam!

Sie haben gewiss erfahren, dass die Polizei Münchens die Aufführung der Komödie „Die heilige Sache“ verboten hat, als deren Autoren Felix Doermann und ich zeichnen. Das Verbot ist aus Gründen der „Wohlanständigkeit“ erfolgt, wie das so heisst, und die Polizei nimmt an, es handele sich um ein Schlüsselstück, in dem der Familie Wagner und ihren Trabanten und Anhängern und Gefolgsleuten ohne einen Schein von Recht der Vorwurf gemacht wird, die Hüter des Erbes von Bayreuth (der Ausdruck stammt von Thode) hätten bei den Festspielen nur geschäftliche Interessen

Die Polizei hat recht —: wir haben, ohne gerade den albern und snobistischen Festspielzauber von Bayreuth zu kopieren, beim Schreiben unserer Komödie an Bayreuth gedacht. Wir haben dieses Theater und sein Drum und Dran unter die kritische Lupe genommen und haben uns nach lebenden Modellen Figuren für das

Drama ausgedacht, die nur in unserem Stück ihre Existenz haben. Ich finde, ein solches Anschliessen an die Wirklichkeit ist das Recht jeder Satire. Aber es scheint, als ob das Theater von Bayreuth und alles, was damit zusammenhängt, nun plötzlich zu den heiligen Gütern der Nation gehört, an denen Deutschland so reich ist. Das ist gewiss für den Revolutionär von 1848 und für Meyerbeers Vollender eine hübsche Carriere.

Protest gegen das Verbot ist erhoben, wird aber garnichts helfen. Macht nichts — wenn sich Wagners nur den „Parsifal“ für Bayreuth sichern.

Ergebenste Grüsse!

Hanns Fuchs.

Die Arbeit der Herren Felix Dörmann und Hanns Fuchs ist mir unbekannt. Ich bin daher ausserstande, über ihren künstlerischen Wert eine Meinung zu äussern. Das Verbot scheint erfolgt zu sein, weil der Zensor in dem Werk eine taktlose Verunglimpfung der Familie Wagner erblickte. Die Schlusswendung in dem Briefe des Herrn Fuchs lässt ja in der Tat darauf schliessen, dass Herrn Siegfried Wagner und seiner Mutter in der Komödie eigennützig Motive bei ihrem Kampfe um das Parsifal-Privileg für Bayreuth untergeschoben werden. Hoffen wir, dem sei nicht so. Gesetzt aber den Fall, so erhebt sich doch die Frage, ob die Polizeizensur das geeignete Organ ist, mit ihrem Machtspruch die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Stückes zu fällen.

Ich meine, dass die Auffassung, die der Polizei keinerlei Befugnisse in künstlerischen Dingen einräumen will, auch dann keiner Revision bedarf, wenn durch das Eingreifen der Zensur einmal die Aufführung eines Werkes verhindert wird, das von der Bühne aus wirklich berechtigtes Aergernis erregen müsste. Dem Zensor fehlt, wie unzählige Beispiele beweisen und wie es in der Natur seines Amtes liegt, jede Kompetenz, den Kunstwert und mithin die Kulturbedeutung eines literarischen Werkes zu beurteilen. Er kann nicht unterscheiden, ob erkennbare Personen Modell gestanden haben für eine künstlerisch komponierte Arbeit und nun in ihrer privaten Wesenheit hinter das synthetische Werk zurücktreten, oder ob die Schaubühne mit einem komödienhaften Fabrikat zum Angriff gegen bestimmte Personen missbraucht werden soll. Wie es sich im akuten Fall verhält, kann ich, wie gesagt, nicht wissen. Ich nehme rein akademisch den Tatbestand so an, wie ihn die Polizei auffasst, unterstelle also, dass die Unterlassung einer Aufführung von allen höheren Gesichtspunkten aus zu wünschen wäre, so bleibt immer noch das Bedenken, dass das „Oaha“-Verbot aus genau den gleichen Gründen erfolgt ist, die der „heiligen Sache“ den Weg zur Bühne

versperren. Der Begriff Kunst existiert für die Polizei nicht, und die Gefahr, dass Kunst unterdrückt wird, besteht solange, wie die Polizei sich mit ihr zu beschäftigen hat.

Werden nun aber in einem (künstlerisch minderwertigen) Stücke wirkliche menschliche Interessen einzelner Personen geschädigt, und ein Theaterdirektor mutet seinen Schauspielern zu — vielleicht in der Hoffnung, mit einer Sensation Geschäfte zu machen —, dem Werke lebendige Gestaltung zu geben, so wäre es natürlich zunächst Sache des Publikums, einem derartigen Machwerk eine gesalzene Abweisung zu erteilen. Der Schaden wird in solchen Fällen immer den Autor treffen, schwerlich das benutzte Modell. Schlimmstenfalls aber sollte der angegriffene Teil lieber von der Möglichkeit Gebrauch machen, das ihn schädigende Werk einer richterlichen Kommission zu unterbreiten, als durch Anrufung der Polizei deren Willkür zu stärken. Das Gericht prüft ganz nüchtern alle im einzelnen Falle in Frage kommenden Faktoren und verfügt, wenn es in der öffentlichen Wiedergabe des Stückes tatsächliche Gefährdung des Klägers erkennt, die Unterlassung der Aufführung bei Vermeidung einer hohen Konventionalstrafe, während die Polizei im blinden Eifer, ein Unkraut aus einem Beet zu reissen, mit plumpen Wasserstiefeln die schönsten Kulturen zertritt.

In Preussen steht gegen die Tätigkeit der Zensur wenigstens der Einspruch beim Oberverwaltungsgericht offen. Bayern kennt diese Einrichtung nicht. Wer sich hier durch das Walten der Polizei beschwert fühlt, darf sich beim Ministerium beklagen, bei demselben, das die Polizeibeamten einsetzt und das diese Beamte natürlich so auswählt, wie es seinen Verwaltungswünschen entspricht. Wer beim Minister Klage führt, wird auf die Antwort gefasst sein müssen: wäre ich mit den Massnahmen des Zensors nicht einverstanden, so würde ich einem andern das Amt geben. Das Bestehen eines Oberverwaltungsgerichts, das neuerdings von liberalen Politikern für Bayern angestrebt wird, wäre also gewiss gegen die verantwortungslose Tätigkeit der Polizei ein Fortschritt. Mir scheint aber, dass freiheitliche Menschen, vor allem Künstler und Kunstfreunde, doch lieber für eine völlige Beseitigung der Zensur ins Zeug gehen sollten. In Frankreich, in England und selbst in etlichen deutschen Städten gibt es keine Zensoren und man hat bisher nicht erfahren, dass diese Anarchie schon irgendwo zu einer Verwilderung und Zelrrüttung der Volkssitten geführt hätte.

Die Polizeiassistentin. Der Fall Schapiro wäre ohne erhebliche Bedeutsamkeit, wenn die Dame in perverser Lüsterheit aus ihrem Sittlichkeitsamt ein psychisches Lotterbett gemacht hätte, wenn also

ihr Eifer, illegitime Vorgänge zu ermitteln, sich einfach mit versetzter Geilheit erklären liesse. Man könnte dann sagen: es ist ein Skandal, dass Mädchen, die den berechtigten Wunsch haben, in ihrem privaten Tun unbehelligt zu bleiben, unter Berufung auf eine Polizeilegitimation gezwungen werden können, gegen ihren Willen den überreizten Sexualnerven einer Fremden den verlangten Kitzel zu verschaffen. Zur allgemeinen Charakteristik der polizeilichen Sittlichkeitsbestrebungen wäre abET die Angelegenheit nicht zu gebrauchen. Es wäre ein Einzelfall.

Die Sache erhält ihre unheimliche Bedeutung gerade dadurch, dass Frau Schapiro zweifellos ganz und garnicht krankhafter Natur ist. Die Frau ist in ihrer Art Idealistin. Sie glaubte, mit ihrem Wirken einer heiligen Sache zu dienen. Sie wollte denen, die sich in ihren Amtsbezirk verirrt, aus ehrlichem Herzen helfen, und der einzige Vorwurf, der ihr persönlich zu machen wäre, könnte der sein, dass sie in übertriebener Hilfsbereitschaft Netze auswarf, um möglichst viele nach ihrer Auffassung entgleiste Mädchen in ihren Amtsbezirk hineinzuziehen. Man sollte Frau Schapiro dankbar sein, dass dieser Vorwurf erhoben werden konnte. Sonst hätten wir wahrscheinlich noch sehr lange nicht erfahren, über welche haarsträubenden Befugnisse die Polizei verfügt, um das persönliche Treiben der Menschen zu beaufsichtigen und unter ihre Vormundschaft zu bringen.

Ein Mädchen, das kein „festes Verhältnis“, wohl aber genügend gesunde Sinnlichkeit hat, um an den Jugendfreuden des Lebens in ausgiebigem Masse teilzunehmen, ist eo ipso der „gewerbsmässigen Unzucht“ verdächtig, und das heisst: eine polizeiliche Amtsperson erhält das Recht, die Verdächtige aufzugreifen, ihr Vorhaltungen zu machen und sogar Zwangsmassregeln zu ergreifen, um sie in die Bahnen der bürgerlichen Wohlanständigkeit zu lenken. Der den Deutschen von Kindesbeinen anezogene Respekt vor der Polizeimacht geht so weit, dass keines der belästigten Mädchen es wagt, sich die Moralpredigten der Assistentin energisch zu verbitten. Freilich ist dieser Respekt wohl auch häufig identisch mit der Angst vor Zwangserziehung, körperlicher Untersuchung und andern Widerlichkeiten, die als Drohung ja auch oft genug hinter den Moralpredigten auftauchen. Reguläre Razzien werden veranstaltet, um Gelegenheitspäpchen in flagranti zu erwischen, und der Schutzmann, der heute von den Reizen eines anmutigen Fräuleins ausseramtlichen Gebrauch macht, läuft morgen zur Assistentin und liefert den Namen des Fräuleins als geeignete Adresse für polizeiliche Besserungsbemühungen aus.

Die Folge ist natürlich, dass die jungen Mädchen einer Stadt (wer kann wissen, ob es nicht anderswo genau so zugeht wie in Mainz?) das, was ihre Natur verlangt, in ständiger Angst vor der Faust der Obrigkeit tun. Sie verlieren ihre schöne freie Unbefangenheit, kommen sich in ihren eigenen Handlungen schlecht und „gefallen“ vor. Daraus entsteht dann Hysterie, Fahrigkeit, Verlogenheit, Heimlichkeit und Unfreiheit in allen übrigen Daseinsäusserungen und in den Kindern, die von ihnen geboren werden, ein schwächliches, ungeschönes und ungesundes Geschlecht. — Der schneidigen Moral gegenüber, für die alles, was sich der polizeilichen Zucht zu entziehen sucht, Unzucht heisst, wollen wir ändern, die wir den Knebel nicht mögen, mit vernehmlicher Stimme die Freiheit der Sinne proklamieren. Die Beziehungen der Geschlechter zueinander haben mit Moral nicht das geringste zu tun und können daher nicht unmoralisch

sein. Unmoralisch aber und jedes feinere Gefühl tief verletzend ist die Beschnupperung privater Sexualaffären durch amtliche Moralstützen und durch sittliche Amateure.

Zeppelins Pech- Das Lebenswerk des alten Grafen Zeppelin in allen Ehren. Einer, der an seine Mission glaubte und allen Verhöhnungen und Besudelungen derer, die ihm heute demütig in jeden erreichbaren Körperteil rutschen, zum Trotz seinen Weg ging. Einer, der — über die siebzig — noch den Plan besinnt, seine Maschine im wissenschaftlichen Dienst in Polargegenden zu steuern. Dem darf keiner den Respekt versagen, der steht über der Kritik seiner eigenen Leistung.

Der Kritik nicht entrückt ist hingegen das Produkt des Zeppelinschen Lebenswerkes und noch weniger das Fanfarengejohl der — ehemals mir beileibe kein Urteil über Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit des starren Systems anmassen. Ich habe keine Ahnung, ob ein lenkbarer Luftballon mit Aluminium oder mit Kautschuk umkleidet zu sein hat; von mir aus soll man ihn in Papiermaché hüllen. Soviel aber hat mein ahnungsloses Laiengemüt doch schon gemerkt, dass sich Zeppelins Apparat besonders bewährt, um die weise Lehre des alten Th. Vischer von der Tücke des Objekts zu bekräftigen.

Alle Jahre, wenn der Sommer in die Lande zieht, steigt Z I, II, V, VIII oder Y zu feierlicher Paradedfahrt in die Lüfte, sieghaft begleitet von Wolfs Telegraphenbüro. Das deutsche Herz klopft im Sechachteltakt zum neuesten Propellerrekord, und in jeder begeisterten Männerbrusttasche steckt das Extrablatt, das die glückliche Landung am Fahrtziel bestätigt. Bei der Rückreise aber schweigen die Gesänge. Irgendwo reckt ein Bergwald seine Wipfel in Zeppelins Ankertau, ein Sturm erhebt sich zur unrechten Zeit, der Motor streikt — kurzum: Jahr für Jahr platzt Deutschlands Stolz und Hoffnung und hinterlässt dem betrübten Blick ein verbogenes Aluminiumgerüst. Dieses Mal rechneten uns die leider hinterbliebenen, Zeitungen vor, dass bis jetzt acht Zeppelin-Luftschiffe in die Binsen gegangen sind. Man muss an sich halten, um nicht auszurufen: Vivat sequens!

Man mag mich einen Rohling nennen: für den allgemeinen Jammer um die prächtigen Luftfahrzeuge habe ich kein Organ. Der gilt ja garnicht dem zerstörten Gasfuhrwerk. Der gilt der Erwägung, dass für den nächsten Krieg auf die schöne neue (Waffe nun doch kein rechter Verlass sein dürfte. Solange die grossen technischen Erfindungen nicht nach ihrem Nutzen für den Verkehr der Menschen untereinander bewertet werden, sondern nach dem Dienst, den sie bei der Ermordung feindlicher Soldaten leisten können, so lange braucht ihrem Fiasko keine Träne nachzufliessen. Es gibt (zwar nicht räumlich, aber geistig) höhere Dinge als Aeroplane und Zeppelinschiffe. Wenn einmal unter den Völkern Friede sein wird und die technische Zivilisation einer geistigen Kultur zugute kommt, dann wird auch der, der dem politischen Komödienspiel abseits und feindselig zusieht, bei den Statistiken über die alljährlichen Zeppelinschen Pechfälle von anderen Gefühlen bewegt werden als von ironischer Erheiterung.

Saccharin. Es ist wohl mein Verhängnis, dass ich stets da Ankläger bin, wo sonst niemand etwas zu tadein findet, und Verteidiger, wo der schleimige Entrüstungsfladen aller Wohlgesinnten über individuelle Handlungen trieft. Seit längerer Zeit werden die deutschen Zeitungsleser immer wieder durch Nachrichten entsetzt, die abenteuerliche Schmugglerunternehmungen an den schweizerischen und österreichischen Grenzen schildern. Man erfährt, wie ungeheure Mengen von Saccharin aus der Schweiz, wo der Süsstoff sehr billig ist, über die deutsche Grenze befördert werden: in vornehmen Automobilen, in kunstvoll für den Zweck präparierten Westen, in hundert arglistigen Umhüllungen und Verkleidungen. Da der freie Handel mit Saccharin in Deutschland verboten ist und infolgedessen hier und in Oesterreich kolossale Preise für das Präparat gezahlt werden, machen die Kontrebandisten und die Zwischenhändler gelänzende Geschäfte. Der Bürger aber wendet sich voll Abscheu von solchen Untaten ab.

Weiss der Bürger, warum der Saccharinhandel in Deutschland verboten ist? Es sei ihm mitgeteilt: Die Zuckeragrarien fühlen sich durch den künstlichen Süsstoff geschädigt. Das Volk sollte gezwungen werden, die Versüssung der Speisen so teuer zu bezahlen, dass die Magnaten, die die Elite der Nation darstellen, ihren ausgiebigen Nutzen davon hätten. Einen wichtigen landwirtschaftlichen Konsumartikel durch ein billiges Surrogat ersetzen, heisst in Deutschland so ungefähr Landesverrat treiben. Daher musste die Hygiene heran. Es hiess, der Ersatz des Rübenzuckers durch Saccharin schädige die Volksgesundheit, da Zucker ein unentbehrliches Nahrungsmittel sei, wobei nicht gesagt wurde, dass der Zucker, der als Volksnahrung wirklich in Betracht kommt, im Gemüse, Obst und in vielen anderen Speisen chemisch gebunden enthalten ist, und dass die Zuckerstücke, die zur Beeinflussung des Geschmacks in den Kaffee und in die Mehlspeisen geworfen werden, als Ernährungs-substanz kaum in Frage kommen. — Aber die Agrarien bekamen natürlich das Gesetz, das sie wünschten.

In Deutschland gibt es nur noch eine einzige Saccharinfabrik. Die deckt den ganzen Bedarf der Apotheken, die allein noch damit handeln dürfen. Diese Fabrik würde von dem Entdecker des Saccharins, Dr. Fahlberg, begründet und befindet sich bei Magdeburg. Weiss der Bürger, was mit dem bei den Schmugglern beschlagnahmten Saccharinvorräten geschieht? Früher würden sie vernichtet. Neuerdings werden sie für billiges Geld vom Staate an die Fahlbergsche Saccharinfabrik verkauft, die auf diese Weise soviel Saccharin ins Haus bekommt, dass sie ihre Arbeiter entlassen konnte und mit der geschmuggelten Ware den ganzen deutschen Bedarf deckt. Der Staat macht also mit dem Verbot des Saccharinverkaufs in Deutschland ein gutes Geschäft, die deutschen Saccharinarbeiter sind infolge dieses Verbots brotlos, das deutsche Volk wird ungeheuerlich belastet, und der Bürger, der sich in Mussestunden der Entrüstung über die betrügerischen Manipulationen der Saccharinschmuggler hingibt, tritt zur Vermehrung solcher Mussestunden eine Erholungsreise nach Tirol an. Beim Kofferpacken achte er nur gut darauf, dass die Zigarrenkiste unter den Nachthemden gut versteckt bleibt. Es wäre doch peinlich, wenn man sie in Kufstein erwischte !

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Variété — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der rührige Zensor. — „Titanic.“ — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater“.

KAIN, Heft 3. Inhalt: Strindberg- — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater — Bemerkungen. — Bonnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.



NEUE BLÄTTER

HALBMONATSSCHRIFT

erscheint am 5. und 20. jeden Monats im Format von 24X32 mit ein bis zwei Handzeichnungen zum Preise von 25 Pf., jährlich Mk. 5.50.

INHALT

des ersten Heftes: MATISSE: Akt / CLAUDEL: Rezitation aus der Einsetzung des Ruhetages / PASCOLI: Der Taumel / DÄUBLER: Der Nachtwandler / PHILIPPE: Briefe | LEHMRUCK: Akt /

des zweiten Heftes: GENGWA HIROMI: Chinesischer Holzschnitt / CLAUDEL: Magnificat / CLAUDEL: Aufbau der Kirche / CLAUDEL: Ausschau vom Meer auf das Land / CLAUDEL: Besuch / CLAUDEL: Der Schauende / CLAUDEL: Beschluss /

des dritten Heftes: DERRAIN: Holzschnitt / GEIGER: Ode / GIDE: Mopsus / RAY: Jules Romain

des vierten Heftes: RODIN: Akt / PEGUY: Mysterium / GIDE: Anmerkungen / TREUGE: Gedichte / L'ARBAUD: Barnabas /

Spätere Nummern bringen Handzeichnungen von

RODIN / MÜNCH / PICASSO / BARLACH / RENOIR

Probenummern werden umsonst nicht abgegeben.

Jede gute Buchhandlung wird zum Bezug der NEUEN BLÄTTER empfohlen- Wo diese Art des Bezuges auf Schwierigkeiten stösst, erfolgt der Versand gern durch den Verlag, der das Porto besonders berechnet.

ERICH BARON / VERLAG / BERLIN W. 15/205



Don
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904.
(Die Auflage ist vergriffen.)

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

Im Kain-Verlag München, Baaderstraße 1a
ist erschienen:

„Der Krater“

Gedichte von Erich Mühsam.

Preis: M. 2.—

Jahrgang II.

No. 5.

August 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Generalstreik! — Die Rigorosen. — Bemerkungen. —
Ettor und Giovannitti. — Der Veteran Drux. — Die Münchner
Post. — Verworfen.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziere, Grossindustrielle, Behörden etc. etc.** das bestorganisierte Bureau **sofort** nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weltanschauung des Anarchismus — Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des 128 Seiten umfassenden, illustrierten Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoj. — Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziaton: An die Rekruten Frankreichs! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Syivain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Ideal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revolutionären Kämpfers etc. etc.

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1.—, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an:

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.
No. 5.

München,
August 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„K A I N“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten:

Generalstreik!

Wer, ohne Parteigänger zu sein, den Vorgängen des öffentlichen Lebens mit den Augen eines leidenschaftlich Beteiligten folgt, wird seine Aufmerksamkeit häufig bei Dingen gefesselt fühlen, die dem hastenden Blick des Zeitunglesers unwesentlich scheinen oder ganz entgehen. Er gewöhnt sich daran, die tatsächlichen Ereignisse statt nach ihren katastrophischen Aeusserungen nach ihren symptomatischen Ursachen zu beurteilen. Er registriert anstelle statistischer Additionen Wertgleichungen und untersucht den Bodensatz verdampfter Tageserscheinungen auf seinen Gehalt an sozialen und kulturellen Zukunftskeimen.

Selten genug ist die Freude, in seinem Mikroskop unter allen toten Resten eine Spur lebendigen Samens zu finden, und man tut das Seine, dies Leben zu erhalten, indem man es in den aufnahmewilligen Geist zukunftsfröher Mitmenschen verpflanzt. Dort mag er sich auswachsen zu kritischer Einsicht in die Zusammenhänge der gesellschaftlichen Strukturen und zum Willen, förderliche Entwicklungen zur Frucht reifen zu lassen. Das

nämlich ist der Sinn alles Werbens und aller Agitation: in stimmungsverwandten Intelligenzen Gedanken zu wecken, Gefühle zu Ueberzeugungen zu erweitern und Sehnsüchte mit dem Drange zur Tat zu erfüllen

Unter hundert Depeschen, Korrespondenzen, Mitteilungen, eine auf den ersten Schein irrelevante: Die Arbeiter-Union in Zürich hat einen vierundzwanzigstündigen Demonstrations-Generalstreik proklamiert. Die Aktion wurde in nie gesehener solidarischer Geschlossenheit durchgeführt. Die Forderung der Arbeiter, das Recht zum Streikposten-Ausstellen, wurde ertrotzt. Das alles scheint an sich nicht sehr bedeutsam. Ein Streik ist bei der Klassenformation des Staates etwas Selbstverständliches und Alltägliches, und die Ursache zum allgemeinen Ausstand war zwingend genug. Der Streikposten ist ein unersetzbares Mittel zur Ausübung des nachgerade in allen westeuropäischen Staaten geltenden Koalitionsrechts. Die Schweizer Arbeiter durften und konnten sich dieses Recht nicht schmälern lassen. Selbst im Deutschen Reich kann die Einrichtung der Streikposten ohne Verkündigung eines Ausnahmezustands nicht mehr geknebelt werden. Der Versuch der Grossindustrie, mit der berüchtigten Zuchthausvorlage den Arbeitnehmern die Möglichkeit der Selbsthilfe zu verkürzen, misslang, und als vor mehr als zehn Jahren der Senat der Freien und Hansestadt Lübeck das Streikpostenverbot auf dem Verordnungswege trotzdem durchsetzen wollte, musste die Reichsregierung eingreifen und die vierzehn Machthaber in die Schranken ihrer freistaatlichen Souveränität zurückweisen. (Zürich und Lübeck. Es ist sehr charakteristisch, dass sich die Regierungen sogenannter freier Republiken am schnellsten dazu entschliessen, reaktionäre Uebergriffe zu wagen. Sie kennen ihre Demokraten und fühlen sich sicher).

Der eintägige Züricher Generalstreik böte also bei oberflächlicher Betrachtung keinerlei Veranlassung zur

leuchtenden Anerkennung in den Annalen der Arbeitergeschichte. Seine Bedeutung erhält er erst durch seine sehr eigenartige Vorgeschichte und durch die besondere politische Komposition des Züricherischen öffentlichen Verwaltungsapparats.

Die Schweiz zeichnet sich bekanntlich unter allen Ländern durch die konsequenteste Befolgung einer demokratischen Zivilisation aus. Der grösste Teil der politischen Forderungen unserer Liberalen und Sozialdemokraten ist dort längst verwirklicht, und es kann durchaus nicht geleugnet werden, dass dadurch manche Härten der kapitalistischen Staatsorganisation erheblich gemildert worden sind. Staat und Kirche sind getrennte Institute; jedem Schweizer wird vom Staate aus freier Schulbesuch, werden freie Lehrmittel garantiert; die Beamten werden nicht eingesetzt, sondern gewählt, und das Volk hat das Recht, anter Umgehung der parlamentarischen und exekutiven Ausschüsse aus eigener Initiative Gesetze zu entwerfen und einzuführen. Dabei bewirkt das föderative Kantonsystem vermehrten Schutz gegen zentralistische Vergewaltigungen gegenstrebender Bezirke, wobei es zugleich dem Gesamtgebiet der Eidgenossenschaft das völkerpsychologisch sehr lehrreiche Bild erfreulicher Mannigfaltigkeit schafft.

Unter allen Feldern dieses Mosaikgebildes gilt der Kanton und die Stadt Zürich als Domizil der freiheitlichsten Errungenschaften. Diesen Ruf dankt Zürich besonders den zahlreichen Sozialdemokraten, die das Vertrauen des Volkes dort in die höchsten Verwaltungsämter berufen hat. Der Züricher Polizeipräsident ist Sozialdemokrat, unter den neun Stadträten der Gemeinde sind vier Rote, in der gesamten Gerichtsbarkeit und in allen übrigen Beamtenschichten ist die Arbeiterpartei überwiegend oder doch sehr gewichtig vertreten. Wäre nun die Behauptung richtig, mit der die Sozialdemokratie überall zu ihren Fahnen ruft, dass das Eindringen des proletarischen Willens in die Verwaltungen der kapitalistischen Staaten und das

Handhaben der staatsexekutorischen Instrumente durch Mandatare der ausgebeuteten Klasse die Kluft zwischen Arm und Reich allmählich verringern und schliesslich den gesellschaftlichen Ausgleich im Sozialismus herbeiführen müsse, so ergäbe sich, dass in der Schweiz allgemein und in Zürich speziell schon heute ein mindestens erträgliches Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bemerkbar sein müsste. — Das Gegenteil ist der Fall.

Nirgends in der Welt wird der Kampf zwischen Kapital und Arbeit erbitterter und rücksichtsloser geführt als in der Schweiz. Nirgends in der Schweiz steht das Unternehmertum rigoroser und brutaler gegen die Arbeiterschaft als in Zürich. Nirgends aber stellt sich die Regierung eines Staates mit so unverhüllter Parteinahme und mit so konsequenter Regelmässigkeit unter Anwendung aller ihrer Machtmittel auf die Seite der Kapitalisten wie in jenen freien Demokratien des Alpenlandes. Und endlich: Nirgends innerhalb und ausserhalb Europas werden waffengeübte Soldaten so häufig auf ihre werktätigen Landsleute losgelassen wie die Schweizer Miliz-Bataillone, durch deren Nachahmung in Deutschland August Bebel und die Seinen ihre antimilitaristischen Postulate befriedigt sähen.

Seit Beginn dieses Sommers streiken in Zürich die Schlosser und die Maler. Die Ausstandsbeziehung gewann in beiden Lagern das in der Schweiz übliche Aussehen: beteiligte Ausländer wurden des Landes verwiesen, Truppen wurden zusammengezogen, Schüsse fielen und der Züricher Stadtrat verbot auf einen Wink der Regierung durch Maueranschlag das Ausstellen von Streikposten. Da griff die Arbeiter-Union ein, erklärte sich mit den Malern und den Schlossern solidarisch und forderte sämtliche Gewerke und Angestellte mit Ausnahme der im Sänitätsdienst tätigen Arbeiter auf,

am 12. Juli für die Dauer von vierundzwanzig Stunden demonstrativ die Hände ruhen zu lassen.

In prachtvoller Solidarität kamen die Organisationen der Aufforderung der Union nach. Alle Betriebe feierten, sogar die in städtischer Regie geführten Anstalten. Die Trambahnbeamten, die besonderen Gesetzen unterworfen sind und sich schwerer Existenzgefährdung aussetzen, erklärten, leider ausfahren zu müssen, sofern sie nicht durch den Massenandrang Streikender auf den Schienen daran gehindert würden. Man verstand den Wink, und in früher Morgenstunde standen vor sämtlichen Strassenbahndepots Ansammlungen von einigen hundert Arbeitern auf den Geleisen, die es den Strassenbahnern erleichterten, ihre Berufspflicht hinter ihre Kameradschaftspflicht zurückzustellen. (Eine neue und sehr interessante Methode der Sabotage durch gegenseitige Hilfe). Nur die Typographen hatten von ihrem Berner Zentralkomitee die Weisung erhalten, gemassregelte Kollegen hätten aus der Streikkasse keine Unterstützungen zu erwarten, und wurden — sie allein — zu Streikbrechern. Diese rüdischen Schafe (noch mehr Schafe als rüdisch) hatten dann das Vergnügen, ihre Schande eigenhändig der Druckpresse zu übergeben.

Die Arbeiterschaft, die die radikale Aktion eines allgemeinen Solidaritätsstreiks unternimmt, beweist damit, dass sie entschlossen ist, ihre Rechte mit den alleräussersten Mitteln zu verteidigen. Denn es kann nicht verkannt und soll nicht verheimlicht werden, dass eine Massregel, die die Einwohner einer Stadt durch die Verhinderung sich Lebensmittel zu besorgen, züchtigt, die sie jeder Möglichkeit der mechanischen Beförderung beraubt und in den Abendstunden der Dunkelheit preisgibt, Zustände heraufbeschwört, die, über mehrere Tage ausgedehnt, unertragbar wären. Der eintägige Generalstreik war eine Drohung. Er bedeutete: Reizt uns nicht, sonst dehnen wir die Aktion einmal über eine Woche aus. Ein vertan-

gerter Generalstreik aber wäre das Signal zu ungeheurer Erbitterung, die das geschädigte Kapital vielleicht bestimmen könnte, die ihr in Treue willfährigen öffentlichen Organe zur Anwendung ihrer Gewaltswerkzeuge zu veranlassen. Dann wäre der Bürgerkrieg fertig.

Die hauptsächlich bei Anarchisten verbreitete Meinung, der Generalstreik sei das revolutionäre Kampfmittel schlechthin, um die neue gerechte Gesellschaft zu schaffen, bedürfe es nur eines gleichzeitig alle Länder umspannenden Generalstreiks, ist nicht ernst zu nehmen. Eine Revolution und mit ihr der Umschwung aller Dinge lässt sich nicht von heute auf morgen unternehmen, auch nicht, wenn alle Arbeitergewerkschaften der Welt den Generalstreik beschlössen und durchführten. Eine Revolution bricht aus, wenn ihre Zeit gekommen ist, das heisst, wenn sich das gestaltet hat, was an die Stelle der überlebten Einrichtungen tritt. Jede Revolution findet ihre Mittel allein, und dass eines davon die allgemeine Arbeitsverweigerung ist, dürfte selbstverständlich sein. Die Aktion eines auf allgemeinen Umsturz abzielenden Generalstreiks wird immer nur Putsche bewirken, Putsche aber haben sich noch meist als unfruchtbare Energie- und Blutvergeudung erwiesen.

Der Generalstreik ist die starke Waffe der Arbeiter gegen das Kapital, wenn es für den Moment auf eine unzweideutige kräftige Kundgebung ankommt. Das Beispiel, das die Plebejer des ältesten Roms mit ihrem Auszug auf den heiligen Berg gaben, bleibt für alle Zeit vorbildlich. Als radikales Willensmanifest ist auch der Züricher Generalstreik zu bewerten. Er war gut, weil er zu rechter Zeit kam und stark durchgeführt wurde, und er war wertvoll vor allem; weil er die klare Abkehr des Proletariats von der Politik bedeutet, die Besinnung der Masse auf die eigene Kraft in dem Augenblick, wo die von ihr gewählten politischen Personen der Staatsraison den Vorzug vor den Volksrechten gaben.

Der Züricher Generalstreik — und hier liegt die Präzedenz und der Symptomwert des 12. Juli — war der Bruch der Arbeiterschaft mit seinen eigenen politischen Vertretern. Es kämpften verbündet sozialdemokratische und anarchistische Arbeiter gegen die verbündeten sozialdemokratischen und bürgerlichen Staatskuratoren.

Ob der Stadtratsbeschluss, der die Belagerung verhängte, Militär kommen liess und die Streikposten verbot, um den Unternehmern gefällig zu sein, einstimmig erfolgte, steht nicht sicher fest, ist auch unwesentlich. Wesentlich ist, dass von den vier Sozialdemokraten, die im Stadtrat sitzen, keiner erklärt hat: Wir sind von den fünf Bürgerlichen überstimmt worden. Der Verdacht, dass die Proletariatsvertreter dem Beschluss zugestimmt haben, hat sich, da ihn keiner der Herren abwehrte, zur Gewissheit verdichtet. Der Maueranschlag, der von dem Verbot der Streikposten Kenntnis gab, trug die Unterschrift des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Vogelsanger. Die ausführenden Organe der Polizei und der übrigen Behörden sind in ihrer grossen Mehrheit Sozialdemokraten. Das ist wesentlich.

Diese Beamten und Volksvertreter haben ganz sicher alle nach ihrer besten Ueberzeugung gehandelt. (Die hässliche Uebung, Leute, die anders als wir denken und handeln, als Verräter und Spitzel zu bezeichnen, wollen wir doch den sozialdemokratischen Politikern überlassen). Sie konnten gar nicht anders handeln, als sie taten, da sie einmal die Verpflichtung übernommen hatten, ihre Kräfte in den Dienst des kapitalistischen Staates zu stellen. Die Beispiele Millerands und Briands haben schon früher erwiesen, dass es unmöglich ist, gleichzeitig Staatsinteressen und Volksinteressen wahrzunehmen. Die Schweiz verfügt über Beispiele solcher Art übergenug. Jetzt aber ist plötzlich die Einsicht über das Volk gekommen, dass es zwischen zwei Stühlen sitzt, und es hat ohne Rücksicht auf Parteidisziplin getan, was sein Lebenswille verlangte.

Die Aktion vom 12. Juli hat deshalb weit über die Schweizer Grenzen hinaus Anspruch auf aufmerksamste Beachtung. Wären die deutschen Behörden nicht so vernagelt, den sozialdemokratischen Staatspositivisten den Eingang zu den Verwaltungsämtern zu versperren, so hätten sie längst die Erfahrung gemacht, dass sie in ihnen die pflichttreuesten Hüter der kapitalistischen Einrichtungen besäßen. Schon das Wirken der Roten in den Parlamenten hätte ihnen darüber Klarheit schaffen müssen. Dass sie aus weitblickender Klugheit diesen „revolutionären“ Herren die Gelegenheit nehmen, ihre Staatstüchtigkeit zu bewähren, kann den Ministern der deutschen Vaterländer schwerlich zugetraut werden. Denn die Erwägung wäre gar nicht dumm, dass die Arbeiter, wenn ihren Führern einmal das Odium umstürzlerischer Gesinnung genommen würde, an ihrer Wirksamkeit erkennen könnten, wie fern von den Wünschen des Volkes das Walten einflussreicher Genossen lebt, und dass der Moment, wo das Volk begänne, den politischen Mumpitz seiner Vertreter zu durchschauen, revolutionäres Leben in die Geister bringen müsste. In Zürich ist dieser Moment eingetroffen. Dort hat sich wieder einmal gezeigt, wie recht die Marxisten haben, wenn sie behaupten, dass sich die natürliche Entwicklung der Dinge nicht aufhalten lasse. Bios läuft die Entwicklung mitunter andere Wege, als den Drathziehern lieb ist.

Die Rigorosen.

Ein Manifest des lyrischen Nachwuchses.

Das also sind „die wertvollsten Verse, die seit Rilke in deutscher Sprache geschrieben wurden“. Herr Kurt Hiller, der Herausgeber des „Kondors“,¹⁾ einer „rigorosen Sammlung radikaler Strophen“

¹⁾ Der Kondor. Verse von Ernst Blass, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Herbert Grossberger, Ferdinand Hardekopf, Georg Heym, Kurt Hiller, Arthur Kronfeld, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner, René Schickele, Tranr Werfel, Paul Zech. Herausgegeben von Kurt Hiller. Heidelberg 1912. Verlag von Richard Weissbach.

behauptet es. In schöner Bescheidenheit gesteht er (einleitend), dass er seine eigenen Gedichte, mit deren zehn er das schmucke grüne Buch bereichert, nicht unter diese wertvollsten Verse rechnet. Er tut recht daran, denn seine Lyrik taugt nicht allzuviel. Da er aber bekennt, dass er sich selbst im Kondor „nur aus Eitelkeit“ das Wort gibt, wohingegen er vorher erklärt: „Zum erstenmal sollen hier lebende Künstler der Gedichtschreibung (vor Hiller nannte man solche Leute kürzer und eindeutiger Dichter), und nur Künstler vereinigt werden. Mit Proben, die ausreichen, ein Bild zu geben: Künstler einer Generation“ — da er dies vorher äussert, sei ihm gesagt, dass die „Strophen“ der andern Herren, die er neu in die Weltliteratur einführt, meistens nicht besser sind als seine.

Im Februar dieses Jahres schrieb ich in den „Kain“ folgende Sätze: „Seit in Wien das Verse machen zum Sport geworden ist, seit man dort bewiesen hat, dass mit einem Band Hoffmannsthal in der Hand jeder Gymnasiast gute Gedichte machen kann, gibt es keinen Nachwuchs mehr. Die Berliner Produktivität aber hat sich von der Produktion emanzipiert. Sie begnügt sich mit der Verherrlichung der Reproduktion. Lasst uns Musik komponieren, Bilder malen, Lyrik dichten, wie Kerr und Hardekopf Kritiken schreiben! — Mit diesem Programm gründen die Jüngsten Literaturzirkel“. — Der „Kondor“ ist der niederdrückende Beweis meines Urteils. Was Gutes in dem Buch steht, kommt von Dichtern, die uns von Herrn Hiller nicht mehr präsentiert zu werden brauchen: von Else Lasker-Schüler, von Max Brod (der mit Einschränkungen zu loben ist), von René Schickele. Was diese Autoren, was auch der empfindsame S. Friedlaender mit dem von Herrn Hiller in der Einleitung zwar bestrittenen, doch aber klar formulierten Programm zu schaffen haben, ist unerfindlich. Von den übrigen interessieren nur Georg Heym und Franz Werfel, und da Heym ja leider im Stadium der Talentproben verzichten musste, so kommt als Hoffnung nur noch Werfel in Frage. Uebrigens hätte aus beider Produktion leicht eine bessere Auswahl getroffen werden können. Besonders Franz Werfels Gedichtsammlung²⁾ enthält Verse von starker, schöner und oft rührender Empfindung (so das entzückende Gedicht „Ich bin ein erwachsener Mensch“ oder die Ode „Junge Bettlerin an der Krücke“). Statt dessen enthält der „Kondor“ aus Werfers Repertoire nur Stücke, die noch peinlich mit gesuchten Ungewöhnlichkeiten kokettieren, und darin zwar persönlicher und ursprünglicher sind als die gewollten Radikalismen vieler seiner Anthologie-Kollegen, aber viel mehr charakteristisch, für den Hillerschen Geschmack als für den Franz Werfel, den wir aus seinem „Weltfreund“ für spätere Manifeste erhoffen dürfen.

²⁾ „Der Weltfreund“. Gedichte von Franz Werfel. Axel Juncker, Verlag, Berlin-Charlottenburg (ohne Jahreszahl).

Ueber Georg Heyms abgeschlossene dichterische Konfession verlohnt sich ein besonderes Wort. Zwei Gedichtbücher zeigen die Entwicklung des Toten.³⁾ Die kurze Frist zwischen der Ausgabe des ersten und dem Entstehen des zweiten liess eine sichtbare Steigerung im Wert noch nicht zu. Dennoch zeigt sich dem aufmerksamen Leser im zweiten Band schon ein tieferes Schauen, eine Abklärung und Vergeistigung, ein Hinausstreben über den robusten Realismus hinweg, der den ersten Band noch ganz beherrscht und auch später nirgends ganz verschwindet. Aber bei Heym verleugnet sich niemals eine grosse ernste Ehrlichkeit des Empfindens. Die Umsetzung seiner Gefühle ins Symbol bleibt auch da ungezwungen, wo das Bild garzu prosaisch ist, um im lyrischen Gedicht gelten zu können. Die Form seiner Gedichte wächst organisch aus dem dichtenden Antrieb hervor. Jung und hoffnungsvoll — mit diesem Urteil kann man sich über jede seiner Schöpfungen freuen. Eine Persönlichkeit ohne allen Zweifel. Ihn genialisch zu nennen, möchte ich nach den unausgereiften Proben nicht wagen (Hiller tut es). Genialisch ist unter allen Vertretern der „rigorosen“ Kondor-Kunst nur Else Lasker-Schüler, und die brauchte es nicht mehr zu erweisen. Von der wussten wir es schon vor zehn Jahren, Herr Hiller.

Es bedürfte eines viel weiteren Raumes, als mir hier verfügbar ist, um mich mit jedem einzelnen der Kondor-Dichter auseinanderzusetzen. Glücklicherweise machen es mir aber die meisten von ihnen leicht, sie im Ramsch zu erledigen. Denn es ist bezeichnend für diese lyrischen Neutöner, die wir nun also als die Repräsentanten aller zeitgenössischen Verskunst anerkennen sollen, dass sie in verblüffendem Masse von einander abhängig, dass sie wechselseitig ihre eignen Epigonen sind.

Hörte ich von Heym immer nur ein paar losgerissene Verse und sähe die Einheitlichkeit seiner Gedichte nicht, so würde ich ihn unter die andern und sagte: Jacke wie Hose. Da ich ihn aber kenne und als eigne Kraft schätze, glaube ich ihn als Anreger herausheben zu sollen und lasse im übrigen die Entscheidung offen, ob die weniger Selbständigen von Heym oder von ihresgleichen beeinflusst sind. Lyrik, scheint mir, ist der persönlichste Ausdruck künstlerischer Empfindung, die denkbar ist. Ein Dichter, den nicht jeder seiner Verse unverkennbar verrät, wird sich seiner Kunst schwerlich rühmen dürfen. Nun vergleiche man:

„Aus einem Keller kommt ein Fischgeruch,
wo Bettler starren auf die Gräten böse.

³⁾ „Der ewige Tag“. Zweite Auflage. „Umbra Vitae“. Nachgelassene Gedichte Beide 1912 bei Ernst Rowohlt Leipzig

Sie füttern einen Blinden mit Gekröse.
Er speit es auf das schwarze Hemdentuch."

(Georg Heim.)

„Die Dirnen züngeln im geschlossnen Munde,
die Dirnen, die ihn welkend weich umwerben.
Ihn ängsten Darmverschlingung, Schmerzen, Sterben,
Zuhältermesser und die grossen Hunde."

(Ernst Blass.)

„Viel farbengeile Fingerspitzen kosen,
der Japandrucke Pracht mit Dreistigkeit,
den braunen Raum durchrinnen Nebelhosen
von Zigarettenduft und Geistigkeit."

(Kurt Hiller.)

Diese fünfjambige Prosaprotzerei in lyrischen Gedichten liesse sich noch an vielen Beispielen dartun, ohne dass ein Leser mit annähernder Gewissheit sagen könnte, wer der Verfasser ist. Höchstens Herrn Hiller erkennt man an seinen schauerlichen Reimen:

„Ein seliger Ekel zeigt mir Ewiges . . .
O schaut aus dem verdreckten Licht der Birnen:
Es wehen Hauche nass von kühlen Firnen,
am Stahl des Himmels zuckte Möwiges".

Unter den Anregern in diesem Kreise scheint mir neben Georg Heym Ferdinand Hardekopf der fruchtbarste. Entlehnen die Kondoristen von Heym den Naturalismus des Schauens und die Form der Gestaltung (das von Heym bevorzugte, etwas salopp behandelte Sonett wird — inklusive der saloppen Behandlung — besonders geschätzt), so liefert Hardekopf die Blumigkeit des Ausdrucks: „In Bastseide, durchsickert von malvenfarbenen Eisenbahnschienen, räkelt sich Pierot ..". „Leider bin ich verdammt, aus diesem schmutzigen Licht Angst zu pulsen, den Schein in Grauen zu transformieren, in Sentiments, in Elend-Quatsch." —

Hardekopf kommt vom Journalismus her. Er hat als Theater- und Literaturkritiker feine, scharfe, geschliffene Urteile in eine stilisierte Sprache zu fangen gesucht und dabei ebenso oft die Reportage zur Dichtung erhoben, wie er in schöpferischen Bestrebungen dem übelsten Snobismus verfallen ist. Aber eine geistige Potenz ohne alle Frage, ein Journalist von Geschmack und Kultur, ein Stilist, der aus der Verschmelzung Hardenscher und Kerrscher Spracheigenheiten sehr persönliche Wirkungen zu krystallisieren wusste.

— Was er im „Kondor“ und im „Ballhaus“¹⁾ aJs Lyrik absondert, ist durchaus Journalismus, und leider rumeist gepflegter Snobismus, zumal die drei Kondor-Beiträge. Wie heftig hingegen seine Art auf die „Rigolosen“ gewirkt hat, dafür ein paar Beispiele:

„Ein Prunksalon, wie eine Schiffskajüte.
Man sitzt in Club-Fauteuils bei Sekt und drinks.
Die schmalsten Mädchen tragen Riesenhüte
und lächeln sanft wie Mädchen Maeterlincks.

(Ferdinand Hardeckopf im „Ballhaus“.)

„O komm! O komm, Geliebte! In der Bar
verrät der Mixer den geheimsten Tip.
Und überirdisch, himmlisch steht dein Haar
zur Rötlichkeit des Cherry-Brandy-Flip“.

(Ernst Blass.)

„ . . . Deine Fliegarweste,
du fahler Maler, küsst mich sehr; Bohême-Girl,
dein Shaw glänzt ganz zitronen; du, System-Earl,
trägst statt des Schlips zerwalkte Himberreste.“

(Kurt Hiller.)

„Glühgrün lampjongt es in den Baumbeständen
zierratsbehaft und ölgemut herum“ usw.

(Arthur Kronfeld.)

Hardeckopf liebt in seinen Kritiken Adjektivbildungen auf esk, Natürlich redet der einleitende Hiller von „pädagogischen Assoziationen“, und Herr Arthur Kronfeld betitelt ein Sonett in leichen-schänderischer Anmassung „Liliencronesk“.

So sind sie, die Rigolosen. Man bedauert die, die sich in die Gefilde ihrer „radikalen Strophen“ hineinverirrten, so Herrn Paul Zech, dessen nicht sehr beträchtliche aber sympathische Landschafts-lyrik wohl mehr durch Caféhausbeziehung als durch seelische Attraktion in den Kondor geriet.

Sehr komisch ist nun Herr Hiller in seiner (einleitenden) Polemik. Er erwürgt nämlich mit viel Vokabelschwall die Kunst Stefan Georges, die nun, ebenso wie die der Nachgebliebenen der „literarischen Revolution“, von den Kondoristen endgültig über-

¹⁾ „Ballhaus“. Ein lyrisches Flugblatt von: Ernst Blass, Max Brod, Fritz Max Cahén, Hanns Wilhelm Eppelsheimer, S. Friedlaender, Victor Hadwiger †, Ferdinand Hardeckopf, Max Herrmann, Arno Holz, Else Lasker-Schüler, Rudolf Leonhard, Rolf Wolfgang Martens, Alfred Richard Meyer, Anselm Ruest, René Schickele, Ernst Stadler, mit einem Prolog von Rudolf Kurtz und einem Titelblatt von Walter Roessner, Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

holt und an die Wand gequetscht ist. Der Aesthetizismus ist tot und der Naturalismus insgleichen. Herr Hiller merkt nicht, dass das, womit er die Lücken ausfüllen möchte, aus beiden Kategorien das Peinliche bewahrt hat, und dass seine Anthologie (wenn von den paar Dichtern, die dort mitfigurieren, abgesehen wird) nichts anderes darstellt als Blätter für verschmockte und aesthetisierende, formschlechte Prosa-Verskunst. Hiller bestreitet mit Recht, dass die Anwendung ungewöhnlicher Vokabeln „an sich ein Beweis für Tiefe sei“. Er sagt das im Vorwort zu einem Buche, in dem er Wendungen druckt wie diese: „Der Fluss liegt still wie eine Zuckerstange, dran Kinder hörbar lutschen —“ (Arthur Drey). „In Pfützen-Augen blinkt, gemässigt-üppig, der Wunsch, reelle Kragenhöhen aufzufischen.“ (Ferdinand Hardekopf.) „Die azurnen Kerne zerrieselten zu Malvenflaum.“ (Kurt Hiller.) „Hüftig, schwank, die Windgemähnte.“ (Arthur Kronfeld.) „Und überall Geruch nach altem Plüsch und Hurenseife.“ (Ludwig Rubiner.) Die Worte „schwirr“, „strack“ und „stief“, die sich in dem Buche finden, gehören wohl auch hierher.

„Was alle diese treiben ist nicht Kitsch, sondern immerhin schlechte Kunst“, erklärt Kurt Hiller (einleitend) und meint damit Stefan George, die Naturalisten und die Heimatkünstler. Was die Kondoristen treiben ist hingegen nicht nur „immerhin schlechte Kunst“, sondern auch Kitsch, weil ihre Augen keine guten Bilder, sondern schlechte Oeldrucke schauen, und weil sie sich einbilden, Kunst sei die plumpe, unverarbeitete Beschreibung roher Sinnesindrücke mit angehängter Pointe und einem dicken Knalleffekt.

Solche gereimte Prosa, wie sie uns hier als „fortgeschrittene Lyrik“ aufgetischt wird, hat es immer gegeben. Solche Gedichte — und bessere, weil sie sich nicht mit behäbiger Beschreibung begnügen — finden sich bei Frank Wedekind, Ludwig Thoma, Erich Mühsam, Dr. Owlglas massenhaft. Nur ist von denen noch keiner darauf gekommen, die Verse als Lyrik auszugeben. Ich persönlich habe die Gedichte, die zum Teil in die Verwandtschaft der Blass-Hardekopfschen Art gehören, in meinem Gedichtbuch „Der Krater“ ausdrücklich von dem ersten rein yrischen Teil getrennt. Die anspruchsvolle Aufmachung der „Kondors“ beweist nichts für den Zukunftswert seines Inhalts. Wenn es wahr wäre, was Hiller (einleitend) behauptet, dass im Kondor eine „Dichter-Sezession“ sich manifestiere, und das soll doch wohl heissen, eine Auswahl der auffindbar Besten, dann ständen wir dem blanken Bankrott deutscher Lyrik gegenüber. Wir wollen nicht aufhören, auf besseren Nachwuchs zu hoffen, der ohne die Protektion einer westlichen Berliner Cafehaus-Clique seinen Weg und seine Höhe findet.

Bemerkungen.

Ettor und Giovannitti. Der vornehmlich sozialkritische Charakter dieser Zeitschrift enthebt mich gewöhnlich der Verpflichtung, meinen Lesern tatsächliche Berichte vorzulegen. Das ist Aufgabe der Tagespresse. Manchmal aber, wenn die Zeitungen eine wichtige Begebenheit merkwürdigerweise nicht erfahren haben, fühlt sich der „Kain“ genötigt, helfend einzugreifen. Folgender Vorfall ist der bürgerlichen und sozialdemokratischen Presse völlig entgangen:

In der nordamerikanischen Stadt Lawrence im Staate Massachutes gewannen die Textilarbeiter, die dort das Hauptkontingent der Bevölkerung stellen, einen Streik. Die Besitzer der Webereien haben infolge dieses Lohnkampfes von jetzt ab insgesamt jährlich 16 Millionen Dollar mehr an Löhnen auszuzahlen. — Eine derartige Bewegung geht nie ohne starke agitatorische Anfeuerung vor sich, und gewaltsame Zusammenstöße zwischen Streikenden und Polizei sind dabei eine sehr häufige Erscheinung. Zur Belebung des Streikes waren zwei Propagandisten der revolutionären Gewerkschaftsbewegung Nordamerikas nach Lawrence gereist: Joseph Ettor und Arturo Giovannitti. Sie reisten wieder ab, als sie sahen, dass der Streik günstig verlief. Nachdem sie fort waren, wurde in einer Versammlung eine streikende Arbeiterin erschossen. Versammlungsteilnehmer behaupten, gesehen zu haben, dass der Mörder ein Polizist war. Die Regierung des Textiltrusts aber liess die Agitatoren Ettor und Giovannitti verhaften, die sich bereits tausend Kilometer von Lawrence entfernt, aufhielten. Es wird ihnen der Prozess gemacht wegen Aufforderung zum Mord. Die Strafe, die ihnen droht, ist der elektrische Stuhl.

Seit Ende Juni erregt diese Angelegenheit die Gemüter der internationalen revolutionären Arbeiterschaft leidenschaftlich. Den Kapitalisten wird vorgeworfen, sie wollen ihre 16 Millionen Dollar an Ettor und Giovannitti rächen. Man befürchtet eine Wiederholung des entsetzlichen Justizmordes in Chicago vom II. November 1887, wo — in einem ganz ähnlichen Falle — fünf Revolutionäre gehängt wurden. Im wieder aufgenommenen Verfahren wurde später ihre Unschuld erkannt, ihre zu Zuchthaus verurteilten Genossen wurden freigelassen, die Hingerichteten aber blieben tot. — Für die Rettung Ettors und Giovannittis werden seit Wochen in aller Welt Protestversammlungen abgehalten, Resolutionen gefasst und Gelder zu ihrer Verteidigung gesammelt. Die „Schwedische Jungsozialistische Partei“ und die „Zentralorganisation der Schwedischen Arbeiter“ haben an die Arbeiter der ganzen Welt einen Aufruf erlassen, worin sie zum allgemeinen Boykott amerikanischer Produkte auffordern. Ferner ermuntern sie die Organisationen der Transportarbeiter, von einem festzusetzenden Tag an die Ausladung der amerikanischen Schiffe zu verweigern. Der Boykott soll dauern, bis Ettor und Giovannitti freigelassen sind.

Die bürgerlichen Zeitungen Deutschlands, die ihre Kenntnisse über die Arbeiterbewegung wohl grossenteils aus der sozialdemokratischen Presse beziehen, haben vielleicht wirklich nichts von diesen die revolutionären Kreise aller Länder bewegenden Vorgängen erfahren. Die sozialdemokratischen Blätter aber müssen darüber informiert worden sein. Sie haben höchstens in einem kurzen Telegramm die Nachricht von der Verhaftung der beiden Revolutionäre gebracht, von der leidenschaftlichen Beteiligung der revolutionären interessierten Kreise der

ganzen Welt aber mit keinem Wort Notiz genommen. Ettore und Giovannitti sind nämlich keine Sozialdemokraten, sondern sozialistische Radikale. Die mögen getrost kalt gemacht werden. Wäre die Lawrence Polizei-, Justiz-, Kapitals- und Staatstat so amusant wie die New-Yorker Spielbanksmörderei des Polizeileutnants Becker, dann wärs was anderes. Wozu aber den deutschen Wähler mit dem Ernst des Lebens langweilen?

Der Veteran Druх. Wer eine Gesellschaftsordnung, die jährlich hunderte von Menschen, darunter massenhaft Kinder und Greise, an Hunger und Entkräftung zugrunde gehen lässt, für wert hält zertrümmert zu werden, ist bekanntlich ein ehrloser Verbrecher. Der Patriot hält solche Gesellschaftsordnung für so wertvoll, dass er zu ihrer Verteidigung freudig die Waffe nimmt und seinen Leib kampfend dem inneren und äusseren Feind darbietet. Franz Wilhelm Druх war ein Patriot. Er hatte 1870 tapfer mitgefochten, trug seine Ehrenzeichen stolz vor der Brust, schwelgte in seligen Kriegserinnerungen, hungerte und darbtete und sank, 68 Jahre alt, in einem Hofe der Düsseldorfstrasse in Wilmersdorf, durch Hunger und Entbehrungen völlig erschöpft, tot zusammen. Franz Wilhelm Druх war ein Patriot. Ein Patriot hält unsere Gesellschaftsordnung für so wertvoll, dass er zu ihrer Verteidigung freudig die Waffe nimmt und seinen Leib kämpfend dem inneren und äusseren Feinde darbietet. Wer eine Gesellschaftsordnung, die jährlich hunderte von Menschen, darunter massenhaft Kinder und Greise, an Hunger und Entkräftung zugrunde gehen lässt, für wert hält zertrümmert zu werden, ist bekanntlich ein ehrloser Verbrecher.

Die Münchner Post. Die Herren am Altheimereck brauchen sich nicht zu ängstigen. Sie sind nicht gemeint, sondern die vortreffliche Anstalt, der die Uebermittlung der Rechnungen, Mahnungen, Liebesgrüsse und Freundschaftskündigungen obliegt. Die Münchner Post unterscheidet sich von der Zeitung gleichen Namens hauptsächlich dadurch, dass ihre Findigkeit nicht nur bei den Bettgeheimnissen unbequemer Mitmenschen haltmacht, sondern nicht einmal zur Ermittlung der Hausnummer bei sehr bequemen Leuten ausreicht. Ich erhielt kürzlich auf dem Umwege über mein Stammcafe eine Postsendung, der ein Kuvert mit abgestempelter Marke und folgender Adresse beilag: „Herrn Erich Mühsam, Schriftsteller, hier. Akademiestrasse.“ Das Kuvert trug auf der Vorderseite den aufgestempelten Vermerk „zurück“, auf der Rückseite war handschriftlich zu lesen: „Adr. Akademiestr. ohne Nummer unbekannt“.

Ich konstatiere: Ich wohne im Hause Akademiestrasse 9 seit einem Jahr und 10 Monaten. Die Akademiestrasse ist nur auf einer Seite mit bewohnten Häusern bebaut. Die andere Strassenseite wird vollständig von der Akademie der bildenden Künste in Anspruch genommen. Die bewohnte Seite zählt etwa zehn Häuser. Ich bin in München der einzige Erich Mühsam und der einzige Schriftsteller Mühsam. Als ordentlicher Staatsbürger bin ich pflichtgemäss polizeilich angemeldet. Der Postbote bringt mir tagtäglich einen ganzen

Stapel Briefe ins Haus, und ausserdem — das bemerke ich nicht aus Eitelkeit sondern, ohne viel Freude daran zu haben, aus Wahrheitsliebe — bin ich in Bayerns Hauptstadt bekannt wie eine bunte Kuh.

Als ich in Wilmersdorf wohnte, bekam ich einmal einen Brief mit der Aufschrift „Herrn Schriftsteller Erich Mühsam, Berlin“ richtig zugestellt. Da stimmte noch nicht einmal die Stadt. Der Münchner Post aber bin ich „ohne Nummer unbekannt.“ — Im akuten Fall handelte es sich um eine in München aufgegebenen Drucksache (das Kuvert steht der Postdirektion zur Verfügung). Da war das Malheur nicht gross, zumal sich der Absender zu helfen wusste. Wenn ich mir aber vorstelle, es könnte einmal in einem eine Tagereise entfernten Grenzort ein Brief mit schicksalsentscheidenden Nachrichten, auf die ich krampfhaft warte, an mich abgehen, der wegen mangelnder Hausnummer-Bezeichnung nicht in meine Hände gelangte, dann danke ich doch für das Vergnügen. Dann pfeife ich auf die bayerischen Reservatrechte mit der eigenen königlichen Armeen der Strafbarkeit des Konkubinats und der königlich bayerischen Postschlamperei. Sollte es aber einmal passieren, dass mir durch die postalische Betriebstüchtigkeit ein geschäftlicher Nutzen durch die Finger geht, dann kann sich die Behörde auf eine Schadenersatzklage! gefasst machen, die sich gewaschen hat.

Verworfen. Auch bei diesem Stichwort brauchen sich die Herren am Altheimereck nicht zu ängstigen. Nicht sie sind diesmal gemeint, sondern die Berufung, die ich gegen meine Bestrafung wegen „Eisenbahnbetriebsordnungsübertretung“ eingelegt hatte (vgl. „Kam“, Heft 3.): Das schriftliche Urteil steht noch aus. Damit sollen meine Leser später erfreut werden. Inzwischen wird Revision zum Obersten Landesgericht eingelegt. Wie der selige Michael Kohlhaas für sein Recht will ich für meine nächtliche Schale Schwarz kämpfen. Quod Deus bene vertat !

Das Tagebuch aus dem Gefängnis musste wegen Raummangels in diesem Heft ausfallen.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Motzl und die „Münchener Post“. — Die Tugend hat gesiegt.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Variété. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der rührige Zensor. — „Titanic.“ — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater“.

KAIN, Heft 3. Inhalt: Strindberg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Bönnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.

KAIN, Heft, 4. Inhalt: Die Presse. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Kritinismus. — Neues von der Theaterzensur. — Die Polzeiassistentin. — Zeppelins Pech. — Saccharin. —



Saturnverlag Hermann Malstar, Heidelberg.

Seit August 1911 erscheint:



Eine Monatsschrift für Belletristik, Kritik, Satire, Lyrik und Schwarz-Weiss-Kunst, herausgegeben von Hermann Meister und Herbert Grossberger.

Von den Mitarbeitern seien u. a. genannt:

Oskar Baum, Ernst Blass, Max Dauthendey, Albert Ehrenstein, Johannes von Guenther, Otto Hinnerk, Rudolf Kurtz, Heinrich Lautensack, Otto Stoessl, Felix Stössinger, Emile Verhaeren, Paul Zech.

Von Urteilen führen wir an:

„Auf die unabhängige Zeitschrift sei mit Nachdruck hingewiesen.“ Prager Tagblatt.

„Eine Zeitschrift von Individualisten für Individualisten“.

Der Tagesbote, Brünn.

„Eine Zeitschrift, die in dem Gewimmel der Revuen einen besonderen Platz verdient“.

Hildesheimer Allg. Zeitung.

Jedes Heft umfasst ungefähr 2 (Bogen und enthält 2 Bildbeigaben, darunter meistens Originale wie Lithographien, Kupferstiche, Schnitte. Der Mindestabonnementspreis (für 6 Hefte) beträgt Mk. 3.—, Einzelhefte kosten 60 Pfg. Das Abonnement vermittelt ohne Portoberechnung der Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg, sowie jede gutgeführte Buchhandlung.

Gratisprobehefte werden nicht abgegeben, dagegen sind gegen Einsendung von Mk. 1.— zur Orientierung 3 Hefte nur direkt vom Verlag erhältlich.



von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904.
(Die Auflage ist vergriffen.)

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

Im Kain-Verlag München, Baaderstraße 1a
ist erschienen:

„Der Krater“

Gedichte von Erich Mühsam.

Preis: M. 2.—

Jahrgang II.

No. 6.

September 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Verbrecher und Gesellschaft. — Münchener Theater, Speidel. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Herr Hiller berichtigt. — Parsifal. — Vollmarasmus.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller. Fachzeitschriften, Finanziere,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau **sofort** nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43

::

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



**Dokumente der Weitanschauung des Anarchismus —
Sozialismus.**

Aus dem reichhaltigen Inhalt des 128 Seiten umfassenden, illustrierten Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi - Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Anlimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Syvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Jdeal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revolutionären Kämpfers etc. etc. oo

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1—, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.
No. 6.

München,
September 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Verbrecher und Gesellschaft.

Die tiefe Verwahrlosung der Kultur unserer Zeit prägt sich am eindringlichsten in den Mitteln aus, mit denen die staatliche Gesellschaft ihre Einrichtungen nach innen und nach aussen schützt. Der Staat kennt in der Durchführung seiner Absichten keine andere Hilfe als die Gewalt. Zum Schutze beziehungsweise zur Erweiterung seiner geographischen Grenzen organisiert er stündlich schlagbereite, mit allen erdenklichen Mordwaffen ausgerüstete Riesenheere. Diese Heere rekrutieren sich aus Männern des Volkes, die gegen ihren eigenen Vorteil mit Gewalt zum Militärdienst gezwungen werden. Heer und Flotte wird durch gewaltsam eingetriebene Steuern alimentiert, und Gewalt zwingt die Menschen, sich den Gesetzen des Staates zu fügen, die keine andere Bedeutung haben, als der öffentlichen Gewalt das Ansehen eines geweihten Rechtsgutes zu geben und sie gegenüber der privaten Gewalt zu privilegieren und zu monopolisieren.

Um die Befolgung der Gesetze zu erzwingen, durch die die Beziehungen der einzelnen Menschen unter einander schematisch geregelt werden, reicht alle Gewalt der

Erde natürlich nicht aus. Ein Verstoss gegen die paragraffierte Ordnung der Dinge treibt die staatliche Gewalt immer erst nachträglich auf die Beine. Aber sie bleibt deshalb nicht untätig. Wo sie nicht mehr zwingen oder verhindern kann, straft sie.

Darüber, dass die Strafjustiz nicht den mindesten Schutz gegen unsoziale Handlungen bietet ist sich die moderne Rechtsgelehrsamkeit völlig einig. Das Prinzip der Rache der Gesamtheit gegen den Einzelnen wird von allen Ethikern übereinstimmend verworfen. Die Bestrafung sogenannter Verbrecher hat demnach schon lange nur den Sinn, die Hilflosigkeit des Staates gegen Missachtung seiner Gesetze durch die verspätete Demonstrierung seiner Gewaltmittel zu bemänteln. Dabei ist der Staat so erpicht darauf, zu strafen, dass ihm für die Ermittlung von straffälligen Personen, auch wenn von ihrer Ergreifung niemand mehr Nutzen haben kann, keine Zeit, keine Kosten und keine Anstrengung zu gross ist.

Eine ganze Wissenschaft beschäftigt sich mit der Auffindung unzuverlässiger Zeitgenossen, die gesamte Technik wird, soweit sie nicht schon für militärische Zwecke usurpiert ist, in Polizeidienste gestellt, Hunde werden auf Menschen gehetzt, und lieber setzt man erst ein Dutzend Unbetheiligter ins Untersuchungsgefängnis, als dass man darauf verzichtete, einen Schuldigen auf Kosten der Steuerzahler in Staatsgewahrsam zu nehmen.

Leider erweist sich jedoch jede kriminalistische Statistik als traurige Blamage für den Prozesseifer der Staatsanwälte. Die Verbrechen nehmen nicht ab sondern zu, und da es in diesen Zeitläuften aufs heftigste verpönt ist, hinter den Symptomen einer Erscheinung die Erscheinung selbst zu suchen, als welche sich eine im Kapitalismus begründete sinnlose Gesellschaftsgebarung und dadurch geförderte soziale Nöte und sittliche Lockerungen ergeben müssten, hecken staatsfromme Bürger immer neue und immer radikalere Mittel aus, mit denen man — nicht den

Verbrechen und ihren Ursachen, sondern den Verbrechern zu Leibe gehen solle.

Die „Frankfurter Zeitung“ brachte in ihrem ersten Morgenblatt vom 3. August dieses Jahres (Nr. 213) einen Artikel von A. J. Storfer (Zürich), der überschrieben war: „Kastration und Sterilisation von kriminellen Geisteskranken in der Schweiz.“ In dieser Abhandlung wird unverblümt der Vorschlag gemacht und begründet, man solle verbrecherisch veranlagte Personen durch Vernichtung ihrer sexuellen Potenz für sich und ihre Nachkommen von den Freuden des irdischen Daseins ausschliessen. Gleichzeitig erfahren wir, dass dieses Verfahren in einer ganzen Reihe von amerikanischen Staaten längst eingeführt ist, und dass man es seit einiger Zeit auch schon in mehreren Anstalten der Schweiz angewandt hat. Herr Storfer eifert nun dafür, dass man der Frage auch in Deutschland näher treten möge und ermuntert besonders die Juristen, dem Gegenstand, der bisher nur zur Kompetenz der Aerzte gehörte, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Redaktion der „Frankfurter Zeitung“ schliesst sich in einer Schlussbemerkung dieser Anregung freundlich an.

Die grauenvolle Tatsache, dass es bereits Länder gibt, in denen die Gesetzgeber die Scheusslichkeit einer körperlichen Verstümmelung in die Folterkammer ihrer staatlichen Gewaltmittel eingestellt haben, könnte als charakteristischer Rückfall unseres Jahrhunderts in die Zeit der Hexenprozesse hingenommen werden, und die betreffenden Staaten könnte man getrost der Verachtung der ganzen kultivierten Welt überlassen, träte uns die Mitteilung bloss als widerwärtiges Kuriosum entgegen. Wir erfahren aber die ekelhafte Infamie in der Form einer Propaganda zur Nacheiferung. Wir erfahren, dass die Domänen dieser neuen Justizschweinerei demokratische Republiken sind, die sich auf ihre freiheitliche Zivilisation besonders viel zu gute tun, und wir erleben, dass der erste Posaunenstoss für die Einführung der Entsetzlichkeit bei uns nicht

von der abgewirtschafteten Kaste feudalistischer Kraftmeier ausgeht, sondern von einem Blatt, das — manchmal mit Recht — als das kulturell führende unter den Tageszeitungen gut. Es ist deshalb nötig, dem verruchten Plan polemisch entgegenzutreten, ehe das natürliche Begreifen seiner Verruchtheit durch eine liberal-demokratische Suggestion, er sei ein Triumph der Entwicklung, betäubt wird.

Natürlich wird die Humanität auch von den kastrierwütigen Staatsrettern bemüht. Sie wollen nämlich nicht etwa kastrieren und ihre Delinquenten zu äusserlich kenntlichen Eunuchen machen, sondern bloss „sterilisieren“, was als „dauernde Durchtrennung der die Fortpflanzungszellen von den Geschlechtsdrüsen nach aussen leitenden Kanäle“ definiert wird. Diese Operation, heisst es empfehlend, kann innerhalb drei Minuten ausgeführt werden und „der Operierte kann sofort zu seiner Arbeit zurückkehren“. Herr Storfer berichtet: „Im Jahre 1907 nahm Indiana, der Heimatstaat von Dr. Sharp (dem Erfinder der Sterilisation) ein Gesetz an, demnach jede staatliche Anstalt für Verbrecher und Schwachsinnige zwei Chirurgen zugeteilt bekommt. Wenn nach dem Urteil der kompetenten Organe die Fortpflanzung irgend eines Insassen nicht wünschenswert und eine Besserung seines Zustandes durchaus unwahrscheinlich ist, wird die Sterilisation vorgenommen.“ Welchen Eifer die „kompetenten Organe“ von Anfang an entwickelten, ergibt sich aus der in befriedigtem Sperrdruck verkündeten Feststellung, dass in den ersten vier Jahren nach Annahme des Gesetzes nahezu 900 Männer, hauptsächlich Verbrecher, sterilisiert wurden.

Die grosse Zahl derer, deren Fortpflanzung „nicht wünschenswert“ erscheint, erklärt sich leicht, wenn man die Aufzählung der Einzelfälle beachtet, die in unserem trauten Nachbarlande, der freien Schweiz, praktiziert wurden. Ich will von den Kindesmörderinnen absehen, von denen da die Rede ist. Denn ich gebe den Herren Kastr-

toren zu, dass eine Frau, die keine Kinder kriegen kann, ihre Kinder auch nicht morden wird, wenngleich mein Widerwille gegen den gewaltsamen Eingriff in den Körper dieser Frauen durch fremde Personen nicht geringer ist als gegen die Gewalttat, die sich die Mütter selbst zuschulden kommen liessen. Ich sehe die beiden Verbrechen nur in der Nuance unterschieden. — Da wird aber auch von der „Kastration eines moralisch defekten Dienstmädchens“, gesprochen, bei der „nicht nur die Fortpflanzung verhütet, sondern auch der sexuelle Faktor, der für ihre Lügenhaftigkeit und ihre Diebstähle offenbar mitbestimmend war, bis zu einem gewissen Masse ausgeschaltet werden“ sollte. Erzählt also ein Mädchel seiner Dienstherrschaft, es müsse seine Tante beerdigen helfen, während es in Wahrheit zum Schatz will, so kastriert man es. — Einer geschiedenen Bankbeamtenngattin wurde die „suggestionkräftige Lügenhaftigkeit“ wegsterilisiert, und ein fünfzehnjähriges Schulmädchen wurde entweiht, weil es sich schon seit Jahren sexuell betätigte und dabei der verführende Teil war. Die Tatsache früher starker Sinnlichkeit genügt also diesen Weltverbesserern schon zu einem Eingriff in die persönlichsten Rechte von Menschen und zur dauernden Unterbindung sinnlicher Regungen. Ich habe für das Verfahren kein anderes Wort als: viehisch!

Als wissenschaftliche Basis, auf der sich die neue Kriminal-Theorie aufbaut, muss Lombrosos Vererbungslehre erhalten. Die „erschreckende Häufigkeit, mit der sich Defekte vererben“, wird als ein naturgesetzliches Axiom behandelt und auf solche vage Theorien stützt sich dann — wie man sieht, mit Erfolg — die Forderung, die unzählige Menschen von dem einzig Versöhnlichen ausschliessen will, das das Leben ihnen bieten kann. Es wird das Beispiel eines amerikanischen Verbrechers angeführt, von dem man 1200 Nachkommen in 75 Jahren nachweisen konnte. Darunter waren 310 Gewohnheitsbettler,

die zusammen 2300 Jahre in Armenhäusern verpflegt wurden, 50 Prostituierte, 7 Mörder, 60 Gewohnheitsdiebe und 130 andere Verbrecher. „Die Kosten“, heisst es weiter, „die die Nachkommenschaft dieses einen Menschen der Oeffentlichkeit verursacht hat, belaufen sich auf Millionen“. Aha, die Kosten. Wenn gar kein Argument ziehen sollte, der Hinweis auf den Geldbeutel wird gewiss die Einsicht dafür kräftigen, dass unbequeme Nebenmenschen verschnitten werden müssen.

Nun klingen ja die angeführten Zahlen sehr schrecklich. Ich möchte jedoch dieselbe Statistik zur Unterlage folgender Betrachtung machen: Ein Verbrecher, ein Ausgestossener also und Gemiedener, wird Stammvater von 1200 Personen binnen 75 Jahren. Alle diese 1200 Menschen sind unterernährt aufgewachsen, sind infolge ihrer Herkunft sozial degradiert, sind nie erzogen und nie gebildet worden. Dass von diesen von Hause aus zum Hungern Verurteilten 25,8 Prozent betteln, wird niemand überraschen. Dass von den Frauen (die ich auf 600 annehmen will) 10 Prozent durch die Vermietung ihres Leibes ihren Unterhalt erwerben, scheint mir überraschend wenig. Wenn unter den Personen, die Eigentum nie besessen haben und die sich zeitlebens wie Hunde behandeln lassen mussten, denen alles Menschliche im staatlichen Ordnungsbetriebe gewaltsam aus der Seele gerissen wurde, 5 Prozent die Unterscheidung zwischen Mein und Dein und 0,58 Prozent den Respekt vor dem Leben anderer Leute eingebüsst haben, so kann ich auch dabei nichts Aufregendes finden, als die Tatsache selbst, dass die verfluchten Gesellschaftsverhältnisse der Gegenwart imstande sind, unzählige Menschen im embryonalen und Säuglingszustand schon und dann das ganze Leben hindurch an aller Entwicklung zu verhindern. Was die 130 „andern Verbrecher“ für Spezialscheusäler sind, wird in der Statistik nicht verraten. Rechnen wir sie zu den übrigen, so ergibt sich, dass von den Nachkommen des Verbrechers mehr

als die Hälfte trotz der ungünstigsten Bedingungen ihrer Existenz einen Wandel führten, an dem nicht einmal die statistischen Schnüffler, die sich mit dieser Familie ausgiebig beschäftigten, etwas für ihr kriminalistisches Material Verwendbares zu finden wussten. Das Beispiel ist also zur Begründung der Kastration als sozialhygienisches Prohibitivmittel unbrauchbar und liefert nur Material für die ungeheuerlichen Zustände des kapitalistischen Gesellschaftsgefüges.

Man hat schon aus den angeführten-Beispielen gesehen, wie weit der Begriff „Verbrechen“ gedehnt werden kann und wie schon die ärztlichen Vorkämpfer der Idee Prostitution, hervorragende Sinnlichkeit, Lügenhaftigkeit und ähnliche Dinge als Eigenschaften beanspruchen, die die Verstümmelung der betreffenden Personen rechtfertigen. Wohin es führen wird, wenn die erstrebte „gesetzliche Grundlage“ für die Verschneidung Tatsache wird, ist unberechenbar. Zweifelt irgend ein Mensch, dass man sehr bald dahin gelangen wird, unbequeme Ansichten als vererbte Eigenschaften imbeziller Naturen zu betrachten und zu behandeln? Sozialisten, Anarchisten, Atheisten, erotische Schriftsteller und Maler, Ehebrecherinnen und Kurtisanen, Majestätsbeleidiger, Trinker und Spieler sind bedroht, ohne Rücksicht darauf, ob sie für die Kultur der Menschheit dauernde Werte schaffen oder nicht. Von Homosexuellen gar nicht zu reden. Kennt doch schon der Bericht über die in der Schweiz bereits ausgeführten Operationen „die Kastration zweier Männer, deren Leben von einem pathologisch übermächtigen Sexualtrieb in einer sowohl für die Gesellschaft als für sie selbst äusserst ungünstigen Weise beherrscht war.“

Heutzutage wird man für Zeit eingesperrt, späterhin wird man für die Dauer des Lebens unglücklich gemacht werden. Wir, die wir das eine wie das andere als menschenunwürdig und dumm obendrein ablehnen, werden fortwährend gefragt: wie soll sich denn nun die Gesell-

schaft gegen unsoziale Elemente schützen? Die Antwort ist sehr einfach: indem sie menschliche soziale Einrichtungen schafft. Dass es ungeheures Elend gibt, und dass solches Elend ewig Verbrechen zeugt, sieht jeder, der Augen hat. Deshalb ist die Propaganda für den Sozialismus auch etwas sehr andres, als der erklügelte Sport weltfremder Schiwärmer. Aufklärung ist nötig über die Ursachen der sozialen Verrottung. Fast sämtliche Verbrechen, die begangen wurden, geschehen aus dem Antriebe der Not. Die Strafgesetze, nach denen wir uns richten müssen, schützen zum überwiegenden Teil den Besitzenden gegen die Gelüste des Armen. Freilich gibt es auch Vergehen gegen die Rechte des Nebenmenschen, die von andern Trieben als denen der Selbsterhaltung bestimmt werden. Ich glaube aber, dass in solchen Fällen eine Luft- oder Diät-Veränderung allemal mehr Nutzen stiften wird als eine verbitternde Internierung hinter vergitterten Fenstern. Vor allem sollten sich die Massnahmen, die die Gesellschaft zu ihrem Schutze ergreift, niemals entfernen von den Eingebungen der Menschlichkeit. Verständigung führt weiter als Gewalt. Als ich es seinerzeit unternommen hatte, die sogenannten Verbrecher, den „Auswurf“ und die „Hefe“, die Lumpen und Vagabunden in ihren Kaschemmen aufzusuchen und von Mensch zu Mensch mit ihnen über ihre Not und deren Ursachen zu sprechen, da fiel alles höhnend und schimpfend über mich und meine Kameraden her. Ich glaube aber immer noch, dass unser Verfahren zu besserem Ziele führen muss als Zuchthaus, Arbeitshaus und Gefängnis, zu besserem Ziele auch als „die dauernde Durchtrennung der die Fortpflanzungszellen von den Geschlechtsdrüsen nach aussen leitenden Kanäle“.

Münchener Theater. Speidel.

Der Tod des Generalintendanten Freiherrn v. Speidel ist die schlimmste Katastrophe, die das Münchener Theater in diesem Augenblick treffen konnte. Einen ehrenvolleren Nekrolog weiss ich dem Verstorbenen nicht zu widmen, als die Feststellung, dass grösser noch als die Trauer um den liebenswürdigen feinen Mann und lauterer Charakter die Sorge ist um die Erhaltung seines Werks. In der Nachricht, die am 1. September einer dem andern weitergab: Speidel ist tot — lag die bange Frage: Was wird aus dem Hoftheater? und damit die Gewissheit: wäre Speidel am Leben geblieben, dann hätten wir auf eine weitere Entwicklung der Bühnen zu wertvollen Kunstinstituten sicher hoffen dürfen.

Ueber die Dienste, die Albert v. Speidel den Opernhäusern geleistet hat, steht mir kein Urteil zu. Mir fehlt dazu die musikalische Bildung und Vergleichsmöglichkeit. Aber ich weiss, dass Speidel seinerzeit Mottl zum Direktor der Hofoper machte, und in dieser Handlung liegt schon das Zeugnis, dass ihm auch im grossen Hause und im Prinzregententheater jedes autoritäre Streben fernlag, und dass ein reiner anständiger künstlerischer Wille sein Wirken bestimmte.

Dem Schauspiel des Hoftheaters hat Speidel unschätzbaren Nutzen gestiftet. Er hat — als unmittelbarer Nachfolger Emst v. Possarts — seiner Anstalt modern gebildete Künstler zugeführt und hat ihnen, was ihm, dem höfisch erzogenen Offizier, besonders hoch angerechnet werden muss, moderne künstlerische Aufgaben gestellt. Er hat die traditionelle Hoftheater, die er vorfand, durch eine zeitgemässe Regie zu reformieren getrachtet und dazu erst Albert Heine, dann Albert Steinrück nach München gezogen. Seine Absicht, Hermann Bahr die Leitung des Schauspiels zu übertragen, scheiterte an dem Geschrei der Moralhüter, die ihr Spiel dadurch gewannen, dass Bahr die Selbstverständlichkeit, das er als freier Mensch Anarchist ist, einmal ausgesprochen haben soll. Freiherr v. Speidel wusste, in welcher Zeit er lebt und führte daher zum Entsetzen gewisser Frömmlinge zeitgenössische Autoren auf: Bahr, Schnitzler, Halbe, Ruederer, Wedekind, Thoma.

Gewiss ist das Hoftheater heute noch keine zweifelfreie Musteranstalt. Zumal bei den Aufführungen klassischer Stücke möchte man angesichts der konservativeren Darsteller, bei denen die Possartistik immer noch sehr im Schwunge ist, oft stöhnend davonlaufen. Es ist aber zu berücksichtigen, dass Speidel mitten in der besten Arbeit abtreten musste. Die Tendenz seiner Tätigkeit arbeitete unzweideutig auf die Modernisierung des Theaters hin. Allmählich

nur und langsam konnte er die überlebten Kräfte durch neuen und lebendigen Ersatz zurückdrängen, und da hat er in den sieben Jahren seiner Wirksamkeit Eminentes geleistet.

Den rückwärts strebenden Geistern im Lande war Speidel natürlich ein Stein des Anstosses, und wie gern man den 'Stein (aus dem Wege geräumt hätte, das zeigte vor einem halben Jahre die widerwärtige, feige und gemeine Hetze, die pfaffenhörige Banausen gegen ihn inszenierten. Nun ist diesem Gelichter der Tod zu Hilfe gekommen. Nun heisst es acht geben, dass der Kunst kein Schaden geschehe.

Die kulturellen Kreise Münchens wollen, dass im Sinne Speidels weiter gewirkt werde, und dass ein Mann an seine Stelle trete, der sich von keinen politischen, sondern ausschliesslich von künstlerischen Intentionen leiten lässt. — Wir wollen keine Wiederholung der Possartschen Zeit. Wir wollen auf der Bühne Stücke sehen, die Zusammenhang mit dem Leben haben, und wir wollen auf der Bühne Schauspieler sehen, die Menschen sind. Wir haben die Polterer Bart, die im Theater Possarts System müllern und possartikulierte Laute von sich geben Uns gelüstet es nach Kunst.

Was alle übrigen Münchener Bühnen treiben, ist trostlos. Dem Schauspielhause mangelt es an Regie, dem Lustspielhause an Repertoire (denn es ist alle Versprechen schuldig geblieben und spielt in endlosen Serien minderwertige Reisses). Was das Künstlertheater mit eherner Standhaftigkeit immer noch seinen anspruchsvollen Namen zu führen den Mut gibt, ist schon lange unerfindlich. Aller Trost und alle Hoffnung kam bisher vom Hoftheater. Der Mann, dem wir Trost und Hoffnung dankten, ist tot. Videant consules..')

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Schon mit dem Frühlkaffee wurde mir ein eröffnetes Telegramm gebracht, die erste Teilnahmsäusserung, die — abgesehen von den durch Caros Besuche übermittelten — zu mir drang. Es war am I. November in Aeschispez aufgegeben (jetzt war schon der dritte) und lautete: „Sei ruhig, lieber Freund, ich schreibe noch heute. Johannes.“ Ich hatte gleich nach meiner Einlieferung hier lan

) Zu spät, um hier noch eine ausführliche Betrachtung zu gestatten, fand im Hoftheater die erste Festvorstellung des Vereins „Volksfestspiele“ statt. Es gab „Der standhafte Prinz“, eine Schändung Calderons durch Georg Fuchs. Ich behalte mir vor, auf die schleimige Geschmacklosigkeit zurückzukommen, wenn die frische Empörung einigermassen verraucht sein wird.

Johannes Nohl ebenso wie an Henry Telegramme abgehen lassen, die von meiner Verhaftung Nachricht gaben. Jetzt merke ich, dass bei aller Ausführlichkeit, mit der ich mich jede Einzelheit zu registrieren bemühe, doch noch manches vergessen ist. Das Telegramm, war also die Antwort auf meines und ich war — ich weiss eigentlich garnicht, warum? — so gerührt über die Worte, dass es mir heiss hinter den Augen aufstieg. Dabei fällt mir auf, dass mir in der ganzen Zeit, seit ich festgenommen wurde, weder vor noch nach dem Moment, wo ich das Telegramm las, je ein Drang zum Weinen gekommen ist, nicht einmal in den langen, schlaflosen Nächten, in denen ich wahrlich genug von traurigen Vorstellungen geschüttelt wurde. Und zur rechten Stunde Weinen hat noch jedem gutgetan.

Den Vormittag brachte ich mit der Lektüre Paul Scarrons hin. Als ich meine Mittagsmahlzeit bekam, richtete mir der Aufseher einen Gruss von Caro aus, der nur auf einen Sprung dagewesen war und gleich weiter musste. Ich war ziemlich betrübt, ihn an diesem Tage nicht zu sehen, da er mir bisher täglich als einziger Schimmer aus dem fernen Caféhause in meine Einsamkeit geschienen hatte. Ich ass das etwas fett geratene Kotelett, das mir Herr Fahrland geschickt hatte, etwas missmutig herunter und sog bei Beendigung des Mahles noch den Rest Bier aus der Flasche, als mir der Aufseher mitteilte, dass ich sofort zum Untersuchungsrichter kommen solle.

Ich lief mit der grössten Geschwindigkeit die Treppen hinunter. Denn ich dachte mir, das kann nur heissen: Frei! — oder: Nach München! — An der untersten Treppe nahm mich der lange Glatzkopf in Empfang, der mir schon am Tage meiner Einlieferung so wenig angenehm begegnet war. „Kommen Sie mal mit!“ kommandierte er und blieb, während ich durch den Garten zum Gericht hinübermusste, immer so dicht vor, hinter oder neben mir wie ein Schlächter, der ein widerwilliges Schwein zu transportieren hat. „Da rauf!“ hies es an einer Treppe, und ich folgte dem Grobian zu derselben kahlen kleinen Kalkzelle, aus der ich ihm schon einmal hinuntergefolgt war.

Drei Leute in Sträflingskitteln waren schon dort, die mich neugierig musterten. Als ich hinzukam, war die Bude so voll, dass wir uns an die Wände quetschen mussten, um uns nicht gegenseitig zu drücken. Mir zunächst stand ein kleiner untersetzter Kerl mit dickem, blondem Schnurrbart, borstig hochstehendem Haar und suffunterlaufenen Augen. Er war der einzig lebhaft von den dreien, der mir nach wenigen einleitenden Höflichkeiten mitteilte, dass er wegen Vagabondage achtzehn Monate abgerissen hätte und jetzt wegen einer Bettelei seiner Aburteilung harre. — Auf dem einzigen

Stuhl des Gemaches sass traurig ein schwarzbärtiger Mann von vielleicht 33 Jahren, den vornübergeneigten Kopf in die Hände gestützt. Auf die Lebhaftigkeit des Kleinen reagierte er nur mit gleich, gültigen Zustimmungen. Das Fenster verdeckte vollständig der Körper eines riesigen Menschen, der mit dem Rücken zu uns stand. Er sah in den Garten hinaus und schien sich für nichts in der Welt zu interessieren. In seinem Aussehen und seinem Phlegma erinnerte er mich stark an den Asconeser Grotto-Wirt. Nach einiger Zeit wurde der traurige Schwarze hinausgerufen, und statt seiner trat ein grosser blonder jüngerer Arbeiter ein, der lachend verkündete: „Sechs Wochen mit Ueberweisung.“ — „Hast du 't angenommen?“ — „Die sechs Wochen, ja. Aber die Ueberweisung nich.“ — „Mensch, warum nich? In Moabit is' doch besser als hier.“ — „Ja, ich wollt' ja och annehmen. Aber ik weess selbst nich. Er fragt: Nehmen Sie's an? — Die sechs Wochen, ja, sag ik. Aber von wejen die Ueberweisung —. Ik wollte ihm man blos fragen, aber da sagt er schont: Der Beschuldigte nimmt die Strafe an, protestiert aber jejen die Ueberweisung. Mensch, wenn de mit dem redst, det is jade, als wenn de jejen de Wand sprichst. Ik sag zu dem Mann: Wejen det eenmal betteln, sag ik — nehmen Se doch Rücksicht! — Wat? sagt er. Sie sind wejen Diebstahl vorbestraft und wejen Widerstand, un denn verlangen Se noch Rücksicht? sagt er. Wat wollen Sie denn machen, wenn Se wieder raus sind? sagt er. — Denn jeh 'k stehlen, sag ik. Da ha 'k wenigstens wat von, sag ik. Denn ik war nu schon jiftig. — Weesste, wat det Luder macht? Er lässt det befürworten. Er sagt zu dem jungen Mann, der da sitzen dut: Schreiben Sie det uf, sagt er. Der Anjeschuldigte erklärt, dat er nach Verbüssung der Strafe stehlen jehen will. Na, wat sagste nanu? frag ik dir.“ — Der kleine Blonde kircherte aber bloss und meinte: „Wat er Justav'n woll ufbrummt?“ — Der kam schon wieder und der Kleine musste selbst hinaus. Jetzt fragte der Lange: „Na?“ — Der Schwarze knurrte, während er sich wieder auf den Stuhl niederliess: „Sechs Wochen mit Ueberweisung.“ — „Haste 't angenommen?“ — „Ja.“ — „Na ja, helfen du 't ja doch nich, wenn ma 't nich annimmt.“ Und dann erzählt er umständlich noch einmal, wie er aus Versehen zu einem Protest gegen die Ueberweisung gekommen war, wie er gereizt wurde, wie er erklärte, er wolle nachher stehlen gehen, und wie der Richter das „befürworten“ liess. „Ne, schloss er, an Charlottenburg will ik jedenken.“ — Dann kam auch der Kleine wieder: „Sechs Wochen mit —I“ schrie er schon an der Tür. Der Grosse pelte sich nun auf Anruf vom Fenster los und verliess das Gemach mit den Worten: „Denn kann ik mir ja och unjefähr ausrechnen, wat ik krieg.“ — „Sechs Wochen mit kriegste“, schrie ihm das muntere Männchen

nach. „Ik hab 't jleich angenommen“, erzählte er dann. „Aber ik lass mir nach Prenzlau überweisen. Mensch, Justav, da musste mitkommen. Meld dir jleich heite, dat de willst nach Prenzlau.“ Der Schwarze rührte sich nicht. Der Kleine wurde immer nährischer. „Hörste, Justav. Det is det beste, sag ik dir. Komm mit nach Prenzlau.“ — „Lass mir doch zufrieden.“ — „Aber Justav, sei doch keen Dussel ! In Prenzlau is' am allerscheensten.“ — „Ja, for dir, weil de da zuständig bist.“ — „Macht nischt, Justav, ik sag dir, komm och nach Prenzlau.“ — „Lass ihm doch,“ fiel endlich der Lange ein. „Er muss et doch selbst am besten wissen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Herr Hiller berichtigt. In der klugen Erkenntnis, dass nur die strenge Berufung auf einen Gesetzesparagraphen einen Dialog zwischen aufs Geistige gerichteten Menschen ermöglicht, sendet mir der Herausgeber des „Kondors“ folgenden Brief:

An den verantwortlichen Redakteur der Zeitschrift für Menschlichkeit „Kain“.

Sehr geehrter Herr!

Aufgrund des § 11 des „Gesetzes über die Presse“ vom 7. Mai 1874 ersuchte ich Sie, in der nächsten Nummer des „Kain“ folgende Berichtigung zu veröffentlichen:

Auf den Seiten 76—77 des „Kain“ behauptet der Herausgeber, innerhalb einer Abhandlung über das Gedichtbuch „Der Kondor“: „Herr Hiller. . erwürgt. . die Kunst Stefan Georges, die nun. von den Kondoristen endgültig überholt und an die Wand gequetscht ist..... „Was alle diese treiben, ist nicht Kitsch, sondern immerhin schlechte Kunst“, erklärt Kurt Hiller (einleitend) und meint damit Stefan George...“. Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr, dass ich, in Uebereinstimmung mit allen Mitarbeitern meines Gedichtbuchs die Kunst Stefan Georges aufs äusserste verehere und dieser Verehrung, in der Vorrede zum „Kondor“, unzweideutigen Ausdruck verliehen habe, mit dem Satz: „Keineswegs die Meister — die wir ehrfürchtig lieben (auch wo sie uns befremden) —, sondern ihre traurigen Nachäffer sind es, deren sakrales Gouvernantentum und steife, stiefe Pose wir nicht mehr ertragen können.“

Berlin, 15. August 1912.

Kurt Hiller.

„Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr...“ Ha! Das heisse ich mir doch eine kernige deutsche Sprache. Ich erkenne den Hiller nicht wieder, der im „Kondor“ (einleitend) eine Prosa

exekutiert, deren „unzweideutiger Ausdruck“ mich zu einem so peinlichen Missverstehen veranlassen konnte. Zur Klärung der Sachlage (ich schliesse mich hier der Juristenterminologie an, die Herr Hiller für Erklärungen im „Kain“ bevorzugt) möchte ich dem Herrn einige Fragen vorlegen: Wessen Lyrik entnahmen Sie die Worte „Wasen“, „getarnt“ und „Gewäfer“, die Sie — wenn mich der Eindruck Ihrer Polemik nicht zum zweiten Male täuschen sollte — zur Begründung Ihrer Abneigung gegen die „Hochnäsigkeit als konstitutives Prinzip von Dichtungen“ anführen? Ferner: Wen meinen Sie ausser George, wenn Sie in diesem Zusammenhange „die Meister“ von Ihrer Befehdung ausnehmen? Und: Haben Sie, da Sie „das mürrische Pathos dieser feierlichen Magister aus des grossen George Seminar“ ablehnen, den „grossen George“ wirklich nicht in ironischen Anführungszeichen gedacht?

Vielleicht empfiehlt es sich, Herr Hiller, wenn Sie sich künftighin bestreben, auch dann, wenn Sie nicht schmerzhaft gekitzelt sind, sondern sich „nur aus Eitelkeit“ literarisch produzieren, eine Deutlichkeit des Ausdrucks zu erzielen, wie er Ihnen in dem Briefe an mich so vortrefflich gelingt. Ihre Kritiker werden dann davor behütet sein, sich öffentlich von Ihnen sagen lassen zu müssen: „Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr...“

Parsifal. Hermann Bahr ist ein Fanatiker, das macht ihn so ungemein sympathisch. Seine Rede ist ja, ja! oder nein, nein! Was darüber ist, dünkt ihn von Uebel. Was er bekennt, bekennt er begeistert, kämpferisch, aggressiv. Seine Ueberzeugung ist immer ehrlich und stark, und deshalb kommt er uns verrant vor, wenn er einmal ja, ja! sagt, wo wir nein, nein! rufen.

Hermann Bahrs Fanfaren für das vom Hause Wahnfried betriebene Parsifal-Schutzgesetz finden wenig Echo, und es hiesse Pfaffen nach Bayern tragen, wollte man alle Gründe gegen ein Ausnahmegesetz noch einmal aufzählen. Warum soll denn eigentlich das Manifest des fromm gewordenen Wagner dem finanzkräftigen Sommerpublikum reserviert bleiben? Weil es dermassen wehevoll ist, dass ihm die Ausdünstung der misera plebs am Kunstwert Abbruch tun könnte? Merkwürdig: ich habe mir immer eingebildet, Ehrgeiz jedes Künstlers müsse es sein, in die Massen zu wirken. Eine erlesene Aufführung ist gewiss sehr schön, aber ein erlesenes Publikum bringt man Jucht durch exorbitante Eintrittspreise zusammen. Will man das haben, so versende man persönliche Einladungen an kultivierte Menschen und lege für Minderbemittelte Fahrkarten nach Bayreuth bei.

Glaubt man, dass die Bayreuther Parsifal-Aufführung ewig unerreichtbar sein wird, gut, so veranstalte man sie auch fernerhin jedes Jahr. Wer sich leisten kann, wird dann auch künftig lieber die Reise unternehmen, als sich die Bemühungen eines heimischen Stadttheaters genügen zu lassen.

Aber schliesslich sollten die Bayreuther nicht gar so geringschätzig über die Provinztheater die Nasen rümpfen. Ohne die

riesigen Tantiemen, die von den Provinzbühnen aus jahraus jahrein für bessere oder schlechtere Wagneraufführungen nach Bayreuth geflossen sind, wären dort die katholischen Sonntagsfeiern für das atheistische Synagogenpublikum vermutlich garnicht möglich geworden. Und was liegt denn daran, wenn der „Parsifal“ wirklich mal in irgendeinem Wandertheater schmieremässig in den Grund gespielt wird? Man sagt, dass auch die Werke eines gewissen Shakespeare wert wären, nur von erlesenen Künstlern gespielt zu werden. Ihnen so wenig wie Goethes „Faust“ hat es bisher an ihrem wahren Wert geschadet, dass sich in billigen Sommertheatern unfähige Regisseure und talentlose Debutanten mit ihnen abquälen.

Nun erstet der Familie Wagner plötzlich ein neuer Halber in der Person des Dr. Richard Strauss. Der Brief, den der berühmte Musiker an Herrn Karpath geschrieben hat, ist in mancher Beziehung sehr bemerkenswert. Ich sehe von der bodenlosen Geschmacklosigkeit des Tones ab, in dem das Dokument verfasst ist. Ueberschend aber ist die geradezu kindliche Unbehilflichkeit, in der hier ein Mann, der geistige Werte schafft, dem gesamten sozialen Geschehen gegenübersteht. Strauss will den „Willen des Genies“ als oberstes Gesetz über alle öffentliche Massnahmen aufstellen. Et beschimpft die Juristen und Politiker, weil ihnen das Verständnis für die „unbeschränkten Rechte des geistigen Eigentümers“ fehlt. Es muss aber gesagt werden, dass ein Künstler, der sein Werk überhaupt veröffentlicht, damit die Allgemeinheit schon zum Miteigentümer macht. Wenn es nach Strauss ginge, dann müsste jeder Architekt, der an eine Strasse eine künstlerische Hausfassade baut, das des Weges kommende Publikum auf seine Würdigkeit kontrollieren dürfen, an seinem Gebäude verüberzugehen, oder aber einen teuern Strassenzoll von den Passanten erheben können. — Strauss entsetzt sich bei dem Gedanken, dass eines Tages der Fall eintreten kann, dass jeder Spiessbürger „statt fortwährend in den Kientopp und in Operetten zu gehen, auch für die fünfzig Pfennig den Parsifal hören“ werde. Und wenn schon! Fünfzig Pfennig bedeuten für sehr viele Menschen beträchtlich mehr Geld als die hunderte Mark, die die Reise nach Bayreuth kostet, denen, die sie jährlich unternehmen. Es ist traurig genug, dass die Erhebung durch die Kunst überhaupt vom Geldbesitz abhängig ist.

Die Exkursionen des Dr. Strauss ins Politische sind reichlich komisch. Er beschimpft „das blöde allgemeine Wahlrecht“ und wünscht statt dessen eines, bei dem etwa „die Stimme eins einzigen Richard Wagner hunderttausend und ungefähr zehntausend Hausknechte zusammen eine Stimme bedeuten.“ Aber Herr Doktor! — Der schäumende Revolutionär entblösst sich hier in all seiner Weltfremdheit. Er, der glaubt, mit seiner ungeheuerlichen Forderung die Staatsordnung aus den Fugen zu reissen, klammert sich wie jeder ausgediente Demokrat an „das blöde allgemeine Wahlrecht“. Nur das gleiche Wahlrecht will er abschaffen. Ach, lieber Herr, ein Wahlrecht ist so blöd wie das andere. Ob die Hausknechte das Genie vergewaltigen oder ob das Genie das ganze Volk zu seinem Hausknecht machen möchte, macht wenig Unterschied. Traurig und jammervoll ist nur, dass zwischen Volk und Genie gar kein Zusammenhang besteht. Ist Wagners Genie so volksfremd, dass Bein Werk nur unter Ausschluss der Oeffentlichkeit gedeihen kann, so soll man das Volk nicht schmähen, das ihm keine Extrawurst brät. Aufgabe der Künstler ist es, am Erleben des Volkes teilzunehmen,

wie es der Revolutionär von 1848 Richard Wagner tat. Dann werden ihre Werke den Sinn aller Kunst erfüllen, verbindenden Geist zwischen den Menschen zu schaffen, und wir werden eine Kultur haben, von deren Fehlen das Schreiben des Doktor Strauss ein betrübender Beweis ist.

Vollmarasmus. Der Ritter Georg von Vollmar, eine stolze Stütze der sozialdemokratischen Partei, ein Mann, über dessen tiefe Wesensart sich jedermann im Kapitel „Georg“ der Streitschrift seines Genossen Mehring „Meine Rechtfertigung“ ausgiebig informieren kann, sprach am 21. August im Bayerischen Landtag nicht ohne Emphase diese Sätze: „Im Wahlkampf ist von Zentrumsagitatoren die Behauptung aufgestellt worden, wenn ein Krieg ausbräche, würden die Sozialdemokraten durch einen Massenstreik die Mobilmachung stören, die Reservisten hindern, der Fahne Folge zu leisten und würden Verrat am Vaterlande begehen. Es ist zwar bereits im Reichstage vom sozialdemokratischen Redner diese Lüge zurückgewiesen worden, ich will es aber ebenfalls tun. Gewiss werden wir Sozialdemokraten alles daran setzen, damit der Friede erhalten bleibt... Wenn es aber ohne Schuld des Reiches nicht gelingt, den Frieden zu erhalten, dann wird alles vor der Not des Vaterlandes zurücktreten, und es ist selbstverständlich, dass dann auch die Sozialdemokraten dem Lande ihre Dienste leisten werden, und sie werden nicht die schlechtesten Verteidiger des Vaterlandes sein.“ — In der gleichen Sitzung des Landtags hat nach dem Bericht der „M. N. N.“ Ritter Georg die Behauptung eines Zentrumsredners, die Sozialdemokraten seien Republikaner, mit dem Zwischenruf beantwortet: „Das ist eine Unverschämtheit!“ — Es bleibe dahingestellt, ob dieser Bericht zutreffend ist oder der der „Münchener Post“, nach dem auf den Vorwurf des Republikanismus nur zwischengerufen wurde: „Wo sind die Beweise?“ — Die Beweise für ihre antimonarchische Gesinnung ist die Sozialdemokratie allerdings bisher durchaus schuldig geblieben, und so scheint auch das Empfinden begreiflich, aus dem die Unterstellung, die Herren seien, wie es das Erfurter Programm von ihnen verlangt, Republikaner, den Ruf „Unverschämtheit“ geweckt haben könnte.

Was seine Partei tun wird, wenn es mit Schuld des Reiches nicht gelingt, den Frieden zu erhalten, hat Herr von Vollmar nicht verraten. Da er den Verdacht, sie könnte den Massenstreik organisieren, prinzipiell als Lüge stigmatisiert hat, muss angenommen werden, dass sie auch dann „alles daran setzen“ wird. — Wir Antipolitiker haben der Sozialdemokratie oft den Vorwurf gemacht, sie sitze zwischen zwei Stühlen. Dieser Vorwurf ist nicht aufrecht zu erhalten. Die rechte Hinterbacke hat längst eine Ecke des liberalen Nachtstuhles erklimmen, während die linke, die mit vereinzelt Flecken der Schamröte in der Luft hängt, langsam abfällt.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post". — Die Tugend hat gesiegt.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Variété. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der rührige Zensor. — „Titanic." — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater".

KAIN, Heft 3. Inhalt: Strindberg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Bonnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.

KAIN, Heft, 4. Inhalt: Die Presse. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Kritinismus. — Neues von der Theaterzensur. — Die Polizeiassistentin. — Zeppelins Pech. — Saccharin. —

KAIN, Heft 5. Inhalt: Generalstreik! — Die Rigorosen. — Bemerkungen. — Ettore und Giovannitti. — Der Veteran Drux. — Die Münchner Post. — Verworfen.

Saturnverlag Hermann Malstar, Heidelberg.

Seit August 1911 erscheint:

SATURN

Eine Monatsschrift für Belletristik, Kritik, Satire, Lyrik und Schwarz-Weiss-Kunst, herausgegeben von Hermann Meister und Herbert Grossberger.

Von den Mitarbeitern seien u. a. genannt:

Oskar Baum, Ernst Blass, Max Dauthendey, Albert Ehrenstein, Johannes von Guenther, Otto Hinnerk, Rudolf Kurtz, Heinrich Lautensack, Otto Stoessl, Felix Stössinger, Emile Verhaeren, Paul Zech.

Von Urteilen führen wir an:

„Auf die unabhängige Zeitschrift sei mit Nachdruck hingewiesen." Prager Tagblatt.

„Eine Zeitschrift von Individualisten für Individualisten".

Der Tagesbote, Brünn.

„Eine Zeitschrift, die in dem Gewimmel der Revuen einen besonderen Platz verdient".

Hildesheimer Allg. Zeitung.

Jedes Heft umfasst ungefähr 2 Bogen und enthält 2 Bildbeigaben, darunter meistens Originale wie Lithographien, Kupferstiche, Schnitte. Der Mindestabonnementspreis (für 6 Hefte) beträgt Mk. 3.—, Einzelhefte kosten 60 Pfg. Das Abonnement vermittelt ohne Portoberechnung der Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg, sowie jede gutgeführte Buchhandlung.

Gratisprobehefte werden nicht abgegeben, dagegen sind gegen Einsendung von Mk. 1.— zur Orientierung 3 Hefte nur direkt vom Verlag erhältlich.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904.
(Die Auflage ist vergriffen.)

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

Im Kain-Verlag München, Baaderstraße 1a
ist erschienen:

„Der Krater“

Gedichte von Erich Mühsam.

Preis: M. 2.—

Jahrgang II.

No. 7.

Oktober 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Chemnitz. — Münchener Theater. — Tagebuch ans dem
Gefängnis. — Gedichte. — Bemerkungen. — Die Teuerung. —
Die tapferen Eisenbahner. — Hervé, der Renegat. — Vom Hofe.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

===== Vom =====

Gedichtbände

„Der Krater“

von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung
oder direkt vom KAIN-VERLAG,
:: München, Baaderstrasse 1a. ::**

Jahrgang II.
No. 7.

München,
Oktober 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Chemnitz.

Die Genossen unterscheiden bei ihren Parteitagungen zwischen den Stunden, in denen sie sich der Beschäftigung mit ihrer schmutzigen Wäsche hingeben, und denen, wo „positive Arbeit“ verrichtet wird. Chemnitz zeichnete sich durch das imponierende Ueberwiegen der „positiven Arbeit“ aus. Diese Arbeit besteht in der Vorlegung eines höchst respektablen Kassenrapports, in etlichen populären Vorträgen über allgemein interessierende Angelegenheiten, in der Annahme von Parteivorstands-Anträgen und der Ablehnung von Vorschlägen einzelner Delegierter, in der Zustimmung zu phrasentönenden Resolutionen und endlich im dreifachen Hoch auf die internationale völkerbefreiende Sozialdemokratie und dem Absingen der Wahlrechts-Mar-seillaise („das freie Wahlrecht ist das Zei-heichen“), in die die Delegierten begeistert einstimmen. In seiner positiven Arbeit sieht also ein sozialdemokratischer Parteitag einer freisinnigen Bezirksvereins-Versammlung verzweifelt ähnlich.

Mitunter kommt ein lebhafterer Zug in die Langweiligkeit solcher Oesinnungsparade, wenn nämlich bei der Springprozession der Partei in den Revisionismus hinein

(zwei Schritte vorwärts, einer zurück) der zweite Schritt vorwärts aufs Pflaster klappt. Im vorigen Jahr geschah das in Bebels Jenenser Bekenntnis zur imperialistischen Reichspolitik (vgl. „Kain“ I, 7). Den Schritt rückwärts dirigierte in Chemnitz mit Geschick und Geschmack Herr Haase, der neue Parteioberrhirt, in seinem Referat über den Imperialismus. In diesem Jahre hopste man seine zwei Schritte vorwärts mit der Billigung der bei den Wahlen kreierte „Dämpfung“ zugunsten der liberalen Bundesgenossen. Der Rückbopser in den Radikalismus geschah mit der Relegation des Genossen Gerhard Hildebrand aus der Partei.

Ihre schmutzige Unterwäsche behielten die Genossen diesmal mit viel Zurückhaltung am Leibe. Ausser Herrn Radek, dem Protege der „Bremer Bürgerzeitung“, brauchte sich in Chemnitz niemand von seinen Gesinnungsfreunden einen Hundsfott schimpfen zu lassen, und gerade bei der Göppinger Affaire zogen Revisionisten und Radikale so einmütig am gleichen Strang, als ob von ihrer inbrünstigen Gefährtenliebe niemals ein Dresdener Jungbrunnen etwas weggespült hätte. Hildebrand aber wurde mit den zärtlichsten Achtungsbeteuerungen aus der Partei geekelt. Er wird es erst merken, was er für ein Schurke ist, wenn die Presse seiner bisherigen Genossen mit ihm per „ein Herr Hildebrand“ wird diskutieren dürfen.

Der Hass zwischen Revisionisten und Radikalen, dessen hemmungsloses Toben die Debatten der sozialdemokratischen Parteitage seit Dresden so anmutig belebte, schien in Chemnitz bis zu der Gerichtsverhandlung gegen Hildebrand im lautereren Bestreben um harmonische Geschlossenheit erloschen zu sein. Besonders tiefblickende Kritiker wollten bemerkt haben, dass die Revisionisten angesichts ihrer bei Auszählungen immer wieder zutage tretenden numerischen Schwäche bis zu gelegenerer Zeit vor den Radikalen kapituliert hätten, ich glaube, sie irren. Mir scheint die Chemnitzer Tagung gerade dadurch bemerkenswert, dass hier zum erstenmale die prinzipiellen Debatten über die Parteidogmen als überflüssig erkannt wurden, und die

Spaltung der Partei in zwei grundsätzlich gegnerische politische Gruppen als fait accompli in die Erscheinung trat. Die feindlichen Brüder finden sich von jetzt ab miteinander friedlich ab, da sie eingesehen haben, dass das bisher geübte Verfahren der gegenseitigen gröblichen Beschimpfung nicht zu dem erwünschten Ziel der Bekehrung und Verständigung führen kann.

Eine vergleichende Beobachtung der Machtstärke der beiden Unterparteien führt zu sehr lehrreichen Schlüssen. Der sogenannte radikale Flügel besteht auf der demonstrativen Betonung der von Marx und Engels als Leitsätze proletarischer Politik aufgestellten Thesen. Er hält ein revolutionäres Vokabularium für unentbehrlich, um den Glauben an die oppositionelle Mission der Sozialdemokratie nicht untergehen zu lassen. Der radikale Sozialdemokrat glaubt an ein sozialistisches Endziel, und wenn er auch in seinem taktischen Verhalten alles tut, um dieses Ziel nie in greifbare Nähe gelangen zu lassen, so wahrt ihm sein frommer Glaube doch vor sich selbst und vor der begeisterungsgewillten Menge die Würde des Idealisten. Dass seine Anhängerschaft der Zahl nach immer noch die weitaus überlegene ist, erklärt sich daraus von selbst.

Die Revisionisten stellen sich bewusst ausserhalb jeder dogmatischen Umsturzbestrebung. Sie wünschen, eine politische Gegenwartsparthei zusein, mit der einzigen Unterscheidung von anderen Parteien, dass es ihnen ausschliesslich um die soziale Hebung des Arbeiterstandes innerhalb des kapitalistischen Staates zu tun ist. Sie teilen mit den Radikalen den Wunsch nach Erlangung der politischen Macht. Sie wollen mit dieser Macht aber nicht die Umwälzung der gesellschaftlichen Einrichtungen erkämpfen, sondern lediglich die Möglichkeit, auf die bestehenden und im Wesen für gut befundenen Verhältnisse im demokratischen Sinne einzuwirken. — Es ist klar, dass dieser Parteiflügel aus dem Proletariat den geringeren Zulauf hat, bei den staaterhaltenden Elementen der Gesellschaft aber die grössere Sympathie.

Aus der Vergleichung der beiden Tendenzen in der deutschen Sozialdemokratie ergibt sich notwendig die von den Entwicklungsstatsachen seit Jahren bestätigte Folge, dass auf den Parteitag die Anträge der Radikalen stets die grössere Aussicht auf Annahme haben, dass aber die reale Macht des Revisionismus trotzdem und unbeschadet der numerischen Stärkeverteilung innerhalb der Parteigenossenschaft ständig wächst. Somit können beide Gruppen fortan in Eintracht nebeneinander wohnen. Denn beide erreichen, was sie ihrem Charakter gemäss anstreben müssen: Die linke Seite den schönen Applomb der Annahme ihrer Anträge, die rechte die schwindende Wirksamkeit der auf überholte Axiome gestützten Massnahmen.

Hildebrand ist ausgeschlossen worden — gewiss. Aber Ludwig Frank konnte unmittelbar nach dem Parteitag in einer Mannheimer Versammlung den Grundsatz proklamieren, es komme nicht auf die theoretischen Lehren an, die ein Genosse verbreitet, sondern auf den praktischen Nutzen, den der Einzelne der Partei bringe. Dass diese Ansicht in einer Partei Geltung gewinnen kann, deren Programm auf bis zur Intoleranz straffen (wenn auch logisch nicht haltbaren) Theorien fusst, kennzeichnet das Mass der Entfernung zwischen rechtem und linkem Flügel.

Vor die Wahl gestellt, welcher der beiden Richtungen der zukunftsgläubige Mensch seine Sympathieen zuwenden soll, tut einem das Herz weh. Manche meinen, die Revisionisten seien wenigstens so ehrlich, ihre Advokatenpolitik nicht mehr mit revolutionären Redensarten zu verbrämen. Die so urteilen, mögen einmal einen revisionistischen Parteibonzen in einer Arbeiterversammlung spektakeln hören. Das Register der brandroten Phrasen beherrscht der so virtuos wie der rötteste Radikale: nur merkt man, dass er auch anders kann, dass er mit Vorsicht hetzt, dass er bremst, sobald er fürchtet, seine Worte könnten über die Stimmung des Augenblickes hinaus erhitzen. Wer daran zweifelt, dass die Herren Revisionisten bewusst täuschen, wenn sie ins radikale Horn stossen, der

sei an Vollmars freches Wort erinnert, der bei der Erwähnung der gewaltigen Tat der Pariser Commune meinte, man solle die Erinnerung daran fürs Schaufenster reservieren. —

Die Radikalen sind menschlich noch immerhin erträglich. Was von ihnen abstösst, ist aber die dumme Annassung, mit der sie die Marxischen Verschrobenheiten als den allein „wissenschaftlichen Sozialismus“ reklamieren. Alles andere ist „Utopie“. Als ob es je ein Zukunftsideal geben könnte, das nicht Utopie wäre, und als ob je eine Idee verwirklicht wäre, die nicht einmal Utopie war! Aber die auf eine vergewaltigte Logik gegründete, von einer spekulativen Philosophie abhängige, rechnerisch verkehrte, von allen Erfahrungen desavouierte Oekonomie Marxens ist unantastbare Wissenschaft. Bei dieser kritiklosen Arroganz ist es nicht verwunderlich, dass das praktische Tun der Herren zu ihrem theoretischen Bekenntnis in immer lächerlicheren Gegensatz gerät, und dass sie trotz ihrer zahlenmässigen Ueberlegenheit den revisionistischen Tendenzen in der Partei immer grösseren Einfluss einräumen müssen, was wiederum den sozialdemokratischen Wahn von der Unbezwinglichkeit der grösseren Ziffer sehr hübsch illustriert.

Als auf dem internationalen Kongress in Amsterdam im Jahre 1905 Jaurés den drei Millionen deutschen Sozialdemokraten ihre gänzliche Einflusslosigkeit vorhielt, erwiderte ihm Bebel: Lasst uns nur erst acht oder zehn Millionen Stimmen haben, denn werden wir schon zeigen, was wir können. In Chemnitz sprach Haase denselben Gedanken aus und gab zu, dass die vier Millionen Wähler von 1912 noch gar keine positive Macht bedeuten. Beide Herren scheinen nicht bedacht zu haben, dass die Stimmenzahl, die sie für nötig halten, um damit erfolgreich aufzutreten zu können, garnicht anders erreicht werden kann, als durch Heranziehung des Bürgertums zur sozialdemokratischen Unterstützung, und zwar in noch viel weiterem Umfange als sie bisher schon geübt wird. Wir haben

alle gesehen, wieviel Konzessionen die Partei den mit dem Kapitalismus völlig einverstandenem Kleinbürger bei jeder Wahl macht, um seinen Zettel zu kriegen. Sollen jene Reserven bis zur Komplettierung der verdoppelten und verdreifachten Zahl sozialdemokratischer Wähler mobil gemacht werden, so bleibt garnichts anderes übrig als völliger Verzicht auf jede Demonstrationspolitik und völliges Aufgehen in positiver demokratischer Staatspolitik. Die Eroberung der politischen Macht geht somit Hand in Hand mit dem Aufgeben der revolutionären Ziele und hat, wenn sie perfekt ist, garnicht mehr die Möglichkeit, für den Sozialismus gebraucht zu werden.

Aber auch die radikalen Vertreter des Marxismus können von diesem Wege der Konzessionen und Inkonsequenzen nicht mehr zurück. Wollten sie es, so müssten sie ihre ganze parlamentarische Taktik im Stich lassen und Sozialisten werden. Das aber widerspräche dem Wesen der politischen Partei. Dass die Herren einen Mann wie Hildebrand, der die militärische Eroberung exterritorialer Kolonien empfiehlt, aus der Partei ausschliessen, müsste dem denkenden Sozialisten selbstverständlich erscheinen. Trotzdem möchte ich diese Elimination nicht als eine Konsequenz der Genossen bezeichnen, sondern eher als eine Inkonsequenz in ihren Inkonsequenzen. — Viel interessanter als der Ausschluss war jedenfalls das Bemühen der Revisionisten, Hildebrand für die Partei zu retten. Dieser Grad von Toleranz (nach rechts hinüber) zeigt die Tendenz, in der sich die revolutionäre Partei Deutschlands bewegt. Und die Radikalen müssen mit, sie mögen wollen oder nicht

Eine nach aussen sichtbare Spaltung der Partei wird in absehbarer Zeit kaum erfolgen. Die beiden Innenparteien werden noch sehr lange miteinander weiterwursteln. Die Partei wird dabei von rechts her immer mehr Wähler ansetzen, während nach links hin die enttäuschten Arbeiter nach und nach den Weg ins Freie finden werden. Eingeweihte wissen längst, mit welcher Sorge die sozialdemo-

tratischen Seelsorger schon heute das langsame aber stetige Anwachsen der anarchistischen Bewegungen beobachten.

Münchener Theater.

Vor einem Monat versprach ich, hier auf die schleimige Geschmacklosigkeit zurückzukommen, die Herr Georg Fuchs mit seiner „Nachdichtung“ von Calderons Trauerspiel „Der standhafte Prinz“ begangen hat. Die frische Empörung ist seitdem verraucht, und es ist mein Entschluss, das „Misterium“ modern zu lassen, wo es verdientermassen eingesagt ist. Nur ein kritisches Wort, zu dessen Autorschaft ich mich bekennen muss und das allzu eifrig weiter gegeben wurde, möchte ich revozieren. Ich sagte gleich nach der Aufführung 4u Freunden: „Fuchs, du hast es ganz gestohlen“. — Das ist leider unrichtig. Alle Ersetzung Calderonscher Dramatik durch Geschwätz und Salbaderei ist von Fuchs selbst, alle Zutat an frommen Wunden und frommem Brimborium ist von ihm, kurz alles, was die Bezeichnung der Tragödie als „Misterium,“ begründen sollte und was aus Calderons starkem Drama den larmoyanten Schmalzfladen machte, bei dessen Genuss dem Publikum übel wurde. Steinrück's Regie wies grosse Köstlichkeiten auf. Doch sollte in Zukunft der Verein „Münchener Volksfestspiele“ einem Künstler von seinem Range vor sauberere Aufgaben stellen als vor die Inszenierung Fuchscher Anbietungsversuche an die bayerische Landtagsmehrheit, Herrn Fuchs selbst aber muss geraten werden, künftighin sein christkatholisches Gemüt anderswo zu betätigen als im Theater. Jedenfalls möge er, wenn ihm schon jede eigne dramatische Erfindung von seinen Schutzheiligen versagt ist, seine Finger von den Gebeinen grosser Dichter fernhalten. Das Saumensch von Muse, von dem sich Georg Fuchs geküsst fühlt, hat mit dem Genius Calderons nie eine Liaison gehabt.

Ein Strindberg-Abend im Residenztheater gibt Anlass zu freundlicheren Bemerkungen. Der Akt „Mutterliebe“ freilich, der dramatisch und psychologisch zu den stärksten Strindberg-Arbeiten gehört und die seelische Knebelung eines lebensfreudigen Mädchens durch ihre egoistische Mutter in beklemmender Wahrhaftigkeit enthüllt, geriet unter der Regie des Herrn Dr. Kilian nur zu einer recht dürftigen Aufführung. Wobei ein paar sehr starke Momente des Frä. Hohorst als Tochter und die künstlerisch brillante Gestaltung einer intriganten alten Schachtel durch Frau Conrad-Ramlo rühmlich hervorgehoben werden müssen. — Dagegen war „Wetterleuchten. Ein Kammerspiel in drei Szenen“ ebenfalls in Kilians Inszenierung eine

sehr lobenswerte Darstellung. Steinrück spielte die Hauptrolle, und so ging sein Geist durch alle Bilder und Vorgänge. Die fast erschreckende Natürlichkeit dieses Mannes, die das Theater völlig vergessen macht, gab dem ganz in der Erinnerung an seine geschiedene Frau und ihr Kind lebenden pensionierten Beamten die greifbarste Wirklichkeit. In Herrn Basil als Bruder des Herrn fand Steinrück einen ausgezeichneten und ebenfalls überaus lebenswahren Gegenspieler. Der Konditor Stark, der alte Hausgenosse wurde von Herrn Schröder wirksam verkörpert, und Gerda, die geschiedene Frau, die nach zehn Jahren plötzlich wieder in den Gesichtskreis des Gatten tritt und damit alle guten Erinnerungen in seinen Herzen zerstört, erhielt durch Frau v. Hagen Sichtbarkeit und Glaubhaftigkeit . . .

Im Schauspielhause fand hier zugleich mit den Premieren an x anderen Bühnen Leo Birinski's Tragikomödie „Narrentanz" ihre Uraufführung. Die meisten Kritiker haben das Werk abgelehnt, einige sogar recht schroff. Ich glaube es schon deswegen verteidigen zu sollen, weil sich darin ein recht starkes theatrales Talent verrät, und weil das Stück von einem Autor ist, dessen Jugend zwar Warnung aber auch Ermutigung verdient. — Dabei will ich gleich bemerken, dass ich mich schroffer als irgend ein anderer Kritiker gegen die Arbeit ausspräche, wenn ich den Vorwurf berechtigt fände, dass es auf eine Verhöhnung der russischen Revolution abgesehen sei. Denn ich glaube an die Bühne als moralische Anstalt und gebe die Berechtigung eines *l'art pour l'art*-Standpunktes für das Theater nicht zu.

Die mächtigen Emotionen, die in der Mitte des vorigen Jahrzehnts Russland erschütterten, haben dem Russen Birinski schon den Stoff zu seiner Tragödie „Moloch" gegeben. Gegen den Versuch, diesen ernsten Ereignissen auch lustige Seiten abzugewinnen, habe ich moralisch nichts einzuwenden, zumal im „Narrentanz" wirklich nur die 'korrumpierte Beamtschaft, aber nie und nimmer die Begeisterung und der Opfermut der Revolutionäre in verächtlichem Lichte erscheint. Im zweiten Akt, in der grossen wirren Diskussion der Revolutionäre (übrigens der weitaus stärksten, dramatisch wirksamsten und menschlich wahrsten Szene der Komödie) ist jeder einzelne freudig bereit, das fingierte Attentat des Gouverneurs auf sich zu nehmen, und das ganze Stück hindurch erkenne ich wohl die leise Ironie des Autors gegenüber dem unbehilflichen Eifer der jungen Leute, nirgends aber entfernt eine Verspottung ihrer Ergriffenheit. Auch die Voraussetzung der Handlung scheint mir nicht gesucht. Es ist sehr wohl möglich, dass die Revolutionäre ein Gouvernement „revolutionsfrei" halten, um dort vor Polizeichikanen sicher zu sein und gefährdete Kameraden, wichtige Papiere und Waffenvorräte unbehelligt zu beherbergen. Dass dem gewinnsüchtigen Gouverneur, der fortwährend von der Regierung

Geld verlangt, die Ruhe in seinem Distrikt sehr unbequem ist, kann ebenfalls glaubwürdig gemacht werden, und komische Komplikationen ergeben sich aus solcher Umkehrung der Wahrscheinlichkeiten von selbst. Die Verlegung des Waffenarsenals und des Archivs in die Wohnung des Gouverneurs, das aufgezwungene Liebesverhältnis des Vertrauensmannes der Gruppe mit der Frau des Gouverneurs sind unbeanstandbare Lizenzen des Komödienschreibers.

So wäre die Idee des Stückes kein Grund, mit Herrn Birinski unzufrieden zu sein. Leider hat aber die Gestaltung selbst arge Schwächen. Ein Drama, das kräftig einsetzt und schwach endet, mag im Leben üblich sein, auf der Bühne ist es unmöglich. Der erste Akt ist ein famoser frischer Schwank, der zweite eine intelligent gearbeitete, wirksame Milieustudie, der dritte ein in unnatürliche Länge gereckter szenischer Einfall und der vierte ein Nichts, eine gekünstelte und in jeder Hinsicht unbefriedigende Auflösung der Schwankidee in einen tragischen Effekt, dessen Tragik schwankmassig behandelt wird, und der daher im Zuschauer die peinlichsten Empfindungen bewirkt. Dazu die groteske Ungeschicklichkeit, als Schlusspointe die Enthüllung eines Vorgangs hinzusetzen, dessen Zeuge das Publikum im ersten Akt selber war. Die Zusammenziehung der beiden Schlussakte und die Abänderung des Ausgangs, die Birinski inzwischen vorgenommen hat, können dem Werk bestimmt nichts schaden. Hoffentlich nützen sie ihm.

Auch Einzelheiten sind nicht immer erfreulich. Die Figur des Bauers Nikiita („Tun Sie mir um Gotteswillen kein Unrecht) ist von Tschchow her zu bekannt, als dass sie noch einmal so ausgiebig benutzt werden dürfte, wie Birinski es tut. Aergerlich war mir die Gestalt der Mascha, der einzigen Revolutionärin des Stückes. Diese quitschende, lärmende, hysterische Person ist gewiss nicht die typische Frau der russischen Erhebung. Ich kenne russische Revolutionärinnen, die aber anders geartet sind, und sicher charakteristische! gewirkt hätten als Birinskis alberne Gans. Sein Drama hätte einer viel kräftigeren Ton gehabt, wenn an Stelle der Mascha eine Frau gezeichnet wäre, wie sich jeder, der in diese Kreise Einblick hat die Terroristin vorstellt: Das ist die starke, sinnliche, überragend intelligente, zum Auessersten entschlossene Frau, die den Männern erst die Aktivität gibt und die in allen Phasen der russischen Revolution das Temperament, die Kraft und die Initiative der ganzen Bewegung gewesen ist.

Das Wissen um seine grosse theatrale Begabung sollte Herrn Birinski zur Vorsicht mahnen. Er ist in Gefahr, sein dramatisches Talent um szenischer Wirksamkeiten willen zu verkitschen. Bei den Anlagen, die sich im „Moloch“ und im „Narrentanz“ verraten, kann

man vielleicht viel bessere Bühnenstücke von ihm erwarten, die sowohl dramatisch gehaltvoll als auch theatralisch geschickt sein mögen.

Die Darstellung — unter der Regie des Herrn Direktor Stollberg — war nur teilweise befriedigend. Herr Jessen als Gouverneur, hatte eine gute Auffassung seiner Rolle. Doch störte mich sein ermüdendes Organ. Die wichtige Figur des Kosakow war ganz unbeholfen und armselig, wie denn ihr Darsteller gewöhnlich mit Unrecht Talent beanspruchende Rollen anvertraut bekommt. Sehr lustig spielte Herr Heller den Sekretär und Herr Siegfried Raabe den Bauernrottel. Frau Schaffer betonte die Hysterie der Mascha, statt sie zu kachieren. Recht gut gefiel mir Herr Burghardt als der distinguerte Jude Goldmann, und ganz ausgezeichnet Frau Glümer in der Episodenrolle der mauschelnden Christin Katharina. Seit Gustav Waldaus Weggang vom Schauspielhaus ist diese Frau fast die einzige Kraft des Theaters, in der starke moderne Künstlerschaft lebt. Die schönen Bühnenbilder, die Herr Ferdinand Götz zu schaffen weiss, entschädigen auf die Dauer nicht für die Mängel der Regie und der Darstellungskunst im Schauspielhause.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich stand inzwischen wie auf Kohlen. Gleich sollte sich's entscheiden, ob ich freigelassen würde oder ob man mich — vielleicht schon diese Nacht — nach München transportierte. So war ich froh, als der Riese zurückkam und der Glatzkopf rief: „Mühsam, kommen Sie mit!“ — Der Mann führte mich — wieder mit ausgesuchter Unhöflichkeit — vor den Untersuchungsrichter, einen Mann mit englischem Schnurrbart und etwas blasiertem, aber elegantem Exterieur. „Sind Sie Mühsam?“ fragte er mich. „Ja.“ — Er erklärte mir nun, er habe mir zu eröffnen, dass gegen mich eine Voruntersuchung eingeleitet sei, da ich hinreichend verdächtig wäre, die Gruppen „Vagabund“ und „Tat“ begründet und darin in Gemeinschaft mit dem gleichfalls angeklagten Klavierspieler Karl Schultze (Morax), der wegen einer anderen Sache in Untersuchungshaft sitze, zu einer Reihe Verbrechen, wie Desertion, Einbruch, Falschmünzerei usw. aufgefordert zu haben. Deshalb ersuche der Untersuchungsrichter in München, mich zu verhaften und ins Untersuchungsgefängnis Neu-Deck abzuliefern. Ich wollte gleich zu Protokoll geben, dass die Vorwürfe, die gegen mich erhoben wurden, absurd seien. Der Herr erklärte aber, dass seine ganze Aufgabe sei, mir das Delikt, dessen ich beschuldigt sei, zur Kenntnis zu bringen. Ich fragte nun.

ob das Ersuchen, mich in Neudeck abzuliefern, bedeute, dass ich nach München gebracht werden solle, worauf ich erfuhr, dass das allerdings damit gemeint sei, dass aber erst die Entscheidung über die von mir gegen die Verhaftung eingelegte Beschwerde fallen müsse. Im übrigen sei er, der Untersuchungsrichter, mit der Materie nicht vertraut und wolle sie zur weiteren Erledigung dem Herrn geben, der sie bisher unter sich hatte, worauf er die Akten zu Herrn Assessor B. schickte und mich entliess.

Als ich aus dem Büro trat, sah ich zu meinem Erstaunen meinen Bruder vor mir stehen, der mir mit Kondolenzmiene die Hand schüttelte ... ')

Der Kahle führte mich nun in der gewohnten Manier wieder in das Kalkstübchen, in dem sich die Leidensgefährten von „6 Wochen mit —!“ nicht mehr befanden. Hinter nur wurde die Türe geschlossen, und ich hatte nun Gelegenheit, in dieser Zwischenstation die Lage zu überdenken. Ich war also weder frei, noch wurde ich nach München gebracht. Es blieb vielmehr zunächst alles beim Gleichen. Nur in Einem sah ich klarer. Ich hatte jetzt ein bisschen Näheres über das erfahren, was mir zum Vorwurf gemacht wird. Zuerst beruhigte mich diese Kenntnis, weil ich mir sagte: Das alles ist denn doch zu grotesk, um geglaubt werden zu können. Dann aber stieg mir die Frage auf: Wer mag mich beschuldigen? Es muss doch schliesslich jemand da sein, der diese Dinge entworfen hat, und der dem Untersuchungsrichter glaubwürdig genug vorkommt, um mich auf seine Beschuldigung hin verhaften zu lassen. Von denen, die regelmässig mit uns zusammenkamen, kann ich mir eigentlich keinen denken, der einerseits gegen Morax und gegen mich so gemein zu handeln imstande wäre, andererseits nach dem häufigen Anhören meiner Vorträge, in denen ich es regelmässig ausdrücklich abgelehnt habe, zu einer illegalen Handlung anzureizen, noch so dummes Zeug behaupten könnte. Interessant ist mir, dass die Anklage von der „Gruppe Vagabund“ spricht, die doch in der Tat niemals zustande gekommen ist. Unter den Freunden wurde der Ausdruck fast nie — wenn nicht überhaupt nie — gebraucht. Bleibt übrig, dass ihn der Denunziant aus meinem „Sozialist“-Artikel „Neue Freunde“²⁾ entnommen hat, in dem ich die Hoffnung aussprach, dass wir in München bald eine „Gruppe Vagabund“ haben möchten. Jedenfalls freue ich mich heute schon auf

¹⁾ Der rein private Charakter der Unterhaltung mit meinem Bruder veranlasst mich, die folgenden detaillierten Aufzeichnungen des Tagebuchs auszulassen.

²⁾ Vgl. „Sozialist“. Jahrg. I, Nr. 12 vom 1. August 1909.

die Konfrontierung mit dem Burschen, der sich mir da als erfinderscher Spitzel präsentieren wird³⁾

. . . . Das war das Verhängnis alles Weltgeschehens von jeher, dass neue Entwicklungen, neue Erfahrungen neue Einsichten und neue Kultur nie langsam und sanft daherkamen und im Uebergang der Generationen allmählich wuchsen, sondern dass sie sich elementar Bahn brachen und rücksichtslos zerstörten, was ihnen hinderlich war. Das ist die ewige Wahrheit von der Unumgänglichkeit der Revolutionen und die ewige Entlarvung der revolutionären Lüge. — Und so stand ich nun allein in der kleinen gekalkten Zelle und dachte hin und her und blickte aus dem vergitterten offenen Fenster in den Garten hinaus und sah, wie die Kinder des Inspektors oder der Aufseher auf mich aufmerksam wurden und neugierig hinaufsahen, was für ein merkwürdiger langhaariger, seltsam aussehender Gefangener da im Gewahrsam ihrer Väter war. Und die Zeit ging hin, und ich fragte mich, warum ich wohl so endlos lange warten müsste, bis ich wieder zurück dürfte in meine Zelle Nr. 42.

Endlich kam der Kahlschädel und hiess mich barsch ihm folgen. Beim Gefängnisbüro setzte er mich ab, wo ich ordentlich beruhigt war, das gutmütige Gesicht des Inspektors wiederzusehen. Ich begrüßte ihn und wollte durchs Büro zur Treppe gehen. Da sagte er: „Sie kriegen eine andere Zelle, Herr Mühsam. Lassen Sie Ihre Sachen nur gleich nach 48 bringen. Sie können gleich umziehen.“ Ich ging (die Treppen hinauf und konstatierte nach der Uhr, dass mich der Glatzkopf über eine Stunde in dem kleinen Loch allein gelassen hatte, ganz sinn- und zwecklos, und offenbar nur, um seine Macht zu zeigen.

Inzwischen hatte der Inspektor die Aufseher verständigt, Giesmann wurde heraus geholt, und der Umzug wurde in weniger als zehn Minuten vollzogen. Ich nahm mein bisschen Schreibpapier und die beiden Bücher, Giesmann brachte das übrige, die Decken und Bettüberzüge. Das alles wurde in der grössten Behendigkeit ein Stockwerk höher in Zelle 48 wieder gebrauchsfertig gemacht.

Als ich die Zelle betrat, war ich in der Tat geblendet von ihrer Pracht. Zwar war sie um nichts breiter als Nr. 42, aber erstens um mindestens einen Schritt länger, und dann — was für ein herrliches Fenster ! Und ein richtiger Tisch ! Und ein Stuhl ! Und ein ganzes Waschgeschirr im Metallgestell ! Ich will die Herrlichkeiten einzeln beschreiben. — In der dem Zelleneingang gegenüber

³⁾ Hier folgen wieder längere Betrachtungen ganz persönlicher Art, die sich für die Veröffentlichung nicht eignen. Nur die allgemeinen Schlussätze drucke ich ab.

liegenden Winkel steht der viereckige Tisch, ein richtiger Küchentisch, in dem ich zu meiner grössten Freude eine ausgiebige Schublade entdeckte, die jetzt meine Zigarren und mein Schreibpapier enthält. Der Tisch füllt genau den Raum zwischen den beiden Wänden links und rechts aus und liegt mit der Breitseite an der Hinterwand, Unmittelbar über dem Tischrand erhebt sich, und zwar in der Höhe bis zur Decke, das Fenster, dessen oberes Drittel halb aufgeklappt ist. Vom Rande dieses Teils hängt wie ein Damoklesschwert eine Holzstange so dicht über mir, dass ich beim Aufstehen vom Stuhl stets in Gefahr bin, sie mir in den Schädel zu rammen. An dieser Stange kann man das Fenster nach Bedarf schliessen. Da die Zelle hinreichend geheizt ist, hat sich dieser Bedarf für mich noch nicht ergeben.

(Fortsetzung folgt).

Gedichte.

Testament

*Nein, ich will nicht eher zu Grabe,
eh ich nicht auch die letzten Sprossen
irdischen Glückes erstiegen habe, —
eh ich das Leben nicht ganz genossen;
eh ich nicht alle Frauen umschlungen,
die mich durch meine Träume begleiten,
eh ich nicht alle Lieder gesungen,
die sich in meinen Schmerzen bereiten;
eh ich nicht alle Werke gestaltet,
die sich den schaffenden Geiste entbinden,
eh ich der Führerpflicht nicht gewaltet,
dass die Menschen ihr Wegziel finden;
eh ich nicht fröhliche Augen sehe,
die von Erhebung und Stolz verfängt sind;
eh ich nicht über Äcker gehe,
die statt mit Tränen mit Freude gedüngt sind . . .
Nimmt der Erlöser dann und Vernickte
von meinen Tagen die lastenden Ketten,
sollt ihr den seligsten Menschen und Dichter
tief in befreites Erdreich betten.*

Moses' Tod.

*Und Moses blickte ins gelobte Land
und sah es süß von Milch und Honig triefen,
und sehnte sich vom Berge in die Tiefen,
wo Israel, sein Volk, die Heimat fand.*

*Und Boten trugen Aehren her und Wein.
Kundschafter -priesen Saaten, Land und Flüsse,
und Jubel gabs im Volk und Tanz und Küsse, —
und Moses sah und durfte nicht hinein.*

*Da beugt er sich zu brünstigem Gebet
und sprach zu Gott: „Du hast mich hart getroffen.
Des Menschen Himmel ist allein sein Hoffen.
Doch wehe, wem ein günstiger Wind sich dreht!*

*Der du den Lebenden die Sehnsucht gabst,
nie wieder täusch den Schwärmer, der dir traute.
Den Trank, der sich aus Schaum und Träumen braute,
giess ihn nicht aus, eh du den Durstigen labst!*

*Gott! Hüt dich, dass der Mensch sich nicht empört !
Wo Funken glühen, schüre sie zu Flammen!
Wo Herzen lieben, führe sie zusammen!" — —
Und Moses starb. — Gott hat ihn nicht erhört . . .*

Bemerkungen.

Die Teuerung. Die Früchte der Felder sind durch die masslosen Regengüsse des Sommers verfault. Die Missernte ist allgemein. Zu dieser Not kommt der unerträgliche Mangel an Vieh. Denn die gesegneten Gesetze des Landes prämiieren die Ausfuhr und verhindern die Einfuhr von lebendem Essfleisch. Nicht einmal Gefrierfleisch darf über die deutschen Grenzen. Die Viehzüchter im Reiche haben ein Interesse daran, dass das Volk, das Objekt aller Gesetzgebung, den Ertrag seiner für die Herren geleisteten Arbeit, ausschliesslich zu ihrem, der Gesetzgeber, Nutzen in Nahrung umsetzt. Die Unfähigkeit der Viehzüchter, das Volk ausreichend mit Fleisch zu bedienen, ändert nichts an diesem Interesse, und tritt eine Hungerkrise ein, wie wir sie augenblicklich erleben, so knurrt ja nicht der Magen dessen, dem das Elend der Massen Bedingung zum eignen Wohlstand ist.

Die politischen Vertreter des Proletariats fordern laut und eindringlich die Oeffnung der Grenzen, die Aufhebung der Einfuhrscheine und die Zulassung von ausländischem Konservenfleisch. Das ist ganz schön, und zweifellos wird der entsetzlichen Hungerei dadurch im Augenblick ein wenig abgeholfen werden. Das Volk hat aber gar kein Interesse an billiger Nahrung, es hat nur Interesse an reichlicher und guter Ernährung. Sind die Preise für die wichtigsten Erhaltungsmittel hoch, so hat die Arbeiterschaft ja die Macht, die Kaste, die die Preise bestimmt, zu zwingen, entsprechend höhere Löhne zu zahlen. Hätte jede Preissteigerung die allgemeine Forderung nach höheren Löhnen, die stets durch wirtschaftliche Machtmittel unterstützt werden kann, zur Folge, dann wüssten die herrschenden Mächte recht gut die Möglichkeiten zu finden, die keine Teuerung zulassen. Aber vor Sozialdemokraten von Massenstreik zu sprechen, der auf andere Dinge als auf Wahlrecht abzielt, ist bekanntlich Volksverrat und Spitzelei. Die Initiative dieser Leute erschöpft sich nach wie vor in Resolutionen und in Anträgen an die Majorität solcher Körperschaften, in denen sie selbst Minorität sind. Was sie damit erreichen, erkennt man am besten aus dem Geschimpf, mit dem sie nach monatelanger Anstrengung, die Hungersnot zu beseitigen, immer noch ihre Blätter füllen. Könnte man die Abnahme der nachts auf den Dächern patrouillierenden Katzen statistisch feststellen, dann erhielten die segenvollen Zustände, in denen wir leben, eine besonders liebliche Illustration. — Es ist übrigens unbegreiflich, dass die Regierungen und ihre Auftraggeber, die Grossgrundbesitzer, das Abschlachten von Katzen und Hunden noch nicht als eine Umgehung der Zollgesetze unter Strafe gestellt haben. — Sie könnten sich dabei wie beim Saccharin getrost auf den Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege stellen. Denn das Volk stirbt viel hygienischer an Hunger als an madigem Fleisch.

Die tapferen Eisenbahner. Im bayerischen Landtag haben die Herren Sozialdemokraten lebhaft mit dem Verkehrsminister darum gestritten, ob die Eisenbahnarbeiter das Recht zum Streiken haben sollen oder nicht. Herr v. Seidlein erklärte schliesslich, er werde sich künftig von jedem Arbeiter einen Revers unterschreiben lassen, dass er auf ein Streikrecht keinen Anspruch mache. Man mag ja der Ansicht sein, dass ein Streik mit Revers und ohne möglich ist. Denn, wenn einer oder zwei oder zwanzig oder zehntausend eines Tages nicht zur Arbeit kommen, dann kann keine Gewalt sie zwingen, ihren blauen Tag zu unterbrechen. — Aber dem „Süddeutschen Eisenbahner-Verband“, einer der Sozialdemokratie eng verschwägerten Gewerkschaft, war der Schrecken doch in die Glieder gefahren. Diese tapfere Gesellschaft hat die ganze Rederei der sozialdemokratischen Spielkameraden Rederei sein lassen und ist winselnd zu Kreuz gekrochen. Sie hat nämlich dem Minister offiziell mitgeteilt, dass sie für ihre Anhängerschaft aus freien Stücken auf das Streikrecht verzichte, dass sie die Bedenklichkeit eines Eisenbahnerstreiks für die allgemeine Wohlfahrt einsehen und solchen Streik für ein gesetzlich unzulässiges Vorgehen halte.

Der Fall ist ohne Beispiel, selbst in der deutschen Arbeiterbewegung. Die „Münchener Post“ sogar lehnt den jammervollen Wisch des Verbandes ab. Eine Gewerkschaft verzichtet aus Angst,

ihre Organisation, von der eine erhebliche Zahl wohldotierter Beamten leben, könne in ihrem Bestand Schaden leiden, freiwillig auf das wichtigste Arbeiterrecht und unterstellt ein Gesetz, das von den wütesten konservativen Schreibern seit langer Zeit mit andauerndem Misserfolg angestrebt wird, als gegenwärtig rechtsgültig. Die sozialdemokratischen Zeitungen und die zentralistischen Gewerkschaftsblätter mögen sich noch so heilig entrüsten über das Verhalten des Süddeutschen Eisenbahnverbandes: Dessen Kläglichkeit bleibt doch immer die Folge ihrer energielähmenden Verständigungspolitik. Die Tariftaktik der deutschen Gewerkschaften bedeutet schon zur Hälfte den Verzicht auf das Streikrecht. Man rege sich nicht auf, wenn eine Gewerkschaft in ihrer Devotion vor dem Arbeitgeber Staat sich nun vor aller Welt in die Hosen macht.

Amüsant ist die nachträgliche Enthüllung, dass der Minister v. Seidlein die Winselei des Verbandes längst kannte, als er seine Philippika gegen die Anmasslichkeit der Eisenbahner hielt. Den Fusstritt haben die organisierten Schlappschwänze redlich verdient.

Hervé, der Renegat. Gustave Hervé ist in sich gegangen. Im Gefängnis ist ihm die Einsicht aufgedämmert, dass die Gedanken, für die er litt, falsch seien. Die Justiz hat ihren grössten Triumph erlebt. Sie hat einen verstockten Sünder gebessert. Wegen seiner antipatriotischen Gesinnung wurde Hervé eingesperrt. Als Patriot hat er das Gefängnis verlassen. Zur Zeit begrüßen die Sozialdemokraten den vernünftig gewordenen Mann fröhlich in ihrer Mitte. Demnächst werden sie ihn wohl in die Kammer entsenden. Und von dort aus ist der Weg ja vorgezeichnet. Aristide Briand hat ihn zu finden gewusst — warum sollte Gustave Hervé ihn verfehlen? Eines Tages werden wir den Antimilitaristen, der bisher die Insurrektion mit Hilfe des „Citoyen Browning“ gepredigt hat, als Kriegsminister der Republik das Schaffort für Deserteure empfehlen hören. — Es tut weh, einer Persönlichkeit, deren Lebensweg man stets mit freudiger Zustimmung begleitet hat, plötzlich seine Verachtung und seinen Ekel aussprechen zu müssen.

Vom Hofe. Schliesslich hat es doch den traurigen Ausgang genommen. Erst vor ein paar Wochen hat Prinz Georg die schöne Rede für die Jesuiten gehalten, und nun ist ihm seine junge Frau abgereist und will nicht wiederkommen. Wo wir uns über das Eheglück des Prinzen Georg schon alle so gefreut hatten. Vorerst sind sich die liberalen Zeitungen nicht ganz einig über die Gründe, die die Prinzessin Isabella nach Wien zurückgetrieben haben. Die Lesart, dass sie infolge unüberwindlicher Abneigung gegen ihren Mann entflohen sei, verdient natürlich keinen Glauben. Es muss schon etwas Ernsteres passiert sein. Und richtig: es hat sich herausgestellt, dass Prinzessin Isabella genötigt wurde, hinter der Prinzessin Gisela zu Tisch zu gehen. Dadurch erklärt sich natürlich alles. — Wie das „Berliner Tagblatt“ femer meldet, ist Prinz Georg aus Gram in das dritte Stockwerk der Residenz gezogen. Nebbich!

Demnächst erscheint der

Kain-Kalender für das Jahr 1913.

Ausstattung wie **Kain-Kalender** für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt schon jetzt entgegen
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller. Fachzeitschriften, Finanziere,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43

::

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



**Dokumente der Weitanschauung des Anarchismus —
Sozialismus.**

Aus dem reichhaltigen Inhalt des **128 Seiten** umfassenden, **illustrierten** Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi. - Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs ! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Syvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Ideal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revolutionären Kämpfers etc. etc. oo

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1—, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.

No. 8.

November 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Für den Frieden. — Münchener Theater. — Tagebuch aus dem Gefängnis. - Bemerkungen. — Gerhart Hauptmann. — Wenn der bayerische Löwe brüllt. — Lieb Vaterland. — Schlechte Manieren.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Die Schaubühne

Herausgeber:
Siegfried Jacobsohn.

Stimmen der Presse:

Die Zukunft. Die Schaubühne ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Dresdener Anzeiger. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muss nachdrücklich betont werden, dass wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der Schaubühne an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. In jahrelanger aufmerksamer Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringlichen Kritik wird die Schaubühne mit Genuss und reichlichem Nutzen lesen.

Hannoverscher Courier. Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eins eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten, es sind nämlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

Mannheimer Generalanzeiger: Die Schaubühne ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

Neue Züricher Zeitung. Die Schaubühne ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

Leipziger Tageblatt. Die Schaubühne verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater- und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pfg.
Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko.
Verlag der Schaubühne CHARLOTTENBURG
∴ Dernburgstrasse 25. ∴

Jahrgang 11
No. 8.

München,
November 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Für den Frieden.

Der Friedenspfeife der europäischen Staaten ist ein Funke davongeflogen. Der hat den Benzinbehälter am Balkan explodieren lassen, und nun steht Groß und Klein neugierig und von einem wollüstigen Schauer gekitzelt in gemessener Entfernung um den dicken Pulverturm herum und wettet, ob ihn das Feuer wohl erfassen werde oder ob man in ihm weiterhin das europäische Gleichgewicht stabilisiert sehen dürfe. Die geachteten Patrioten, die nichts Geistiges zu verlieren haben, spucken schon in die Hände und freuen sich auf den frisch-fröhlichen Krieg gegen die Nachbarn, die im Moment, wo es losgeht, zu Erbfeinden avancieren werden. Vaterländische Schornalisten krümeln aus dem Zettelkasten der stereotypen Redewendungen den wohltätigen Aderlass hervor. Der Burschoa sichtet seine Papierchen und richtet seine Spekulation auf Baisse ein. Die Männer in der Bluse lassen den dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone hören, begeben sich in musterhafter Disziplin zum Meeting in einen benachbarten Vergnügungspark, nehmen — einige hunderttausend klassenbewußte Männer und Frauen —

einstimmig eine Resolution an, in der sie den Krieg für kulturlos erklären und die Einberufung der Abgeordneten fordern, die das noch einmal sagen sollen. Dann begeben sie sich in bewundenswerter Ordnung nach Hause.

Manche meinen auch, es sei noch nicht so gefährlich. So schnell schießen die Preußen nicht. Gut Ding will Weile haben. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es aufgetragen wird. Was geht's uns an, wenn unten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen? Kommt Zeit kommt Rat. Wie gehts Ihnen denn sonst?

Wir leben in einer trüben Zeit, der im Denken und Wollen faulsten, die die Geschichte erlebt hat. Der Ehrgeiz der Völker strebt nach der technischen Vollkommenheit der Kriegswaffen. Die Beziehungen der Nationen regeln sich nach den Tölpeleien, die den aller Aufsicht entrückten Diplomaten und Botschaftern in ihrem Dauerschlaf passieren. Die Massen werden politisch geschult, indem ihnen ein schwächliches Parteiprogramm als Gummischnuller in den Sabbermund geschoben wird. In den Schulen und auf den Bierbänken werden die Ideale gepredigt, an denen schon vor 1870 das Talentchen des seligen Professors Emanuel Geibel verkrachte. Ueber jede junge Begeisterung aber, über alles frische Trachten nach Leben, Bewegung, Freiheit, Schönheit, Glück führt die senile Erfahrung klapperiger Oberlehrer den schäbigen Wischlappen einer trägen Geschäftsmoral.

Und die Jungen lassen sich gefallen. Sie kommen garnicht darauf, daß die Weisheiten, die man ihnen einpaukte, kritikfähig sind. Weil die Alten es ihnen so sagten, glauben sie an den Gott, der uns Menschenkinder an der Strippe führt und uns nach Belieben über Gräber hopsen oder hineinplumpsen läßt. Sie finden es ganz in der Ordnung, daß ihre Liebe den Alten ein Rechenexempel, ihr Beruf eine Spekulation, ihr Lebenswandel ein Börsenpapier bedeutet. Die Jugend unserer Tage hat keinen Stolz, kern, Selbstvertrauen, keinen Mut. Sie fürchtet

den Rohrstock der vorigen Generation und plappert darum nach, was das brave Kind wissen soll, bis sie es glaubt, bis sie alle bessere Einsicht, alles natürliche Gefühl, allen jungen Leichtsinn verdrängt hat und selbst alte Generation geworden ist.

Was aber den jungen Menschen dieser Zeit am bittersten fehlt, das ist die Fähigkeit zur Leidenschaft, zum Zorn, zur Ergriffenheit. Der Verlauf der Gegenwartsgeschichte wäre ein völlig anderer, wenn die öffentlichen Begebenheiten nicht so sehr auf kritischen Verstand als auf kritische Herzen Rücksicht zu nehmen hätten. Die gemeinsten Schändlichkeiten, die in aller Welt geschehen, werden mit einer Nüchternheit und inneren Teilnamslosigkeit diskutiert, daß man an jeder Aktion, die Empfindung, Hingabe, Seele verlangt, für alle Zukunft verzweifeln möchte. Unser indolenter Nachwuchs aber glaubt sich vorurteilslos, weil er temperamentlos ist, und hat keine Ahnung, daß er Opfer jener kalten, fatalistischen und im Grunde tiefphiliströsen materialistischen Geschichtsauffassung ist, die alle Handlung als naturgewollt und der Entschließung des individuellen Willens entrückt ausgibt. Das brüstet sich mit unverstandenem Nietzsche, heißt sich amoralisch und turnt jenseits von Gut und Böse an unsozialen Begriffsbarren herum. Es ist hohe Zeit, daß die Werte Gut und Böse wieder Eingang finden in die Gefühlswelt der jungen Leute. Sie müßten nur den Pfaffen und Advokaten entrissen werden und im Sinne von Sozial und Unsozial die Ethik der Wertvollsten stützen, dann könnten sie dem klugen Kritizismus unserer Zeit sehr wohl die Wärme geben, die zu seiner Umsetzung in förderliche Taten nötig wäre.

Man horche nur in den Zirkeln der Jeunesse dorée herum, wie schnuppig bei aller Heftigkeit und Lebhaftigkeit der Erörterungen die gegenwärtigen Vorgänge auf dem Balkan und die daraus hervorquellenden Möglichkeiten behandelt werden. Der Rassentheoretiker, der allemal

zugleich Entwicklungspolitiker ist, begrüßt freudig die Energie der verbündeten Slavenvölker, die endlich die verhaßte, kulturlose, degenerierte, erbärmliche Osmanenbande aus Europas benedeitem Zivilisationsbezirk vertreiben werde. Der gewitzte Realpolitiker bekennt sich dagegen als deutscher Nationalist und legt — sehr viel gescheiter, aber frei von jeglicher sachlichen Beteiligung — dar, wie schreckliche Folgen eine Niederlage der Türken für das Deutsche Reich haben müßte. Denn die siegreichen Balkanstaaten würden sich zu einem mächtigen Bundesstaat vereinigen, Oesterreich bekäme dadurch eine starke Großmacht in den Rücken und wäre als Bundesgenosse für Deutschland gänzlich entwertet, das nach allen Grenzen hin absolut isoliert dastände. Argumente für den Völkerfrieden, die vom reinen Gefühl diktiert werden, werden von beiden mit gleicher Verständnislosigkeit angehört. Die Menschlichkeit hat als überzeugende Kraft in unseren Zeitläuften längst ausgedient.

Wie steht es denn aber wirklich mit der ganz Europa beschämenden Kulturlosigkeit der Türken? Wahrscheinlich nicht gar so arg, wie es gemacht wird. Zunächst ist es eine gelinde Fälschung, die Türken ohne weiteres mit den Osmanen zu identifizieren. Die Rasse ist von arabischen, tscherkessischen, slavischen und romanischen Elementen längst so gründlich durchsetzt, daß die Schwätzer, die mit dem Maul ein ganzes verkommenes Hunnenvolk auszurotten scheinen, genau so geschmacklos daherreden wie ihre Gegner, denen alle Serben, Bulgaren, Montenegriener und Griechen nichts anderes als verlauste Hammeldiebe sind. Der Verlauf des Krieges soll jetzt die Untüchtigkeit der Türken evident beweisen. Dem kann wohl entgegnet werden, daß Kriegstüchtigkeit nicht im mindesten ein Kriterium für den sittlichen Wert eines Volkes ist. Daß es den Türken weder an Mut noch an Entschlossenheit gebricht, haben sie vor ganz wenig Jahren gezeigt, als sie in der kürzesten, unblutigsten und zielklarsten Revolution

sich demokratische Einrichtungen schufen, die dem Preußen, das zur Ausbildung türkischer Soldaten Offiziere auslieh, noch lange fromme Sehnsucht bleiben werden. Es sei daran erinnert, daß dasselbe Osmanenvolk, das jetzt als Ausbund letzter Kläglichkeit gemalt wird, dermaleinst vor den Toren Wiens gestanden hat, daß es in den letzten vierzig Jahren eine Reihe von Verteidigungskriegen geführt hat und im Augenblick, da es noch mitten im Kriege gegen eine europäische Großmacht begriffen war, von den landhungrigen Nachbarn angegriffen wurde.

Natürlich haben die aggressiven Herren Könige, von denen nur zwei überhaupt Landsleute ihrer Untertanen sind, nicht verabsäumt, durch die Berufung auf sein Kreuz das Andenken des ersten Christen zu schänden. Diesen Beauftragten gewissenloser Großspekulanten war es nicht zu schäbig, für ihr straßenräuberisches Beginnen, für den tückischen Ueberfall auf ein geschwächtes Land, dem man noch nicht einmal Zeit ließ, sich in den durch die Revolution neu geschaffenen Verhältnissen zu orientieren, für die Hinmordung zehntausender junger Menschen, für die Brandschatzung ganzer Landstriche mit allen unvermeidlichen Schweinereien an Notzucht und Greisen- und Kindermord, — diesen gottgesalbten Potentaten war es nicht zu schäbig, für all das Entsetzliche des Raubzugs die Friedens- und Liebeslehre des Christentums zum Vorwand zu nehmen. — Und die man bei uns auf diese Niedertracht aufmerksam macht, finden sie ganz selbstverständlich und sehen nicht ein, warum man im Bauernvolk die Leidenschaft nicht mit Scheingründen erhitzen soll, da die wahren Motive für den Krieg bei der unverdorbenen Masse ja doch nicht auf Verständnis rechnen können.

Ich will mir den Vorwurf des krassen Dilettantismus in politischen Dingen gern gefallen lassen, wenn ich nun erkläre, daß meine Sympathie sogleich auf Seiten der slavischen Balkanvölker (nicht ihrer Könige) sein wird, wenn Oesterreichs begehrllicher Langfinger in die Morderei eingreift.

ein Raubzug um exploitierfähige Landstrecken sein, sondern ein revolutionäres Aufbegehren gegen die auf Geld- und Militärüberlegenheit trumpfende Räuberei europäischer Sklavenjäger. — Wird es dazu kommen? Wird die österreichisch-ungarische Völker-Koalition wirklich die Verantwortung tragen wollen, um die direkte Nachbarschaft mit der Türkei zu retten, den entsetzlichsten aller Kriege heraufzubeschwören ?

Hätten die unter Habsburgs Szepter vereinigten Völker zu entscheiden, dann brauchten wir nichts zu fürchten. Aber die haben Steuern zu zahlen, zu gehorchen und ihr Blut zu lassen. Aus sittlichen Gründen werden die Wiener und Budapester Regierungen gewiß nicht zaudern, ihre Slavenvölker gegen die Slaven des Balkans marschieren zu lassen. Die letzte Entscheidung über Krieg oder Frieden haben heutzutage die Börsen und Bankhäuser. Da werden Gewinn- und Verlustchancen — nicht nach Menschen- sondern nach Geldwerten — berechnet, und verspricht nach der Kalkulation der Krieg für die Millionäre ein Geschäft zu werden, dann wird zur Attacke geblasen, dann werden hunderttausende kleinere wirtschaftliche Existenzen vernichtet und hunderttausend kräftige junge leistungsfähige Männer hingeschlachtet — für die Ehre des Vaterlandes.

Geht es aber los, das wissen wir alle, dann wird es ein Weltkrieg, wie er fürchterlicher noch niemals gebrannt hat. Denn Oesterreich hat nicht gegen die Serben zu kämpfen, sondern gegen die Russen. Für Deutschland und Frankreich werden die Bündnispflichten akut, und weil ein paar Wiener Bankiers den Serben ihren "Korridor" zum Meer, den Sandschak-Novibazar nicht glauben gönnen zu dürfen, werden in ganz Europa, in Westen und Osten, alle Ungeheuer der Kriegswissenschaft lebendig, namenloses Elend erfaßt alle Völker, Leben und Werte werden zerstört, Familien, Dörfer, Städte und Provinzen gesprengt und Kultur und Gesittung, wo sich ihre knospenden An-

Dann nämlich wird der Kampf dieser Nationen nicht mehr lagen finden mögen, enturzelt und ausgerodet.

Vielleicht ist — wenn diese Hefte ausgegeben werden — der Brand schon ausgebrochen; vielleicht hat sich das Gewitter, dessen Blitze den Horizont in dieser Stunde schreckhaft verzerren, inzwischen verzogen. Ist das erste der Fall, marschiert unsere kräftigste Mannschaft schon um eines Nichts willen in den Tod, dann bedarf es keiner zornigen und warnenden Worte mehr, dann agitiert die scheußliche Kriegsbestie unter der sterbenden Jugend wirksamer für den Völkerfrieden, als alle revolutionäre Sehnsucht es je vermöchte. Ist es aber noch Zeit, hat die gesegnete Angst der Länder voreinander, und die dreimal gesegnete Angst mancher Regierungen vor Insurrektion und Revolution das Schreckliche verhindert, dann mag unser geistiges Volk und allen voran unser junges Volk erinnert werden, daß es not tut, den von Börsen und Regierungen drohenden Gefahren den Willen zu einer neuen Kultur entgegenzustellen. Der Weg zu neuer Kultur führt über Zorn und Leidenschaft. Ihre Bedingung ist Freiheit von den Traditionen und Konventionen der Eltern, Verachtung der Schulideale, Haß gegen Knechtung und Krieg und Wille zum Schönen, Wesentlichen und Wahren.

Münchener Theater.

Die Entwicklung des Lustspielhauses vom Grossen Wurstl zu den Münchner Kammerspielen ist vollendet. Warum einem Theater, das in zweijähriger Wirksamkeit ausser Tschechows „Möve“, Strindbergs „Vater“ und Heinrich Manns „Unschuldige“ doch eigentlich keine Leistung gezeigt hat, die einige seelische Erschütterung bewirken konnte, der anspruchslose Name Lustspielhaus nicht genügte, ist schwer einzusehen. Aber meinerwegen auch Münchner Kammerspiele. Man durfte neugierig sein, mit welchem Werk Herr Dr. Robert die neue Würde seines Hauses zuerst dokumentieren werde. Der Weihrauch, der dem Lustspielhaus bisher überreichlich gesendet wurde, wird jetzt mit dem feierlichen Namen des Theaters ausdrücklich verlangt, und die Direktion wird sich bewusst gewesen sein, dass sie infolgedessen eine Kritik von höheren Ansprüchen herausfordere, als sie einstmals dem Grossen Wurstl zukamen. Die

Wahl des ersten Stückes ward offenbar vom Zeitgeschmack entscheidend mitbestimmt: sie fiel auf „Das Leben des Menschen“, ein Spiel in fünf Bildern von Leonid Andrejew.

Das Werk des Russen ist ein Mysterium. Ich gestehe, dass ich den Verdacht nicht loswerden kann, diese Eigenschaft habe dem Stück zur Annahme in den Kammerspielen verholfen. Mysterienspiele entsprechen anscheinend zur Zeit einem Publikumsbedürfnis. Ich möchte mit dem Bekenntnis nicht hinterm Berge halten, dass ich im Theater wesentlich andere Bedürfnisse befriedigt zu sehen wünsche. Wir sind mit Mysterien nachgerade überfüttert. Von den Oberammergauer und Erlter Passionspielen ganz abgesehen: zuerst kam das immer noch naive und infolge seiner brillanten Inszenierung und seiner Singularität recht interessante alte Spiel von Jedermann. Dann kungeltem vom aller Herren Länder die Reinhardtschen Erfolge mit Vollmöllers „Mirakel“ herüber. Uns Münchnern ist dieses Opus ja bis jetzt freundlich vorenthalten geblieben, aber wir wissen genug, wenn wir der Begeisterung des Wiener Eucharisten-Kongresses gedenken, dessen Geschmack anscheinend ausgezeichnet entsprochen war. Uns Münchnern hingegen allem war der schandhafte Prinz beschieden — und nun auch noch das Unglück in der Augustenstrasse. Wir haben genug. Wir danken bestens. Wir wollen im Theater Dramen sehen, keine Allegorien.

Ein Drama charakterisiert sich dadurch, dass in ihm Typisches am Einzelfall dargestellt wird. Die — von Andrejew geübte — Personifizierung des Typus ist undramatisch und darüber hinaus unkünstlerisch. Da tritt der Mensch auf — schlechtweg der Mensch. Kein Individuum etwa, kein Besonderer, kein von einem einzelnen Schicksal aus der Masse gestellter Mensch, — nein: der Mensch, als naturgeschichtliche Spezies, wie der Hund, die Schlange, das Gürteltier. Und um ihn herum seine Gattin, seine Freunde, seine Feinde, seine Gäste, und noch etliche Abstrakta in menschlicher Gewandung: nämlich die alten Frauen, die Parzen ähnlich, seine Geburt und seinen Tod begreifen und den Klatsch, das Unglück, den Neid und alle bösen Dinge versinnbildlichen. Und dann ist da ein Jemand in Grau. Der spricht zuerst einen Prolog, in dem erzählt wird, was wir auch vorher wussten, dass der Mensch geboren wird, dass es ihm manchmal gut geht und manchmal schlecht, und dass er am Ende seiner Tage stirbt. Dieser Werdegang wird nachher in fünf Bühnenbildern im Einzelnen vorgeführt, und der Jemand in Grau steht die ganze Zeit dabei und hat zum Zeichen, dass das Leben zum Schluss hin immer kürzer wird, eine brennende Kerze in der Hand, die bei der Geburt des Menschen mordslang ist, dann von Akt zu Akt weiter herunterbrennt, bis in dem Moment, wo der Mensch — natürlich in einer Budike unter lauter Besoffenen und selbst total heruntergekommen -

endlich stirbt, der Jemand in Grau den kleinen Kerzenstummel zu aller Befriedigung auspustet. Ich kann wohl sagen, eine banalere Symbolisierung des menschlichen Lebens ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Das Publikum sass natürlich in tiefer Ergriffenheit dabei: Es war doch so poetisch!

Im Besonderen bietet das Stück nicht viel mehr Erfreuliches als im Gesamten. Dass gleich zu Anfang der Zuschauer Ohlrenzeuge einer Geburt sein muss, ist doch zum mindesten geschmacklos. Wärs wenigstens rasch erledigt, aber man bekommt die Meinung, dass hinter der Kulisse mindestens Drillinge aus Licht wollen. Das Schreien des kreissenden Weibes hört garnicht auf und wird immer ärger. Man ist wahrhaft froh, wenn der Jemand in Grau mit der lebenslänglichen Stearinkerze erscheint und mitteilt, was man sich schon gedacht hat: dass der Mensch endlich geboren sei. Die Trivialität des Vaters des Menschen und seiner Verwandten zeichnet Andrejew naturgemäss am besten.

Das zweite Bild heisst „Liebe und Armut“. Der Mensch ist jungverheiratet und hat mit seiner Frau nichts zu essen. Aber man liebt sich und ist glücklich, auch stecken die guten Nachbarn gelegentlich ein Stück Brot ins Zimmer. Ausserdem ist der Mensch ja Künstler und Architekt (der tiefer Schauende erkennt auch hier des Dichters feine symbolische Absicht), da wirds schon werden Und richtig: der Mensch ist nicht zu Hause und seine Frau schläft. Da erhebt der Jemand in Grau seine Stimme und erzählt, dass der Mensch jetzt einen Bauauftrag kriegt, und dass nun alle Not aufhören wird Immerhin auch eine Art, wie sich Herr Andrejew hier mit einer Schwierigkeit der dramatischen Gestaltung abfindet.

„Reichtum; Ball beim Manschen“. Es ist furchtbar vornehm bei Menschens geworden. Eine Pracht geradezu. Die Gäste sitzen herum und bewundern den Reichtum Die Freunde freuen sich und die Feinde stecken die Köpfe zusammen. Ja, so gehts zu.

Im vierten Bild ist man aber schon wieder im Unglück. Man ist alt und tauscht Reminiszenzen aus. Man hat aber auch Hoffnungen und ein Kind. Das stirbt und wir fürchten für den Menschen das Aergste.

In jener schon erwähnten Budike ereilt ihn. Denn so pflegt es ja im Menschenleben herzuzugehen, dass man schliesslich im Rinnstein verreckt. Der Vorhang fällt, das Publikum ist beglückt und geht in schwermütigen Betrachtungen über die Lehren des tiefen Werks heim.

Ich leugne nicht länger, dass ich das Stück zum Speien finde und dass ich das Publikum im Verdacht habe, mit seinem Applaus die gelinde Gêne zu verbergen, dass es ein Werk des grossen Russen Andrejew nicht genial finde. Man hat nämlich noch in Erinnerung,

dass sein Landsmann Tschchow wirklich ein überragender Geist war. — Möglich auch, dass der Beifall der Regie gegolten hat. Mir persönlich war das Werk selbst so peinlich, dass mir auch die glänzendste Regie nicht über sehr unangenehme Empfindungen hinweggeholfen hätte. Ich finde aber auch, dass die Regieleistung des Herrn Dr. Robert zu Ekstasen der Begeisterung keinen Anlass bietet. Schön war nur das dritte Bild Die Marionetten der beglückten Gäste waren komisch und wirksam gesteuert und dirigiert. Auch bot dieses Bild die erquickende Abwechslung, dass man die Bühne übersehen konnte. Dass man den grössten Teil des ersten Bildes und das ganze fünfte Bild hindurch vor vollständig dunkler Szene sitzen musste, verdreifachte die Qual des Abends, für die ich übrigens den Direktor der Kammerspiele nicht allzuschärf angreifen möchte. Er hätte nur dem vermeintlichen Zeitgeschmack, nicht bis zu der Verirrung dieser mystischen Banalität nachgeben sollen. — Leber die Darstellung ist nicht viel zu bemerken. Herr Rene sprach als Jemand in Grau eindrucksvoll und gut. Leider versagte der Darsteller des Menschen, der eigens von auswärts verschrieben war, durchaus. Die Rolle hätte aus dem ständigen Personal des Theaters sicher besser besetzt werden können. Für einen Fehler halte ich es auch, dass Frau Roland die Frau des Menschen spielte. Ihre Art ist zu hart und zu schroff für eine Rolle, als deren vollendete Gestalterin man sich etwa Lucie Höflich vorstellen kann. Unter den Nebenrollen mögen die Herren Schwaiger und Kaiser, sowie Frl. Lorm lobend hervorgehoben werden.

Das Schauspielhaus brachte ein Schauspiel des Dänen Henri Nathansen heraus: „Hinter Mauern“. Die ersten beiden Akte hindurch empfängt man den Eindruck, dass sich hier ein ganz feiner differenzierter Dichter offenbare, einer, der mit grosser Liebe das Milieu seines Werks studiert hat und es versteht, den Zuschauer in diesem Milieu sogleich heimisch zu machen. Das Problem verrät sich sogleich: Die Revolution der aufgeklärten Jugend gegen das konservative Alter, dargestellt in einer jüdischen Familie. Esther Levin hat sich mit dem jungen Privatdozenten Dr. Herming verlobt, und der Konflikt besteht nun nicht nur darin, dass die orthodoxen jüdischen Eltern schon im Prinzip der Verbindung mit einem Christen widerstreben, sondern verschärft darin, dass Hennings Vater von Jugend auf der intimste Feind des Vaters Levin ist. Da gibt es nun sehr reizvolle Szenen: wie die Familie Levin am Freitag abend um den gemeinsamen Tisch versammelt ist, wie: Esther zu spät von der Vorlesung (rede Verlobung) kommt, wie sie der Mutter beichtet, wie — die schönste und poetischste Szene des Stückes — Frau Sara Levin ihren Gatten zugunsten der Tochter bearbeitet. Dann die Einführung des blonden Bräutigams in die Familie und das Verhalten

der unterschiedlichen Brüder Esthers, — alles sehr klug beobachtet und mit viel Liebe und Geschick gestaltet. — Aber dam kommt die grosse Pause, und danach der dritte und vierte Akt. Jetzt soll die dramatische Handlung losgehen, und jetzt wird's Kientopp. Die Verlobungsfeier im Hause des Staatsrats Herming, die Auseinandersetzung über die kirchliche Trauung, über die Religionszugehörigkeit der eventuellen Kinder — und daraus entsteht dann der Krach. Der alte Zorn überkommt die Väter wieder. Herr Levin donnert dem Feinde ein „Schuft!“ entgegen, das auch von Bataille sein könnte, und Verlasst in grosser Pose mit seiner Frau das Haus Hermings. Esther hört die Stimme des Blutes und die Zusammengehörigkeit mit ihresgleichen und löst Knall und Fall die Verlobung. Aber der Edelmut des jungen Herming führt alles noch zum glücklichen Ende. Er sieht ein, wie recht die Gegenpartei hat und liebt Esther von Stund an nur umso heisser. — Schade drum. In dem Augenblick, wo Nathansen sich besinnt, dass es nicht bis zum Schiusa mit Milieuschilderung abgehen kann, verlässt ihn jeder Geschmack und jede Psychologie. Da Vater Levin schon die Ehe seiner Tochter mit einem Christen und noch dazu mit dem Sonn seines antisemitischen Feindes zugegeben hat, leuchtet die Verzweiflung darüber, dass seine Enkel getauft werden sollen, nicht mehr ein Der rührselige Ausgang verdirbt dann auch noch den immerhin möglichen dramatischen Schluss, dass auf beiden Seiten die Einsicht aufbebt: Der seelischen Hemmnisse sind auf beiden Seiten zu viele — und die liebenden jungen Menschen müssen eben daran zerbrechen.

Die Aufführung war eine der befriedigendsten, die Direktor Stollberg seit langem zuwege gebracht hat. Die Stimmung in der jüdischen Familie wurde ausgezeichnet getroffen, und die Darsteller standen alle am rechten Platz. Carl Friedrich Pepler gab dem alten Levin viel Wärme und glaubhaftes Leben, an seiner Seite die wundervolle Frau Gliimer entzückte wieder mit jedem Wort und mit jeder Geste, und besonderer Erwähnung wert ist ausserdem Frau Fritz Schaffer, in der die Esther ganz vorzüglich verkörpert war. Hier liegen wohl die besten Möglichkeiten dieser Schauspielerin: in der Gestaltung herber trotziger Mädchencharaktere. Ich erinnere mich, schon mehrfach in ähnlichen Rollen jene leichte Verbissenheit malträtiertes Gemütes sehr ausdrucksvoll von ihr dargestellt gesehen zu haben. — So in Halbes „Mutter Erde“, — doch kaum je hat mir Frau Schaffer besser gefallen als in Nathansens Schauspiel¹⁾

¹⁾ Platzmangel zwingt mich, mein Urteil über die letzten Premieren des Residenztheaters „Magdalena“ und „Belinde“ einen Monat zurückzustellen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Sehr luxuriös ist nun, dass sich nicht nur über der Breitseite des Tisches, sondern auch über seinen beiden Schmalseiten je ein Fenster bis zur Decke erhebt, so zwar, dass die Seitenfenster noch etwas schmaler sind, als der Tisch. Meine Zelle liegt nämlich, wie der Inspektor mir schon verraten hatte, im Erker, und ich kann, wenn ich morgens über den Hof marschiere, um „frische Luft“ zu mir zu nehmen, stolz erkennen, welches Fenster meine Zelle bezeichnet. Uebrigens sind die Scheiben meines Fensters auch nicht von Eisenstangen durchschnitten, sondern haben ein richtiges hölzernes Fensterkreuz, das sich zwar leider nicht öffnen lässt, aber doch immerhin ganz hübsch aussieht. Leider ist das Glas hier so wenig durchsichtig wie in Nr. 42. Nur eben angedeutet sieht man hinter den gerillten Scheiben des Breitfensters wie der Seitenfenster ein festes eisernes Aussengitter. — Der Stuhl, auf dem ich sitze, hat eine Lehne, und alles übrige ist so beschaffen wie in Nr. 42 auch. Nur hängt am „Spind“ ausser den übrigen Anweisungen noch ein „Alkohol-Merkgesteuert werden soll. Und das fromme Plakat, das jede Zelle schmückt, trägt hier auf der einen Seite die Inschrift: „Gott will, dass sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und bete. Hesekiel 33, 11a; auf der anderen Seite, die ich mir nach aussen gehängt habe: „Erkenne deine Missetat, das du wider den Herrn deinen Gott gesündigt hast. Jerem. 3, 13.“ Ich hege einigen Zweifel, ob schon einmal ein Sünder durch das wochenlange Betrachten solcher aus dem Zusammenhang gerissener Sätze von seiner Sündhaftigkeit kuriert worden sei. Will man schon erziehlich wirken, indem man wenig gebildeten Menschen Sprüche biblischer oder sonstiger Weisheit in die Gefängniszelle hängt, so sollte man doch zu allererst darauf achten, dass etwa das Wort „dass“ nach „Erkenne“ mit ss zu schreiben ist, und dass „deinen Gott“ als nähere Definition zu „den Herrn“ in Kommata gesetzt werden muss. Ich lebe der Ueberzeugung, dass ein orthographischer Fehler, der sich dem Gehirn eines minder differenzierten Menschen einprägt, mehr Schaden bewirken kann, als ein auswendig gelerntes Bibelwort Nutzen.

Mit diesem pädagogischen Bekenntnis will ich den Bericht über jenen denkwürdigen Mittwoch abschliessen, der im weiteren Verlaufe nichts Bemerkenswerthes mehr bot, und die Feder bis morgen aus der Hand legen. Ein wenig nachgeholt habe ich heute jedenfalls und vielleicht kann ich in zwei, drei Tagen schon immer über das je-

weilig Aktuelle berichten. — Der heutige Sonntag ging leider dahin, ohne Aufschluss über den Verbleib meines Notizbuches zu bringen.

Montag, den 8. November 1909.

Beim Genuss der vortrefflichen Zigarren und gelockt von dem angenehmen hellen Licht, dem bequemen Stuhl (im Gefängnis ist schon ein einfacher Küchenstuhl so bequem wie im Salon ein Klubsessel) und dem grossen Tisch, hatte ich mich am Mittwoch noch an die Ausführung eines literarischen Essays gemacht, mit dem ich schon lange umgehe . . . Es handelt sich um eine Charakteristik Frank Wedekinds als Schauspieler. Den ganzen Juli hindurch war Frank Wedekind Herr des Münchener Schauspielhauses und spielte nacheinander den Nikolo in „So ist das Leben“, den Schön im „Erdgeist“, den Hetmann in „Hidalla“, den Gesanglehrer in „Musik“, den Burridan in „Zensur“, den „Marquis von Keith“ und den „Kammersänger“. Ich habe alle die Leistungen gesehen . . . und sehr starke Eindrücke empfangen, die niederzulegen mir viel Freude machen wird . . . Weit kam ich allerdings nicht mit dem Artikel — nicht über die Einleitung hinaus. Denn die intensive Beschäftigung mit dem Buch des Dänen Madelung, der ich mich vorher hingegeben hatte, drängte nach Erledigung dieser Lektüre. „Jagd auf Tiere und Menschen“ ist ein gutes, kräftiges Buch, von einem klugen Menschen geschrieben, der zugleich robuste und gepflegte Nerven und ein klares Auge hat. Madelung ist ein brillanter Schilderer der Gegenden, die er bereist, der Menschen, die er kennen lernt, der Zustände, die er antrifft. Störend wirkten auf mich die lyrischen Abschweifungen in manchen seiner Berichte, besonders in der Geschichte „Tops“. Zwar findet Madelung immer gute dichterische Bilder, die im einzelnen genommen vor der strengsten Kritik bestehen, aber seine Lyrismen sind mir zu klug, zu literarisch, zu gewollt. Ich glaube es einfach diesem Kraftmenschen nicht, dass ihm etwa das Spiel der Sonnenstrahlen in abgefallenem Laub neben der Beobachtung, die schon sehr viel ist, noch Vergleiche abnötigt. Ich habe das Buch schon abgegeben und kann daher das, was ich meine, nicht an Beispielen belegen. Jedenfalls gilt es mir da am meisten, wo er einfach in festen Strichen zeichnet, was er sieht, beschreibt, was er weiss. Die schmucklosesten Kapitel des Buches sind die stärksten: „Terror“ und „Progrom“, — und daneben die Schilderung der Landstrasse und der Marsch nach Besowo im Eingang des Buches, das im ganzen als eine überaus wertvolle Quelle zum Studium russischer Volkheit und russischer

) Mein Aufsatz „Der Schauspieler Wedekind“ erschien erst im Anschluss an das Wedekind-Gastspiel im Jahre 1910 in der „Schaubühne“. Ich benutzte ihn hier bei der Beurteilung des Gastspiels im Jahre 1911. (Vgl. „Kain“ I, 5, S. 75.)

Zustände Beachtung verdient und technisch zweifellos einen Dichter verrät. (Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Gerhart Hauptmann. Es geziemt sich, des Mannes, der unter allen lebenden deutschen Dichtern mit seinen Werken die stärksten Wirkungen ausgeübt hat, an seinem fünfzigsten Geburtstage ehrend zu gedenken. Es wäre zum Glück verfrüht, den Dank für Gerhart Hauptmanns Schaffen in die Form einer literaturkritischen Uebersicht zu kleiden. Denn mit seinen jüngsten Werken „Die Ratten“ und dem tiefen Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ hat Hauptmann sehr deutlich gezeigt, dass er noch lange kein abgeschlossenes Lebenswerk hinter sich hat, und dass wir seinen Geburtstag als Tag der Hoffnung auf weitere Köstlichkeiten feiern dürfen. Wer sich ein persönliches Fest aus dem Gedenktage machen will, der nehme sich Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“ vor oder „Rose Bernd“ oder „Michael Kramer“ oder „Der Biberpelz“ — und der ehrliche Glückwunsch für des Dichters Leben und langwährende Dichterkraft wird ihm von selbst aus dem Herzen steigen

Wenn der bayerische Löwe brüllt. Jede Stunde dieser aufgeregten Tage kann die Mobilisierung des Heeres bringen. Jeden Moment muss jede Familie bereit sein, Vater, Sohn, Bruder oder Freund zu entlassen und auf Leben oder Tod in den Krieg ziehen zu sehn. Zum Besten des Volkes natürlich. Aber das Volk hat keine Ahnung, wann sich das Schicksal und in welcher Form zu seinem Besten wenden wird. Das knobeln die europäischen Regierungen unter sich aus. Zwar fordern die Demokraten aller Schattierungen, dass in Fällen ernster Verwicklungen das Parlament einzuberufen und um seinen Rat zu befragen sei. Aber wer Augen hat und Ohren, weiss, dass das Volk in parlamentarisch regierten Ländern genau so wenig über seine intimsten Angelegenheiten erfährt, wie bei uns. Das bringt die Institution der Regierungen selbst mit sich, das System des Staats also, in dem es ganz gleichgültig ist, ob das Volk mit seiner eignen Initiative zugunsten eines erwählten oder zugunsten eines ernannten „Cabinets“ abgedankt hat. — Das Volk aber verbringt diesseits und jenseits der Landesgrenzen die Zeit, in der seine Existenz auf dem Spiel unterschiedlich befähigter Diplomaten steht, mit Rätselraten. Es lauert auf Anzeichen, auf Symptome, auf Indiskretionen subalternen Eingeweihter und schnuppert in der Luft, ob er nicht am Geruch erraten kann, was für eine Suppe ihm in jenen Dunkelkammern gekocht wird.

Jetzt hat der bayerische Küchenchef auch mal mit seinem Löffel in der Terrine gerührt, und es sind Aufruhrblasen und Kriegsdünste aufgestiegen. Ausgerechnet jetzt, wo alle Welt in äusserster Spannung der Entwicklung der Ereignisse entgegensieht, glaubte das wahrhaft genial inspirierte Ministerium Hertling eine Lücke der Gesetzgebung mit der beschleunigten Einführung eines

Standrechtsgesetzes ausfüllen zu müssen. Ganz zum Schluss der Landtagssession und mit einer Eile, als ob der bayerische Löwe schon los sei. Die Zeitungen waren offenbar von oben her instruiert worden, dass sie aus der Geschichte keine Schreckensaktion machen sollten. Denn sie brachten die Nachricht, als ob sich's um eine Vorlage handle, die die Abänderung der blanken Knöpfe an den Uniformen der Parlamentsdiener beträfe. Ist es aber wahr, was die officiösen Herren versichern, dass dies Gesetz gar keinen Zusammenhang mit der gegenwärtigen politischen Situation habe, dann muss ihnen doch gesagt werden, dass der Zeitpunkt, den sie zu seiner Einbringung gewählt haben, mal wieder die ganze Tiefe bayerischer Regierungsweisheit verrät. Die Nervosität der Bevölkerung in diesem Augenblick dermassen ungeschickt zu steigern, heisst doch gradezu, einem schlaflosen Neurastheniker Wanzen in' Bett stecken.

Das Gesetz selbst? Ein freundliches Gemälde: wie wir leben werden, wenn die Barone Hertling und v. A Heydte Diktatoren sind. Ein Sachverständiger hat mir neulich vorgerechnet, dass die Füsilierung eines Delinquenten etwa 60 Pfennige an Patronen kostet. Da das Gesetz der christlichsten aller Regierungen die à tempo zu vollstreckende Todesstrafe weitaus häufiger vorsieht als das im übrigen Deutschland geltende Standrecht, wird sich bei Ausbruch einer Revolution oder eines Kriegs Bayern wenigstens einer sparsamen Justiz rühmen dürfen.

Lieb Vaterland. Die höchste Tugend eines edlen Mannes ist bekanntlich die Vaterlandsliebe. Wie weit das Vaterland zu lieben ist, ergibt sich ohne Schwierigkeit aus einem Blick auf die politische Landkarte. Seit der Einigung des Deutschen Reichs hat der Mecklenburger das Schwabenland, der Schlesier Schleswig-Holstein, der Sachse Ostpreussen und der Niederbayer Hinterpommern als sein Vaterland inbrünstig zu lieben. Bei Grenzverschiebungen weiss der Patriot, was er zu tun hat: er wird sogleich seine Vaterlandsliebe den neuen politischen Verhältnissen loyal anpassen. Sollte einmal wieder ein Napoleon ins Land kommen und das halbe Deutschland seinem Reiche beifügen, dann ist es ein billiges Verlangen, wenn die deutschen Patrioten nunmehr aufgefordert werden, ihre Vaterlandsliebe fortan nach Frankreich zu dirigieren. Das muss doch eine Kleinigkeit sein, und wems schwer fällt, dem wird schon nachgeholfen werden. Haben wir Deutschen nicht selbst gezeigt, wie man nachhilft? Wo gäbe es in Elsass-Lothringen noch Leute, die Frankreich als ihr Vaterland liebten? Nord-Schleswig weiss kaum mehr, wo Dänemark liegt, und die Polen gar haben sich in feiner Weise den Preussen assimiliert, dass sie ihren Besitz an Grund und Boden nur noch an deutsche Ansiedler verkaufen. Die preussische Regierung kommt ihnen dabei erdenklich weit entgegen. Fällt es einem Polen garzu schwer, sich von seinem Besitz zu trennen, dann greift wohlthätig das Gesetz ein, und der Staat führt mit väterlicher Hand das Grundstück in das Eigentum eines preussischen Eingebornen über. Viermal ist die Operation nun vollzogen (einmal bei einer polnischen Witwe) und die preussische Vaterlandsliebe ist den Enteigneten dadurch schon soweit in Leib und Seele eingedrungen, dass sie ihnen nachgerade aus allen Poren schwitzt. Ihre polnische

Sprache, ihre Sitten und ihre Kultur wird man ihnen mit Gottes Hilfe auch bald abgewöhnt haben. Auf diese Weise sorgt Preussen auf das Zuverlässigste für eine zufriedene und wahrhaft glückliche und patriotische Bevölkerung in jenen Grenzländern, der jedes revolutionäre Trachten naturgemäss für alle Zeiten weltenfern bleiben muss. Wo heutzutage ein paar Polen sich noch auf ihrem ehemaligen Boden zusammenfinden, singen sie, wie ich erfahre, mit treudeutscher Begeisterung das Lied: Das Vaterland muss grösser sein!

Schlechte Manieren. In einer nordeutschen Provinzzeitung entäussert sich ein anonymes Schmock eines schmalzigen Följetongs über den Künstlerstammtisch in einem Münchener Weinlokal. Der nordeutsche Provinzonkel erfährt daraus, dass sich manche Leute, deren Namen er schon mal gelesen hat, manchmal zu einem Glase Wein zusammenfinden, und dass man den Abfasser des Följetongs aus diesem Kreise nicht hinausgeschmissen hat. Schmockchen stolpert über eine Unbequemlichkeit. Zu der Stammtischrunde gehört ein Mensch, der die Schmöcke gern Schmöcke nennt, und der den Provinzonkeln in Nord und Süd deshalb von allen Schmücken gern in der Aufmachung einer missratenen Kreatur serviert wird. Nachdem sich Herr Inkognito mit allen Berühmtheiten des Tisches aufs Leutseligste angebiedert hat, rückt er mit dem Geständnis heraus, dass an dem Tisch auch der „Edelanarchist“ Erich Mühsam verkehrt. (Falls Schmockchen diese Zeilen lesen sollte, sei ihm mitgeteilt, dass ich die Gepflogenheiten der Leute, die ihre Begegnungen mit Anarchisten dadurch beschönigen wollen, dass sie uns mit einer schmockigen Vorsilbe versehen und in Anführungsstriche setzen, hier schon mehrfach als trottelhafte Unverschämtheit gekenn, zeichnet habe.) Wenn auch blos "Edelanarchist", — der Provinzonkel könnte doch Anstoss an Schmocks Verkehr mit solchem Kerl nehmen, der deshalb beschimpft sei. Das Följetong stellt also fest, dass ich einen wilden Bart und schlechte Manieren habe. Dass Schmockchen meine Witze erträglicher als meine Ansichten findet, will ich ihm zugute halten. Das Gehirn fast aller Säugetiere ist so eingerichtet, dass es nur auf das reagiert, was es allenfalls zu begreifen vermag. — Bleiben meine schlechten Manieren. Obgleich ich mir nicht bewusst bin, je mit dem Messer in den Zähnen gestochert oder meine Beine auf den Esstisch gelegt zu haben, bin ich natürlich nicht zur Beurteilung meines eignen Benehmens kompetent. Aber was für ein Zeugnis stellt das Männchen mit dem wahrscheinlich prächtig frisierten Bart all den berühmten Männern aus, mit denen es eben noch so herzlich befreundet war. Es beschuldigt sie vor allen Provinzonkeln, dass sie den Verkehr mit einem Menschen nicht abbrechen, der sich bei Tisch unmanierlich aufführt. Es ist zu hoffen, dass wenigstens Herr Inkognito in Zukunft den Verkehr mit so wenig empfindlichen Menschen meiden wird.

Wir aber haben aus dem Följetong gelernt, was gute Manieren sind: sich in den privaten Kreis von Leuten, die sich gegenseitig etwas zu sagen wissen, hineinzudrängen, sich mit freundlichem Händedruck deren Vertrauen bestätigen zu lassen, ihre Gespräche zu schinden und sich dann auf den Hintern zu setzen, um sie in ihrem privaten Tun den Provinzonkeln auszuliefern. Dass das anonym geschieht, und dass einer aus der Runde dabei verhöhnt und beschimpft wird, zeugt von geradezu herrschaftlichen Manieren. — Wir Wilden sind doch bessere Menschen.

===== Vom =====
Gedichtbände

„Der Krater“

von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

=====
Preis 2 Mark.
=====

Erschienen;

Kain-Kalender

für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

=====
Preis 1 Mark.
=====

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

~ ERICH MÜHSAM. ~

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43

::

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis 1

Erste Referenzen!

Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg.

Seit August 1911 erscheint:

SATURN

Eine Monatsschrift für Beüetristik, Kritik, Satire, Lyrik und Schwarz-Weiss-Kunst, herausgegeben von Hermann Meister und Herbert Grossberger.

Von den Mitarbeitern seien u. a. genannt:

Oskar Baum, Ernst Blass, Max Dauthendey, Albert Ehrenstein, Johannes von Guenther, Otto Hinnerk, Rudolf Kurtz, Heinrich Lautensack, Otto Stoessl, Felix Stössinger, Emile Verhaeren, Paul Zech.

Von Urteilen führen wir an:

„Auf die unabhängige Zeitschrift sei mit Nachdruck hingewiesen.“
Prager Tagblatt.

„Eine Zeitschrift von Individualisten für Individualisten“.

Der Tagesbote, Brünn.

„Eine Zeitschrift, die in dem Gewimmel der Revuen einen besonderen Platz verdient“.

Hildesheimer Allg. Zeitung.

Jedes Heft umfasst ungefähr 2 Bogen und enthält 2 Bildbeigaben, darunter meistens Originale wie Lithographien, Kupferstiche, Schnitte. Der Mindestabonnementspreis (für 6 Hefte) beträgt Mk. 3.—, Einzelhefte kosten 60 Pfg. Das Abonnement vermittelt ohne Portoberechnung der Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg, sowie jede gutgeführte Buchhandlung.

Gratisprobehefte werden nicht abgegeben, dagegen sind gegen Einsendung von Mk. 1.— zur Orientierung 3 Hefte nur direkt vom Verlag erhältlich.

Jahrgang II.

No. 9.

Dezember 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: „Franziska.“

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Die Schaubühne

Herausgeber:
Siegfried Jacobsohn.

Stimmen der Presse:

Die Zukunft. Die Schaubühne ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten, redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Dresdener Anzeiger. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muss nachdrücklich betont werden, dass wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der Schaubühne an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. In jahrelanger aufmerksamster Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringlichen Kritik wird die Schaubühne mit Genuss und reichlichem Nutzen lesen.

Hannoverscher Courier. Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eins eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten, es sind nämlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

Mannheimer Generalanzeiger: Die Schaubühne ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

Neue Züricher Zeitung. Die Schaubühne ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

Leipziger Tageblatt. Die Schaubühne verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater- und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pfg.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko.

Verlag der Schaubühne CHARLOTTENBURG
∴ Dernburgstrasse 25. ∴

Jahrgang II.
No. 9.

München,
Dezember 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Franziska.

Den Menschen unserer Tage ist die Fähigkeit abhanden gekommen, anzuerkennen, sich ergreifen, hinreißen, mitnehmen zu lassen von einer Welle freudiger Begeisterung, mit dem Mund jauchzend zu bejahen, wenn das Herz ja sagt. Eine Sucht, zu kritisieren, à tout prix sein Lob einzuschränken, um nur ja skeptischen Gemütern keinen Anlass zum Spott zu geben, ein ängstliches Suchen nach Schwächen im Starken, nach Flecken im Glanz zeichnet diese Zeit aus, die glaubt eminent kritisch zu sein und in Wahrheit eminent faul ist. Wir haben ja die grossen Werke aus dem Altertum, aus der Renaissance, aus der Goethezeit. Wir sind viel zu bequem geworden, den Werken unserer Zeitgenossen Werte beizumessen, die neue Einstellungen unseres Geistes bewirken müssten. Wir knieen gebeugt vor den alten Tafeln, um uns nicht blenden zu lassen vom Lichte, das aus jungen Himmeln bricht.

Reaktion und Revolution — die beiden Strömungen hat es zu allen Zeiten, auch im geistigen Leben gegeben. Erst in der jüngsten Gegenwart hat alle Revolution abge-

dankt, und die Angst vor der Blamage eines Fehlurteils ist an ihre Stelle getreten. Darin gleicht unsere Zeit der des jungen Deutschland, wo Börne, Gutzkow und Konsorten die goldnen Schalen der Romantik zertrümmerten, nachdrängendem schaffendem Geiste aber keine Gefässe zu bereiten wussten. Nur gärt heute viel mehr brodelnder Stoff im Geiste als damals. Aber er findet die gierigen Seelen nicht, die aufnehmen, feiern, sich berauschen mögen. Darum ist heutzutage der Künstler, der kein Epigone ist, ein Einsamer. Darum musste Stefan George in esoterische Zirkel flüchten, weil er sich nur dort sicher wusste vordem nörgelnden senilen Analysieren derer, die für Synthetisches kein Organ haben. Lest doch das herrliche „Zeitgedicht“, mit dem George seinen „Siebenten Ring“ eröffnet, und erkennt, wie auch er lieber Dichter eines Volkes sein möchte, als in weihrauchvollen Logen der Meister vom Stuhl.

Wo ist die Jugend geblieben, die noch vor zwanzig Jahren den Weg der Naturalisten mit jubelndem Zuruf säumte? Von den Studenten nicht zu reden, die, von Herweghs und Freiligraths Liedern getragen, ihr Blut für Bürgerideale aufs Pflaster gössen. Heute sitzen sie mit myopischem Blinzeln und verkniffenen Lippen in philologischen Seminaren und extrahieren aus strömenden Dichterworten grammatikalische Finessen. Was unserer Jugend fehlt und bitter nottut, ist das Pathos der Begeisterung!

Widerwillig und störrisch wie ein geprügelter Esel bequemt sich der Nachwuchs zur Anerkennung immer erst dann, wenn Jahre des Hohns und der Anfeindung ein Werk nicht umzubringen vermochten. Da dünkt man sich wer weiss wie vorgeschritten, wenn man einen Dichter vom Wuchse Frank Wedekinds heute nicht mehr bewitzelt und als literarische Kuriosität bewertet, sondern zugibt, dass „Frühlingserwachen“, „Erdgeist“, „Marquis von Keith“, „Hidalla“ immerhin bedeutsame Arbeiten sind. Wobei denn das bedauernde Achselzucken

nicht ausbleibt, dass es seitdem leider bergab ging mit Wedekinds Schaffen, und dass der Dichter sich zusehends mehr in einer verbohrtten Sonderlingsmanier gefällt.

Was für Urteile habe ich nicht über sein neuestes Werk gehört: über das „moderne Mysterium“ Franziska! Von Leuten, die nicht immer Dummheiten reden, von Leuten, die — hier will ich einmal prophezeien — in zehn Jahren vor Wedekinds künftigen Schöpfungen ausgerufen werden: Ja, als er die Franziska schrieb, da war er noch ein ganz anderer, ein grosser Kerl! Konstruiert und unlebendig soll das Drama sein, hergesucht und obendrein unverständlich. Für die Bühnenaufführung aber in jeder Hinsicht ganz unmöglich.

Lasst's euch Wohlsein bei eurer Kritik, die ihr die Nachhut betreut und lächelt weiterhin über die Schwärmer, die vorne sprengen. Diesmal werden sie euch den Gefallen nicht tun, vom Gaul zu fallen!

Wir sind allzumal fehlende Menschen und irren ist das Recht dessen, der die Wahrheit sucht. Schwierig ist es, die Spreu vom Weizen zu trennen, solange das Korn noch nicht in der Scheune ist. Ich bilde mir gewiss nicht ein, bei jedem Urteil das Rechte zu finden. Aber wenn ich je frei war von Zweifeln, wenn ich je wusste, dass meine Gefühl wahr entscheidet, so ist es jetzt, da ich mich auszusprechen getraue: Wedekinds „Franziska“ ist ein geniales, in Erleben und Leidenschaft geglühtes Werk, das als Dokument unserer Tage die Zeiten überdauern wird und den Dichter aufs Postament der Unsterblichkeit erhebt.

Nun lacht über mich, ihr, die ihr zu dürftig seid, Grosses zu erfassen, ihr Kritiker, die ihr nicht wagt, unkritisch zu sein, ihr Stürmer und Dränger mit Vorbehalt, ihr Wetterfesten unterm Regenschirm!

Ja, ihr habt recht, grinsende Freunde, dass ihr mir Inkonsequenz vorwerft, da ihr mich haltlos begeistert seht vor einem Mysterium, und mir vorhaltet, was ich hier erst vor einem Monat schrieb: „Wir sind mit My-

sterien nachgerade überfüttert . . . Wir haben genug. Wir danken bestens. Wir wollen im Theater Dramen sehen, keine Allegorien." Aber ich zitiere weiter was ich schrieb: „Ein Drama charakterisiert sich dadurch, dass in ihm Typisches am Einzelfall dargestellt wird. Die . . . Personifizierung des Typus ist undramatisch und darüber hinaus unkünstlerisch."

Auf diese Sätze stütze ich mich, wenn ich sage: „Franziska" erfüllt die höchste Forderung, die an ein Drama zu stellen ist. Denn hier wird am einzelnen Individuum ein ewiger Typus aufgezeigt, dessen Schicksal sich aus der Sehnsucht nach seiner äussersten Vollkommenheit und den Reibungen am Treibriemen der realen Geschehnisse zusammenfügt. Die Bezeichnung als „modernes Mysterium" rechtfertigt sich durch die unter- und überirdischen Beziehungen der Heldin zu ihrer Umwelt, durch ihre eigene Wesensmischung aus Künstlermensch, Weib und Abenteurerin und der Wesensmischung ihres Gegenspielers aus Dämon und Hochstapler.

Die Faustsehnsucht nach Erlösung der Seele aus den Beschränkungen des Alltags, auf ein nach Lebensgenuss und Freiheit durstendes Weib unserer Tage bezogen, — das ist das gewaltige Problem der Dichtung. Wedekind zieht bewusst und nachdrücklich die Parallele zwischen Franziska und Faust, indem er in der äusseren Handlung sehr witzig, dabei aber bewundernswert unabhängig Vorgänge des Goetheschen Faust-Dramas parodiert. Erstaunlich ist die Folgerichtigkeit, mit der er dabei keinen entfernten Vergleich zwischen Franziska und Gretchen aufkommen lässt und in dem schönen sinnlichen Mädchen stets nur den ehrgeizigen Faustgedanken zum Herrn der Entschlüsse macht, und fast erstaunlicher noch, dass Franziska in allem Auf und Nieder der Erlebnisse und Erregungen nichts von ihrer weiblichen Anmut und Echtheit verliert, selbst da nicht, wo sie Mann und sogar Ehemann zu spielen hat. In dem Werk, das überreich ist an grotesken Einzelheiten, aktuellen Anspielungen und

abenteuerlichen Situationen, bleibt Franziska in allen Stadien eine durchaus poetische Gestalt.

Das unselige Beispiel der Eltern hat ihr in jungen Jahren die Sehnsucht nach Glück und Liebe geweckt. Dann kam der erste Geliebte und mit ihm, dem braven Durchschnittsmenschen, die Neugier aufs Leben. Sein Werben um ihre dauernde Liebe lehnt sie mit den rührenden Worten ab: „Aber ich möchte doch gern erfahren, wer ich denn eigentlich bin. Wenn wir uns heute heiraten, dann erfahre ich in den nächsten zehn Jahren nur, wer du bist“ Dr. Hofmiller: „Und wer unsere Kinder sind.“ Franziska: „Und ich selber bleibe mir ewig fremd.“

Und jetzt tritt Veit Kunz in ihr Leben, wie Mephisto ein *Deus ex machina*. Wie Mephisto mit Faust, schliesst er mit ihr einen Pakt, worin er sich verpflichtet, sie zwei Jahre hindurch das Leben eines Mannes führen zu lassen "mit aller Genussfähigkeit, aller Bewegungsfreiheit des Mannes.". Dafür soll sie nacher seine Sklavin, seine Leib-eigene sein. Das schreckt sie nicht, auch nicht, dass Veit Kunz sie auf das Naturgesetz hinweist, das diesen Ausgang des Abenteuers mit Notwendigkeit verlangt. Franziska weiss sich selbst Naturgesetz und bindet den Mann, ohne sich selbst zu binden.

Poesievoll und von einem innerlichen Licht durchhellt bleibt die Figur dann während aller Wirrnisse, während aller Seltsamkeiten und geheimnisvollen Erfahrungen. Ihre graziöse Unbefangenheit verlässt sie nicht in der Weinstube Clara (dem reizenden Pendant zu Auerbachs Keller), in dem Berliner Huren- und Lebemann-Milieu, wo ein eifersüchtiger Liebhaber dem jungen Tenor vom Arme weg die kleine Maus erschießt. Poetisch umstrahlt steht sie als junger Ehemann da, wenn sie die törichte Gattin eifersüchtig macht, um ihr die Vernachlässigung durch den Gemahl als eigenes Verschulden begreiflich zu machen, und dann, als sie kaum einmal mit Veit Kunz allein ist, ihm vorhält: „Du versprachst mir hoch und teuer, ich solle ein Mann werden. Statt dessen

bin ich nun seit einem vollen Jahre nichts anderes als deine Geliebte" — und — ein Ehemann ! in anderen Umständen. — Sophie erfährt, dass sie mit einem Weibe verheiratet ist und erschießt sich. In ihrer Seele rein und unschuldig geht Franziska ihren Weg weiter.

Nun ist sie mit ihrem Manager am Hofe des Herzogs von Rotenburg: Schwindlerin wie er Schwindler ist, aber keusch und unverdorben im Herzen. Als eine Spukgestalt aus der vierten Dimension erscheint sie vor dem Herzog und beantwortet alle seine Fragen nach den letzten Dingen mit Worten voll tiefer Schönheit, voll Wahrheits- und Menschenliebe. Wie sie dann mitwirkt an dem Märchenspiel des Herzogs, ist sie wieder Weib, spielt mit bekränztem Haare, in den Händen eine Schale mit Thränen haltend, sich selbst, die reine Unschuld, liebevoll und zärtlich zu der Schwester, die nackt dem Brunnen entsteigt und gefeit gegen den Drachen mit dem Schweine- und Hundekopf, der plump und roh gegen Wahrheit und Nacktheit anbellt.

Ein kurzes schönes Bild zeigt sie als liebendes Weib, Beseligt und ergeben liegt sie in den Armen des Lehrers und Geliebten. Aber sie bleibt sich treu, indem sie ihm nicht treu bleibt. Im Ankleideraum des Theaters der Fünftausend, wo Veit Kunzens neues Mysterium gespielt werden soll, verliebt sie sich in einen Klotz von Schauspieler und verlässt mit dem den Meister, gierig nach neuem Erleben, nach restloser Erfüllung ihres Schicksals.

„Wer immer strebend sich bemüht,
den werden wir erlösen —“

heisst es bei Goethe, und in Franziska bewährt sich das auf Faust gemünzte Wort. Sie findet ihre Erlösung in der Mutterschaft. Im Innersten frei von allen Schlacken ihres Lebensweges weist sie Veit Kunz und Ralf Breitenbach, dem Schauspieler, die nach Jahren, bankrott, ihr wieder vor Augen treten, die Tür und reicht die Hand einem jungen sehnsüchtigen Künstler, der sie um ihrer

Weibheit und um ihres Kindes willen liebt. Sie ist sich nicht mehr fremd, sie hat erfahren, wer sie ist, und so kann sie ihre Liebe und ihr Leben dem Menschen weihen, den sie geboren hat, dem kleinen Veitralf, dem sein neuer Vater den Wunsch auf den Weg gibt:

In dir mag ein Befreier wiederkehren.

Gedeihen wirst du, denn du bist geliebt.

Von sehr anderer Art als die moderne Heilige ist der Mann, unter dessen Führung Franziska die Strecke ihres Lebens ging, die ihr Schicksal zum Mysterium machte. Veit Kunz ist uns schon in allen Stücken Wedekinds begegnet. Er trägt Züge des Doktor Schön, der Lulus Weg bereitet und von ihrer Hand fällt, Züge des Königs Nikolo, der in seinem eigenen Lande den Hofnarren spielt, Züge auch des Karl Hetmann, der an der Grösse seines Ideals scheitert und hat am meisten Aehnlichkeit mit dem Marquis von Keith, dem pläne-reichen Desperado und betrogenen Betrüger, der das Leben grinsend als Rutschbahn bewerten lernt.

Hier ist die Charakteristik, die Veit Kunz, nach Franziskas Flucht mit dem Strick um den Hals am Boden röchelnd, von sich selbst entwirft:

„Als welch ein Maulheld hab ich mich gebärdet:

Versicherungsbeamter, Sklavenhalter,

Gesangsmagister, Kuppler, Diplomat,

Hanswurst, Schrittsteller, Schauspielakrobat,

Marktschreier, Bräutigam noch in meinem Alter,

Erpresser, Heiratsschwindler, Bauernfänger,

Revolverjournalist und Bänkelsänger,

um jetzt im Ueberschwang von Hochgefühlen

als dümmster Narr den lieben Gott zu spielen!"

Was dieser vielseitige Lebenskünstler von seinem Wesen nicht zu wissen scheint, ist, dass er ausserdem noch ein vortrefflicher Philosoph, ein Sozialkritiker ersten Ranges und ein glühender Idealist ist. Die Sentenzen, die er fortwährend nebenher fallen lässt, Wedekindsche Sentenzen zur Frauenfrage, zur Kunst, zu den Staats- und

Gesetzesproblemen, zur Religion, Kirche, Freigeisterei und besonders wieder zu den Beziehungen der Geschlechter, enthalten die klügsten Erkenntnisse und die tiefste Sehnsucht nach besseren und reineren Lebensformen.

Es wäre müßiges Beginnen, seine und Franziskas Gestalt oder ihr Verhältnis zu einander symbolisch ausdeuten zu wollen. Die Erklärung, als ob es sich um die Stellung des Dichters zu seinem Werke handle, reicht zur Erfassung des poetischen Gehalts dieser titanischen Dichtung entfernt nicht aus. Dass es Wedekind um persönliches Bekennen zu tun ist, versteht sich für den, der sein Schaffen kennt, von selbst. Aber er greift hier viel weiter aus. Er setzt sich mit Fragen auseinander, die nicht mehr blos den Künstler, sondern die Menschheit selbst in ihren ursprünglichsten Angelegenheiten betreffen. Man wird daher gut tun, das Werk nur soweit symbolistisch zu nehmen, wie der Dichter selbst Visionen und Metaphern in die Handlung einfügt, wobei darauf hingewiesen sei, dass alles, was an symbolischen und mysteriösen Dingen in dem Drama vorkommt, alsbald im Stücke selbst seine rationalistische Auflösung findet. Die Ehe Franziskas mit Sophie erscheint zunächst wie ein Wunder, das nur damit zu erklären wäre, dass das Mädchen durch überirdische Kräfte auch leiblich zum Manne gemacht wäre. Schliesslich erfährt man, dass eine eheliche Gemeinschaft nicht besteht, und dass die Eifersucht in Sophie geschürt wird, um sie in der Fiktion zu halten, sie werde durch ihr eigenes Verschulden von ihrem Manne vernachlässigt. Dass es Wedekind mit Franziskas Verkleidung und ihrer Lebensführung als Mann um eine symbolische Andeutung allgemeiner Menschheitsfragen zu tun ist, unterliegt gar keinem Zweifel. Aber man braucht keine künstlichen Erklärungen zu suchen, da er später Veit Kunz zum Herzog sagen lässt: "Frauengestalten von männlicher Strenge, Männergestalten von weiblicher Zartheit und Milde sind seit Anbeginn bis heute die vollkommenste Verkörperung des Welt-

friedens." Und auf seine Behauptung „der strenge Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Kleidung ist in der ganzen Welt im Schwinden begriffen," erwidert der Herzog: „Es kommt doch nicht auf den Unterschied zwischen Kleidern, sondern auf den Unterschied zwischen Menschen an! Solange das junge Weib noch geduldig seinen Sklavenrock trägt, hat es gar kein Recht, sich über irgendwelche Zurücksetzung zu beklagen."

Am deutlichsten tritt die symbolische Absicht des Dichters in der Aufführung des vom Herzog verfassten Festspiels zutage. Aber auch da verursacht die Deutung keinerlei Schwierigkeiten. Denn da als szenisches Bild des Spieles Tizians „Irdische und himmlische Liebe" gestellt wird, ist die Bedeutung der bekleideten und der nackten Frauengestalt ohne weiteres klar. Der doppelköpfige Drache sagt selbst unzweideutig genug, als was er betrachtet sein will: als der muckerische pfäffische Geist, der alles Nackte und mithin alle Wahrheit perhorresziert. Der Herzog, der Dichter des Spiels, zieht als heiliger Georg gegen das Untier los, um also den Geist der Wahrheit und der Poesie über das Hundeschwein (den Schweinehund) siegen zu lassen.

Wie in diese Scene das reale Leben in all seiner grotesken Plumpheit in der Gestalt des Rotenburger Polizeipräsidenten eindringt, um die Fortsetzung der Aufführung zu verhindern, ist ein echt Wedekindscher Einfall von köstlicher Wirkung. Es ist etwas absolut Neues in der Dramatik, dass das Satyrspiel nicht, wie bei den alten Griechen, der Tragödie folgt, sondern mitten hineinspielt und, überaus lebenswahr, den Kontrast zwischen Poesie und Wirklichkeit vor Augen führt.

Noch wilder ist das Durcheinander von Dichtung und Leben in der Szene hinter den Kulissen des Theaters der Fünftausend. Während der Zuschauer miterlebt, wie Franziska sich von Veit Kunz abwendet und ihre Liebe wild, unbesonnen, nur noch Rausch und Sinnlichkeit, dem ordinären Simson-Darsteller Ralf Breitenbach anbietet,

erfährt er zugleich den ganzen Inhalt des Mysteriums von Veit Kunz, das vorne im Zirkus gespielt wird. Durch dieses Mysterium wird die Erinnerung an Goethes Faust wieder lebhaft geweckt, insofern, als hier offenbar eine groteske Parodie auf den zweiten Teil der Tragödie erdacht ist. Namen aus der jüdischen und griechischen Mythologie schwirren durcheinander: Simson, Perseus, Sokrates, Aristoteles, Piaton, Helena, Adam, Noah und die drei Erzväter. Aber auch hier ist ein Kopfzerbrechen über die Absichten des Dichters überflüssig. Veit Kunz klärt alles selbst auf: „Mir kam es natürlich nur darauf an, bevor die Gottheit über Satan triumphiert, das stumpfsinnig spiessbürgerliche Alltagstreiben zu schildern, in dem sich die Bewohner der Hölle seit Jahrhunderten mit ihren Qualen zurechtgefunden haben.“ Und dem Journalisten Fahrstuhl diktiert er: „Die Gottheit verbringt einen Abend, einen Tag und einen Morgen in der Unterwelt, um die Geisteshelden der Vergangenheit von dem ihnen drohenden Fluch des Totgeschwiegenwerdens zu befreien.“ Zitate und ganze Dialoge (in sehr schönen Versen) werden aus dem Mysterium mitgeteilt, Frauenschöre in komischer Ordnung vom Regisseur über die Szene geführt (eine Verulkung der modernen Theaterspielerei mit Massenverwendung), und dann plötzlich der Ausbruch hysterischer Ekstasen bei Franziska und den Chormädchen. Franziska tanzt mit Breitenbach hinaus — und Veit Kunz steht verlassen da, von der höchsten Staffel seines Glücks in Kunst und Liebe herabgestürzt. Er reisst den Strick von dem Büssergewand und schnürt sich damit den Hals zu. So findet ihn der alte Baron Hohenkemnath, Franziskas erster Freund, der seinen Tod kommen fühlt, und Franziska noch einmal sehen will. Er lässt die Schlinge mit einem Sektöffner lösen, und die beiden Männer, die — jeder in seiner Art — dasselbe Weib lieben, der eine, der sterben muss, der andere, der sterben möchte, legen sich gegenseitig ihre Beichte ab. Diese Szene ist der dichterische Höhepunkt des Dramas: dieses unmittelbare Nebenein-

ander von schicksalsträchtigem Leben, rauschendem Theaterspiel und Selbstmord, eine Szene von unvergleichlicher Kühnheit der Konzeption und Kraft der Gestaltung. (Der Kritiker der „Münchener Neuesten Nachrichten“ empfahl diese Szene dem Rotstift des Zensors.)

Vor allem Symbolhaften des Werkes abgesehen: in der Behandlung des dramatischen Problems selbst kommt Wedekind in „Franziska“ zum ersten Mal zu einer klaren eindeutigen Stellung zu der Frau, die er propagiert. Im „Erdgeist“ erfüllt sich ihm das Weib als Beherrscherin der Welt durch ihre Sinnenreize. Die höchste Vollkommenheit seines Wesens erreicht es im Erleiden des Lustmordes, („die Büchse der Pandora“). Dem Masochismus als Grundzug des weiblichen Sexualcharakters gibt Wedekind dann auch im „Totentanz“ und am klarsten im „Schloss Wetterstein“ die dichterische Verklärung. Bei Franziska hingegen erscheint das Moment des geschlechtlichen Leidenwollens nicht mehr als Gipfel ihrer weiblichen Wesenheit sondern als Ausgangspunkt. Zu ihrem ersten Liebhaber sagt sie: „Dein Zorn macht dich so begehrenswert. Wenn ich jetzt nur wüsste, was dich zu Tätlichkeiten bringt.“ Und auf Hofmillers Frage: „Wäre es dir wirklich eine Freude, wenn ich dich misshandelte?“ „Du hättest jedenfalls nicht den leisesten Schrei zu fürchten.“ Eine ähnliche Empfindung kommt später noch einmal Breitenbach gegenüber in ihr auf, den sie liebt, weil sie von ihm Rohheiten erwartet. Aber ihre Erfüllung hat sie damit nicht erreicht, und wenn Veit Kunz es als ein Naturgesetz betrachtet hatte, dass Franziska ihm als willenlose Sklavin angehören müsste, nachdem er ihr zu einem Leben in männlicher Freiheit verholfen hat, so sieht er sich schwer getäuscht und muss erkennen, dass erst die Frau am Ende ihrer Bestimmung angelangt ist, die keinem anderen mehr als sich selbst zu eigen gehört, und die im Erlebnis der Mutterschaft ihr Liebeswerk vollendet.

„Franziska“ ist im höheren Masse noch als alle früheren Werke Frank Wedekinds Weltanschauungsdrama. Die hohe Sittlichkeit seiner Einstellung zu Welt und Menschheit kommt hier in einer Schönheit und Eindringlichkeit zum Ausdruck, der sich nur entziehen kann, wem die Moral als eine staatliche und kirchliche Utilitätseinstellung geheiligt ist. Es kann daher niemand wundernehmen, dass die Vitrioleuse der sozialdemokratischen „Münchener Post“ Wedekind um seiner „Franziska“ willen unflätig beschimpft, und jene Reinheiten, denen sie nicht gewachsen ist, als „Perversitäten“ besudelt).

Wer ein solches Werk, das einen festen Schritt in menschliche Kultur hinein bedeutet, der sinnlichen Anschauung künstlerisch fühlender Zeitgenossen vermittelt, verdient — ehe ein kritisches Wort gesprochen werden darf — lauten Dank. Herr Direktor Dr. Robert hat in den Münchner Kammerspielen eine Aufführung der „Franziska“ veranstaltet, die ihm zum bleibenden Verdienst angerechnet werden muss. Noch mehr: er hat, da der Polizeipräsident v. d. Heydte in seiner oft betätigten Abneigung gegen ehrliches Kulturwollen wieder einmal der Kunst Knüppel zwischen die Beine zu werfen versuchte, unabhängig von der Zensur eine geschlossene Vorstellung des ungestrichenen Werkes vor geladenem Publikum geleitet, die grossen Respektes wert war. Nicht, dass ich von der Regieleitung jede mögliche Befriedigung meiner Erwartungen erfahren hätte: es gab manche unlebendige Stellen, manche im Tempo verfehlte Szenen, manche Unvollkommenheiten in der Inszenierung und Rollenbesetzung. Aber das ist ganz unwesentlich im Vergleich zur Gesamtleistung, im Vergleich vor allem zu der grossen Liebe, mit der der Direktor am Werk war. Die Szenenbilder des Herrn Leo Pasetti waren fast überall mustergiltig, und auch den Schauspielern teilte sich die Schaffensfreude mit, die ihr Dirigent empfunden haben muss, und die wohl auch von der Persönlichkeit des mitwirkenden Dichters selbst ausging.

Die übliche oberflächliche Einschätzung Wedekinds als Schauspieler hat nach seiner Belebung des Veit Kunz jeden Halt verloren. Da Wedekind nicht von Hause aus Schauspieler ist, muss er sich immer wieder als Dilettanten kritisiert hören. Im höchsten Sinne mag diese Bezeichnung ihr Recht haben: wenn man als Dilettanten einen Menschen verstehen will, der seine Kunst nur aus Liebe zur Sache ausübt ohne den Anspruch auf letzte technische Vollendung. Mir scheint aber jeder Vergleich Wedekinds mit Berufsschauspielern falsch. Bei ihm verschmilzt Subjekt und Objekt der Darstellung zu so vollkommener Einheit, dass, wer die Dichtung anerkennt, notwendig auch den Mann anerkennen muss, der mit beispielloser Ehrlichkeit auf offener Bühne sein Innerstes entblösst. Wer Wedekind spielen sieht, begreift die Worte, mit der er Gislind, die Geliebte des Herzogs und Darstellerin der himmlischen Liebe sterben lässt: „Gibt es ein höheres Glück — als auf offener Bühne — vor Zuschauern — nackt zu sterben?“ Ich wüsste keinen Schauspieler, der das Problematische in Veit Kunzens Charakter, diese Mischung von Idealisten und Zyniker, von aktivem und reflektivem Menschen so faszinierend wiedergeben könnte, wie der Dichter selbst es tut. Wer noch behaupten mag, dass es ihm an Technik fehlt, der sei nur an den prachtvollen Vortrag des Donnerwetter-Liedes in der Weinstube Clara und an die zündende Kraft erinnert, mit der er den Prolog zu des Herzogs Festspiel sprach; an sein erstes Auftreten durch das Fenster, mit welcher überlegenen Selbstverständlichkeit er auf die Frage: „Wo kommen Sie her?“ — Franziska zur Antwort gibt: „Von Berlin. Ich möchte Sie gern für ein künstlerisches Unternehmen gewinnen;“ und endlich an den tiefen echten Jammer in dem Moment, wo ihm Franziska davonläuft und ihm die ganze Nichtigkeit seiner Existenz zum Bewusstsein kommt. Nein! Der Schauspieler Wedekind, wo er der Mensch Wedekind sein darf, ist dem Dichter Wedekind kongenial.

Die ungeheuer schwierige Aufgabe der Franziska hatte Frau Tilly Wedekind übernommen. Was dieser Frau an schauspielerischer Routine fehlt, ersetzt sie durch Eigenschaften, die ihre Gegenwart auf der Bühne immer erfreulich machen: durch hingebende Herzlichkeit, durch leidenschaftliches Einfühlen in ihre Aufgabe, durch taktvolle Zurückhaltung, wo ihre technischen Mittel nicht ausreichen, und durch den entzückenden Reiz ihrer Erscheinung. Anfangs schien es, als ob ihr zu der überragenden Bedeutung, zu der gesteigerten Weiblichkeit des jungen Mädchens alles fehlte. Aber sie wuchs mit ihrer Aufgabe, führte die Rolle des Mannes geschickt und glaubhaft durch (wobei ihr die schönsten schlanksten Beine wirksamste Hilfe leisteten), wusste in den weiteren Akten die schlichte Anmut ihres Wesens im Kontrast zu Veit Kunzens ironischer Kaltschnäuzigkeit vorteilhaft geltend zu machen, wodurch der poetische Gehalt der Figur schön unterstrichen wurde, und zeigte im letzten Akt in der Kontroverse mit Veit Kunz und Ralf Breitenbach edle Würde und als Mutter des kleinen Veitralf alle reine schöne Liebenswürdigkeit eines beglückten Weibes. Wahrscheinlich hätte eine geübtere Schauspielerin die Franziska nicht nur in der Idee, sondern auch in der Person zum Mittelpunkt des Dramas gemacht, den hier durchaus Wedekinds Veit Kunz einnahm. Aber ich glaube, dass dann das Zarte, Liebliche, eigentlich Weibliche der Gestalt zu kurz gekommen wäre, das durch Tilly Wedekinds zurückhaltende Art keinen Moment verloren ging.

Das bühnentechnisch wirksamste Bild bot die Weinstube Clara, obwohl diese Szene für den Verlauf der Handlung die unwichtigste ist. Sie spielt in dem Stück genau die gleiche Rolle, wie der Auftritt in Auerbachs Keller im Faust. Dichterisch ist die Szene ein Meisterstück der Milieuschilderung. Man fühlt sich durchaus in die Gesellschaft Berliner Huren versetzt. Auch schauspielerisch war dieses Bild von besonderem Reiz. Ganz brillant war vor allem Frl. Sidonie Lorm die frech

lebendig und in köstlicher Sektstimmung im Mittelpunkt der Szene sass, und mit ihrem Redefluss das *Motte Tempo* des Spiels aller dirigierte. Sehr kräftig wirkte auch Herr Spanier beim Vortrag des Schriftstellergedichtes („Mit ausgefransten Hosen“).

Im übrigen wirkten die Schauspieler meist nur als Folie zu den beiden Hauptfiguren. Zu erwähnen ist nur noch Herr Schwaiger, der als Polizeipräsident ausserordentlich lobenswert, mit dem Zylinder in der Hand, in die romantische Aufführung des Festspiels eindrang und in Ton und Haltung den schneidigen Beamten ausgezeichnet traf, ohne dabei possenhafte zu karrieren. Endlich muss noch von einer Episode gesprochen werden, die eine schlechtweg meisterhafte schauspielerische Leistung zeigte. Den alten Baron Hohenkernath spielte Herr Carl Götz, der sich dabei von neuem als ein Charakterspieler allererster Gattung erwies. Wie er dasass, der alte, müde, vornehme Roue vor dem am Boden röchelnden Veit Kunz und seinem Diener mit vollendeter Ruhe anwies, den Strick am Halse des Mannes zu durchschneiden — das war glänzend. Man glaubte diesem Baron alles: seine bewegte Vergangenheit, seine Todesahnungen, seinen Logenplatz im Theater der Fünftausend, seine Altersliebe zu Franziska, die aus gepflegtem Blut und persönlicher Kultur gemischte Vornehmheit und das feine lächelnde Verständnis für die Lebengier des Mädchens sowohl, wie für den Selbstmordsversuch ihres verlassenem Geliebten. Eine Prachtleistung.

Dass der Münchener Zensor dafür sorgte, dass das Eindringen des Polizeipräsidenten in die Welt der Kunst wieder einmal nicht auf die dichterische Phantasie Wedekinds beschränkt blieb, braucht kaum noch erzählt zu werden. Noch nach der Uraufführung wurden der öffentlichen Darstellung Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg gelegt und der Dichter durch hunderterlei schikanöse Schulmeistereien bis aufs Blut gereizt. Der Nervenschock, den Frank Wedekind bei der letzten Ge-

neralprobe infolge der respektlosen Behandlung durch den Präsidenten v. d. Heydte angesichts des berühmten Zensurbeirats erlitt, muss als Zeichen unseres Kulturstandes gebucht werden. Derselbe Mann, der an allen Ecken Schutzleute aufstellt, um hungernde Menschen beim Betteln abzufassen, der wie ein Kindermädchen darüber wachen lässt, dass alle Leute pünktlich aus den Cafehäusern hinausgejagt werden, der Photographieen und Fingerabdrücke von Personen sammelt, deren Gesinnung nicht staatszuverlässig erscheint, derselbe Mann ist die höchste Instanz in Kunstdingen. Er hat das Recht, einen Dichter vom Range Frank Wedekinds wie einen Hausburschen zurechtzuweisen und mit seinem Zensurstift in Kunstwerken herumzustreichen, dass ein Mensch, der noch Scham vor den Nachfahren kennt, bis an die Haarwurzeln erröten muss.

Es ist Sache der jungen Leute, gegen solche Dinge zu protestieren. An die Studenten und jungen Künstler richte ich die Frage: Wollt ihr die Verantwortung tragen für die dauernde Einbürgerung derartiger Zustände? Wenn ihr Männer seid — soll dann immer noch der Polizeisäbel als Schulbakel über der Kunst drohen? Ihr seid berufen, gegen Polizei und Verpaffung den Geist ins Feld zu stellen. Könnt ihr das nicht, dann seid ihr nicht wert, dass in euren Tagen Werke geschaffen werden wie Wedekinds Franziska!

Vom
Gedichtbände
„Der Krater“
von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Erschienen;
Kain-Kalender
für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber
ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt entgegen
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Zeitungsausschnitte

liefert im Original über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43

::

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis

!

Erste Referenzen!

Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg.

Seit August 1911 erscheint:

SATURN

Eine Monatsschrift für Belletristik, Kritik, Satire, Lyrik und Schwarz-Weiss-Kunst, herausgegeben von Hermann Meister und Herbert Grossberger.

Von den Mitarbeitern seien u. a. genannt:

Oskar Baum, Ernst Blass, Max Dauthendey, Albert Ehrenstein, Johannes von Guenther, Otto Hinnerk, Rudolf Kurtz, Heinrich Lautensack, Otto Stoessl, Felix Stössinger, Emile Verhaeren, Paul Zech.

Von Urteilen führen wir an:

„Auf die unabhängige Zeitschrift sei mit Nachdruck hingewiesen.“ Prager Tagblatt.

„Eine Zeitschrift von Individualisten für Individualisten“.

Der Tagesbote, Brünn.

„Eine Zeitschrift, die in dem Gewimmel der Revuen einen besonderen Platz verdient“.

Hildesheimer Allg. Zeitung.

Jedes Heft umfasst ungefähr 2 Bogen und enthält 2 Bildbeigaben, darunter meistens Originale wie Lithographien, Kupferstiche, Schnitte. Der Mindestabonnementspreis (für 6 Hefte) beträgt Mk. 3.—, Einzelhefte kosten 60 Pfg. Das Abonnement vermittelt ohne Portoberechnung der Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg, sowie jede gutgeführte Buchhandlung.

Gratisprobehefte werden nicht abgegeben, dagegen sind gegen Einsendung von Mk. 1.— zur Orientierung 3 Hefte nur direkt vom Verlag erhältlich.

Jahrgang I.

No. 10.

Januar 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Das Weltparlament. — Trauerfeier. — Bemerkungen. —
Peter Krapotkin. — Pole Poppenspärer. — Auf dem Dache sitzt
ein Greis.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Die Schaubühne

Herausgeber:
Siegfried Jacobsohn.

Stimmen der Presse:

Die Zukunft. Die Schaubühne ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten, redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Dresdener Anzeiger. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muss nachdrücklich betont werden, dass wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der Schaubühne an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. In jahrelanger aufmerksamster Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringlichen Kritik wird die Schaubühne mit Genuss und reichlichem Nutzen lesen.

Hannoverscher Courier. Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eins eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten, es sind nämlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

Mannheimer Generalanzeiger: Die Schaubühne ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

Neue Züricher Zeitung. Die Schaubühne ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

Leipziger Tageblatt. Die Schaubühne verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater- und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pfg.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko.

Verlag der Schaubühne CHARLOTTENBURG
∴ Dernburgstrasse 25. ∴

Jahrgang II
No. 10.

München,
Januar 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Das Weltparlament.

Während in allen Häusern die Lichter am Weihnachtsbaume glänzten und die Armen und Reichen das schöne Fest des „Friedens auf Erden“ feierten, setzten sich in London die Vertreter der annoch im Kriegszustande befindlichen und in einem „Waffenstillstand“ nach Atem ringenden Balkanstaaten zusammen, um die Bedingungen festzustellen, unter denen den armen blutenden Völkern endlich Ruhe werden könne. Wer noch ein menschliches Herz im Leibe hat, hofft inbrünstig, daß das ekle Feilschen um Geld und Land endlich aufhören und dem scheußlichen Morden so oder so ein Ziel gesteckt werden möge. Aber noch sind die Advokaten der streitenden Parteien nicht einig, und jeder Tag zeigt von neuem die Gefahr, daß die Herren Diplomaten zu keiner Erledigung ihrer Mission kommen und neue Katakomben an jungen, kräftigen, zeugungsfähigen Menschen der Raubgier der Staaten geopfert werden. Auch die entsetzliche Möglichkeit eines europäischen Krieges ist noch nicht aus der Welt geschafft, und wenn Oesterreich und Rußland sich im Moment

einigermaßen beruhigt zu haben scheinen, so bleibt doch immer noch der Verdacht bestehen, daß ihre Diplomaten nur den Beginn einer für Kriegstrapazen geeigneten Jahreszeit abwarten wollen, um dann doch das Blut der Gesündesten für höchst zweifelhafte Staatsnützlichkeiten zu verspritzen. Daß die letzten Wochen noch nicht zu einem Losmarschieren der mobilisierten österreichischen Armeekorps geführt haben, scheint in einer Anwandlung besserer Einsicht die deutsche Regierung verursacht zu haben, die wohl mit der Verneinung des casus foederis gedroht haben mag.

Scheint. Denn was hinter den verpolsterten Türen der diplomatischen Geheimkanzleien geredet und beschlossen wird, erfahren ja die nicht, über deren Hab und Gut, über deren Leben und Beschließen für ihr eigenes Geld verhandelt wird. Steuern zahlen, Maul halten und widerspruchslos gehorchen — das ist die Funktion der Staatsbürger, und wer diese Stellung urteilsfähiger Menschen unwürdig nennt, gilt als Verräter und verfällt der abgründigen Verachtung aller Patrioten.

Der Leutnantstandpunkt, als ob alle Grenzdörfer nur da wären, um im rechten Augenblick zusammengeschossen zu werden, weil ja doch die Vorübungen zu solchem Tun Lebensberuf der Leutnants ist, ist heute noch unter klugen Menschen diskutabel. Der einzige Einwand, den man heute noch unter gebildeten Personen gegen den Krieg gelten läßt, ist die Angst vor den Börsenkursen. Wer den Frieden predigt, weil der Krieg gemein, sinnlos, unmenschlich, jede Daseinswürde degradierend, verrohend und in jedem Betracht unsittlich ist, ist ein schwärmender Narr oder ein von allem nationalen Stolz verlassener Schweinehund.

Das Odium muß ertragen werden. Es läßt sich ertragen für den, dessen Kulturbewußtsein die Kriegs-

begeisterung und Kriegsbereitschaft als eine atavistische Konvention erkannt hat, und der seinem Gefühl, das ihn das Leben der Menschen achten heißt, mehr traut als den Erfordernissen einer Staatsraison, die mit dem Blute hunderttausender junger Menschen gefüttert werden muß.

Eine Diskussion über die Berechtigung des Krieges ist unmöglich. Wir Friedensfreunde wissen, daß der Krieg so entsetzlich ist, daß er nicht mehr sein darf. Wer dieses Wissen nicht in sich hat, wird nie zu seiner Wahrheit bekehrt werden. Daher haben diejenigen recht, die uns schwärmende Narren heißen. Denn wir sind noch die Minderheit, und verrückt ist bekanntlich nur, wer anders ist als die große Masse. Deshalb hätten wir Friedensfreunde unrecht, wollten wir, was uns gewiß oft naheliegt, die Kriegsenthusiasten blutrünstige Narren nennen.

Was wir aber können und wollen, ist, die erkannte Wahrheit mit aller Kraft des Herzens und mit allen Mitteln der Kultur in positives Wirken umsetzen. Jeder gangbare Weg, den Frieden zwischen den Völkern zu erhalten, muß von denen beschritten werden, die im Völkerfrieden die Grundbedingung zu menschenwürdigem Dasein überhaupt erkennen, und der Krieg gegen den Krieg muß mit derselben leidenschaftlichen Entschlossenheit geführt werden, die die Hüter kriegerischer Eigenschaften von ihren Kriegern verlangen.

Die Versuche, dem christlichen Friedensideal zu praktischer Geltung zu verhelfen, sind bisher wenig ergiebig ausgefallen. Den sichersten Nutzen haben bisher wohl die Schriften gestiftet, die den Krieg praktisch oder satirisch, kritisch oder religiös, überredend oder dichterisch ins Licht gerückt haben. Ich bin überzeugt, daß der Skeptizismus, der endlich gegen die Massengewalt als Rechtsmittel platzzugreifen scheint, wesentlich der Propaganda zu danken ist,

die Swift und Carlyle, Rousseau, Jean Paul und Tolstoy, und selbst auch Bertha v. Suttner und Paul Scheerbart *) durch ihre kriegsfeindlichen Schriften bewirkt haben. (Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, die jüngst erschienene Gedicht-Anthologie „Krieg“, herausgegeben von Franz Diederich, Dresden, zur Lektüre dringend zu empfehlen.)

Natürlich kann aber die Beeinflussung sensibler Gemüter durch das Wort allein nicht genügen, um einer in Jahrtausenden gepflegten Völkerpsychose positiven Abbruch zu tun. Wobei es doch wieder an der Zeit scheint, die nachgerade in Tausenden fühlbare Stimmung gegen den Krieg in Handlung umzusetzen. Und auch darüber kann kein Zweifel sein, daß die zu ergreifenden Maßnahmen anders ausfallen müssen, als die kümmerlichen Kompromisse, mit denen bisher die kriegerischen Parteien selbst die Stimmen der Menschlichkeit zu beruhigen versucht haben.

Das ganze „Völkerrecht“ mit seinen Einschränkungen der Mordmethoden ist eine aufgelegte Farce. Denn das Bestreben der Staaten, das Massenmorden mit möglichst „humanen“ Mitteln auszuführen, zeigt nichts anderes als den Willen, das Kriegführen selbst für alle Ewigkeit die ultimo ratio der Völker bleiben zu lassen. Dem Soldaten aber dürfte es einigermaßen egal sein, ob er von einer Lanze oder Patrone durchlöchert stirbt, oder ob sein sterbender Leib von einem

*) Paul Scheerbart, der naive Phantast und Humorist, der seltsamste und doch einheitlichste unter den lebenden deutschen Dichtern, ist eben lünzig Jahre alt geworden. In seinen Werken nimmt der ganz unpathetische, aber tief erlebte Kampf gegen den Krieg einen breiten Raum ein. Ich verweise besonders auf seinen schönen Mondroman „Die große Revolution“. Ich mache die Baronin v. Suttner und Herrn Alfred H. Fried als deutsche Träger des Friedenspreises aus der Nobelstiftung eindringlichst auf diesen Mann aufmerksam, damit sie bei der hilflosen Suche nach einem würdigen Preisempfänger, wie sie sich regelmäßig wiederholt, die Stockholmer Herren einmal auf diesen prächtigen und immer noch notleidenden Poeten hinweisen.

im Körper platzenden Dumdum-Geschoß auseinandergerissen "wird. Ebenso klar ist es, daß die von stets schlagbereiten Regierungen beschickten „Friedenskongresse" im Haag eher neuen Händeln den Weg bereiten als alten den Boden abgraben können.

Die einzige wirklich aussichtsvolle Agitation gegen den Krieg wird bis jetzt von den revolutionären Antimilitaristen betrieben, die in der richtigen Erkenntnis, daß Kriege nicht von Fürsten und Regierungen, sondern vom arbeitenden Volke geführt werden, ihr Wort direkt an die Leidtragenden richten. Die Arbeiter und Bauern jedes Landes sind in der Tat imstande, Kriege zu verhüten, wenn sie im Moment, wo das Unglück droht, ihre Arbeitskraft dem öffentlichen Leben entziehen, den allgemeinen Streik proklamieren und eine wirtschaftliche Krisis heraufbeschwören, die immer noch viel erträglicher ist als die Katastrophen mörderischer Schlachten und völliger Vernichtung des geregelten Austausches unter den Menschen, und die zugleich die Möglichkeit, zum Kriege vorzugehen, technisch unterbindet. Dieses Mittel der Kriegsverhinderung wird auf allen internationalen Sozialistenkongressen immer wieder von Engländern und Franzosen vorgeschlagen. Die ablehnende Haltung der deutschen Sozialdemokraten, die für ihre politische Position neben den andern Parteien fürchten, hat aber vorläufig eine Verständigung unter der internationalen Arbeiterschaft stets verhindert. Und daß das Mittel des gegen einen Krieg gerichteten Generalstreiks nur unter Mitwirkung der werktätigen Bevölkerung aller in Frage kommenden Nationen möglich ist, bedarf keiner näheren Begründung.

So stehen wir mit all unserem Friedenswillen heute noch machtlos und mit geschlossenen Augen und Händen den Ueberraschungen gegenüber, die unkontrollierte Diplomaten aushecken. Von heute auf

morgen können die Auswärtigen Aemter der Mächte untereinander Streit bekommen und ungezählte Menschen, die Wertvolles zu tun haben, werden für Angelegenheiten, die sie nicht im geringsten angehn, vor die Kanonenrohre postiert und selbst zum Hinmorden fremder, friedlicher und ihnen durchaus gleichgültiger Nebenmenschen gezwungen.

Die Erkenntnis dieser Tatsachen eröffnet nun eine neue Möglichkeit, Kriegen vorzubeugen.

Frank Wedekind hat in der Weihnachtsnummer des „Berliner Tageblatts“ von einem Gespräch berichtet, daß im Dezember zwischen ihm und mir stattfand, und das die Begründung eines „Weltparlaments - Vereins“ zur Folge hatte. Dies Gespräch schloß an einen Artikel des „Berliner Tageblatts“ an, in dem der Satz stand: „Die Diplomatie muß ebenso repräsentativ werden wie andere Staatsresorts“.

Worin wir — Wedekind als bedingter Bejager, ich als unbedingter Verneiner staatlicher Notwendigkeiten — sogleich einig waren, war die Ueberzeugung, daß momentan die bedenklichste Gefahr der Völker in der Unkontrollierbarkeit derjenigen Personen begründet ist, denen die effektiven Machtmittel der Menschen anvertraut sind. Ob diese Leute von Fürsten ernannt oder von Volksvertretern erwählt sind — auch darin waren wir einig — macht keinen Unterschied. Das Beängstigende liegt vielmehr in der lichtscheuen Heimlichkeit, in der sie miteinander verkehren, und in der Möglichkeit, daß die Laune gernegroßer Händelsucher Leben und Wirtschaft großer, fleißiger Völker zugrunde richten kann.

Jeder einzelne mag sich zu den Einrichtungen der gegenwärtigen Dinge verhalten wie er will: ob er die Auflösung aller Staaten in sozialistische Föderationen oder die Vereinigung aller Staaten in eine kontinentale Demokratie wünscht, — diese Einsicht

kann alle verbinden, die den Völkerfrieden als unbedingt nötig ansehen, um irgendeine Kultur zu fördern: daß unter allen Kämpfen der gegen die Friedensstörer der dringlichste ist.

Das Weltparlament, zu dem wir aufrufen, bezweckt die dauernde, öffentliche Beaufsichtigung der Diplomatie. Alle Faktoren, die das Verhältnis der Nationen zu einander bestimmen, sind von Natur aus öffentliche Angelegenheiten, und wären auch öffentliche Angelegenheiten, kämen nicht durch die Geheimniskrämerei der zünftigen Vermittler neue Faktoren fortgesetzt hinzu, die wie Zündschnüre in die Pulverfässer vorkommender Divergenzen und Mißverständnisse leiten. Haben wir erst in unserem Weltparlament einen in Permanenz erklärten Friedenskongreß geschaffen, der die verbindenden und trennenden Momente unter den Nationen in voller Öffentlichkeit untersucht und in internationaler Beratung mit dem einzigen ausgesprochenen Ziel, unter allen Umständen den Frieden zwischen den Völkern zu wahren, in strittigen Fällen die Möglichkeiten einer Verständigung abwägt und finden muß, dann ist die höfische oder staatsparlamentarische Diplomatie unschädlich gemacht, ihre Ueberflüssigkeit wird nach und nach allgemein eingesehen werden, und die akute Kriegsgefahr, die durch ihr Wirken konstant besteht, verschwindet.

Vorerst soll der Weltparlamentsverein seine Aufgabe darin suchen, die Aufgaben der Diplomatie ohne besonderen Auftrag zu erfüllen: nämlich die wirtschaftlichen und völkerpsychologischen Beziehungen der Nationen zueinander feststellen, in ihren Schwankungen öffentlich darlegen und die Grundlinien zur friedlichen Regelung diffiziler Differenzpunkte öffentlich fixieren. Persönliche Zänkereien und Gehässigkeiten, die bisher den Anlaß zu allen Kriegen gaben (es sei nur an den Fall Prohaska erinnert, der

von der österreichischen Regierung inszeniert wurde, um eventuell den Vorwand zum Kriege zu haben), gehen die Völker künftig nichts mehr an. Sachliche Streitigkeiten werden öffentlich verhandelt, und es wird sich zeigen, daß sie stets geschlichtet werden können.

Hat die freiwillige internationale Behörde erst einmal gezeigt, daß sie imstande ist, Gutes zu stiften, dann wird man daran denken können, aus dem Weltparlamentsverein ein wirkliches Weltparlament zu machen. Darin soll nicht abgestimmt und majorisiert, sondern beraten werden. Die Publizität dieser Beratungen soll die Völker in den Punkten beruhigen, in denen sie zu beunruhigen bislang Aufgabe und Zweck der geheimen Kabinette ist.

Statuten werden vorläufig nicht festgesetzt werden. Denn wir wollen verhindern, daß unser Verein zu früh auf bestimmte Aktionen verpflichtet wird. Wer Mitglied werden will, der soll mit Ratschlägen kommen. Melden sich genügend Männer und Frauen, dann werden wir daran denken können, bestimmte Anordnungen über die Art unserer Verständigung und über die Beschaffung von Geldmitteln zu treffen. Fürs erste brauchen wir nur Adressen und Vorschläge.

Ein kurzes Wort noch an meine alten Gesinnungsfreunde: Ich weiß, daß der Plan, mit dem ich hier hervortrete, nicht völlig in das revolutionäre Programm paßt, das sonst mein Schaffen bestimmt. Aber ich kann versichern, daß ich noch genau der bin, der ich immer war: genau so radikal, genau so feindlich gegen den Staat und seine Instrumente, genau so erpicht auf revolutionäres Tun für Sozialismus und Anarchie. Was der Weltparlamentverein will, ist nicht Ziel, sondern Weg. Wohin der Weg führt, werden die bestimmen, die seinen Kies feststampfen. Wohin er mich selbst führen wird, weiß

ich. — Mag er sich teilen! Mögen die, die anders wollen als ich, später eigne Pfade zu ihrem Ziel finden. Die Erfahrungen der letzten Zeit, die Angst großer Völker vor Krieg, Brand, Mord und allen Unmenschlichkeiten heißt zunächst uns alle vereint marschieren. Wir wollen den Frieden. Das ist die nächste schwere Aufgabe aller, die Menschliches wollen. Wissen wir, daß kein Diplomat und kein Staatsgezänk dem Frieden länger droht, dann haben wir unsere Aufgabe erfüllt. Dann werden wir uns die Hände reiben und jeder wird im Anstreben dessen, was er für das Beste hält, in guten friedlichen Empfindungen gegen jeden andern sein besonderes Ziel verfolgen.

Trauerfeier.

Niemand wird erwartet haben, daß ein Personalwechsel in der Regentschaft des Königreichs Bayern mein anarchistisches Gemüt in heftige Schwingungen versetzen werde. Die Person des Fürsten, der das Land Bayern „verwest“, bekümmert sich vermutlich genau so wenig um mich, wie ich mich um sie bekümmere. Was mich beim Tode des alten Herrn, der mit seinen 91 Jahren so freundlich aussah, daß ihm der enragierteste Antimonarchist gewiß nicht böse war, — was mich bei seinem Tode allein interessierte, war die Haltung des Publikums. Ich habe in jenen Tagen, wo die gesamte Presse von allgemeinem Schmerz und stiller Ergriffenheit der Bevölkerung berichtete, scharf beobachtet und gefunden, daß die Stimmung in München die eines gesteigerten Erlebens war. Die Leute liefen durcheinander, neugierig, schaubeflissen, mit gespitzten Ohren. Nicht die Person des verstorbenen Regenten beschäftigte sie, sondern die Frage: Was werden wir jetzt zu sehen bekommen? Wer wird zur Beisetzung kommen? Wo sollen wir uns aufstellen, daß uns nichts entgeht? Es war eine Gehobenheit unter den Menschen, die man dem festfrohen Charakter des Münchners gemäß und ohne dem Ernst der Veranlassung im geringsten frivol gegenüberzustehen, vielleicht am ehesten mit dem Wort Trauergaudi bezeichnen kann.

Die Trauerfeierlichkeiten wurden wie ein öffentliches Schauspiel erwartet, und dem naiven Verlangen des Volkes nach großartigem Gepränge ward von den Regisseuren des

Leichenbegängnisses ausgiebig Rechnung getragen. Als Theater-Kritiker fühle ich mich berechtigt und verpflichtet die Inszenierung der Feierlichkeit in den Bereich meiner urteilenden Tätigkeit zu ziehen, wobei ich hier selbstverständlich auf jede Polemik über die Beweggründe zu der Straßenaufführung verzichte. Daß es sich um einen Theaterakt handelte, geht schon daraus hervor, daß der Leichenzug nicht einfach von der Allerheiligen Hofkirche durch den Hofgarten und über den Odeonsplatz zur Theatiner Hofkirche ging — das ist ein Weg von vielleicht dreihundert Schritten —, sondern im großen Bogen vom Odeonsplatz durch die Ludwig-, Theresien-, Arcis- und Briennerstraße zum Odeonsplatz zurückgeleitet wurde. Bei der großen Bedeutung, die ich dem Theaterspiel für unsere ganze Kultur beimesse, erkenne ich auch an, daß diejenigen, die dynastische Empfindungen zu verbreiten wünschen, mit dem Arrangement eines solchen Schauaktes eine zwar primitive, vielleicht aber ganz wirksame Propaganda treiben.

Um nun mein Urteil über die Gesamtleistung der Aufführung kurz zusammenzufassen, so sage ich: Brillant in einzelnen Gruppen und Bildern, aber salopp und verworren in der Inszenierung des Ganzen. Vorzüglich war der Aufmarsch der Potentaten und Fürstlichkeiten. Voran der neue Regent zwischen den beiden vornehmsten Gästen (der deutsche Kaiser fiel durch besonders gute Haltung auf), dahinter in losem Zuge, der durch das Fehlen jeder erkünstelten Gruppenanordnung umso pomphafter wirkte, die deutschen Bundesfürsten und die Vertreter der ausländischen Machthaber — alle in großer Uniform. Besonders dekorativ wirkten unter ihnen die Engländer, prachtvoll gewachsene Menschen in brandroten goldbeschlagenen Mänteln. Recht eindrucksvoll gestaltete sich auch der Aufmarsch der Geistlichkeit. Die katholische Kirche hat es immer verstanden, glänzend zu repräsentieren, und die Aufmachung, in der die Erz-, Weih- oder was weiß ich für Bischöfe einzeln, jeder umringt von einem Stab nachgeordneter Gottesdiener, nacheinander aufmarschierten, wirkte sehr prunkvoll. Der Ordensmönche, deren Namen man sich am leichtesten an den gangbaren Schnapssorten merkt (Karmeliter, Benediktiner usw.) waren etwas zu viele. Da nachher Schutzmannschaft folgte — in unabsehbarem Zuge — hatte man die Empfindung, als ob es in München überhaupt nur Pfaffen und Schutzleute gäbe, was gewöhnlich doch nur als hübsche Hyperbel Gültigkeit hat.

Es wäre noch manche geschmackvolle Einzelheit aus dem Zuge zu nennen: die Deputation der Universitätsfakultäten und

der Kunstakademien in ihren schönen Talaren (besonders die Senatoren der Berliner Akademie fielen durch die Pracht ihrer Gewänder auf) und vor allem auch der Leichenwagen selbst und die würdige Pracht seiner Einordnung im Zuge. Ob die schwarzverhangenen „Gugelmänner“ in solchen Aufzügen aus dynastischen oder kirchlichen Gründen unentbehrlich sind, kann ich nicht entscheiden. Sicher ist nur, daß sie — und zwar nicht nur auf mich, sondern auch auf recht konservative Leute — komisch wirkten, und — ein peinlicher Eindruck bei einer Trauerparade — geradezu karnevalistisch anmuteten.

Habe ich nun anerkannt, was irgend anzuerkennen war, so kann ich doch nicht umhin, dem Regisseur (verantwortlich zeichnete der Oberhofzeremonienmeister Graf Moy) vom Standpunkte des Theaterexperten auch ernsthafte Vorhaltungen zu machen. Wer prächtige Aufzüge veranstaltet, darf sich nicht auf den prächtigen Anblick einzelner mitwirkender Personen oder Gruppen verlassen, sondern muß dafür sorgen, daß der Eindruck, der von diesen Mitwirkenden ausgeht, nicht durch endlose leere Stellen des Zuges verdorben wird. Ich spreche nicht von den Lücken des Zuges, die minutenlanges Warten auf Nachschub veranlaßten. Die kommen wohl mehr auf das Konto der Inspizienten als des Regisseurs. Aber, daß fast gar keine Musik im Zuge war, wurde allgemein bemängelt. An der Spitze eine Kapelle, und dann erst wieder ganz am Ende die Musik der Schwere Reiter — das ist denn doch zu wenig. Man hätte alle zehn Minuten eine Musikbande einreihen sollen, (das wäre auch schon um der Musiker willen zu wünschen gewesen, die durch die Landestrauer schwer geschädigt wurden), aber länger als eine Stunde bekam das Ohr garnichts geboten, und das Auge mußte sich die meiste Zeit am Aufmarsch der Schulen, Kriegervereine und Gevatterschaften unterhalten. Die leerste Stelle des ganzen Zuges bildete natürlich das bayrische Parlament, wengleich das Mittrotten der gesamten Fraktion der republikanischen Sozialdemokraten, die unter ihren Zylindern noch spießiger aussahen als sonst schon, in die ernste Feier einen heiteren Einschlag brachte.

Zur Belebung des Bildes hätte Graf Moy die studentischen Verbindungen in Wicks antreten lassen sollen. Vielleicht wäre es auch hübsch gewesen, Abordnungen der verschiedenen bayrischen Provinzen in den Landestrachten zu sehen. Vor allem aber hätten — wie bei jedem Theaterstück — Striche gemacht werden müssen, lange schonungslose Striche. Den Schüler» hätte gewiß mehr daran gelegen, Spalier zu stehen, dann hätten sie wenigstens vieles von dem Aufzug gesehen, was ihnen

als Mitwirkenden sicher entging. Von den unendlichen Vereinen hätten kleine Deputationen vollauf genügt. Ferner hätte man die Kanonen und Trainwagen, glaubte man schon, sie im Trauerzuge nicht vermissen zu können, irgendwo in den Zug gelbst einordnen sollen, statt sie hintennach fahren zu lassen, zumal das Reiterregiment als Abschluß doch schon genügend militärisch wirkte. Fünfviertelstunden dauerte der Vorbeimarsch des Zuges. Um die Hälfte gekürzt und etwas geschickter gruppiert hätte er — bei genügender Musikbeteiligung — einen sehr schönen Eindruck hinterlassen können.

Da ich den Zug von einem Fenster aus beobachtete, kann ich über einzelne Episoden keine Mitteilungen machen. Es scheint ohne Störungen abgegangen zu sein. Auch erwies sich die Erwartung einiger Optimisten, der Ministerpräsident von Hertling werde an der Bahre seines Herrn Harakiri machen, als voreiliges Gerede.

Bot die Regieleistung des Grafen Moy zu vielen Einwänden Anlaß, so zeigte am nächsten Tage ein wirklicher Künstler, wie man schön und würdig eine Trauerfeier veranstaltet. Vor der Akademie der bildenden Künste fand eine Feier statt, die unter Leitung des Professors Emanuel v. Seidel in jeder Einzelheit hervorragend war. Da die Aufführung rücksichtsvoller Weise unmittelbar vor meinem Fenster vor sich ging, bin ich in der Lage auch darüber ein theaterkritisches Wort zu sagen.

Die Fassade des Neureutherschen Gebäudes mit ihren Rundbogen und Freitreppen eignet sich außerordentlich zur Bühne. Mächtige grünumwachsene Pfeiler und schwarze Katalfalke waren aufgebaut, von denen aus Opferschalen freies Feuer zum Abendhimmel aufqualmte. Vor dem Eingang der Akademie stand ein großer Sarkophag. Aus den Ecktüren zu beiden Seiten des Vordergebäudes traten nun unter den Klängen der Beethovenschen Trauerserenade die fackeltragenden Künstler und gruppierten sich symmetrisch um die Estrade der Auffahrtsrundung. Als dann aus der Mitteltür weitere Fackelträger mit weißleuchtenden Magnesiumfackeln traten, setzte ein merkwürdiges, aber höchst eindrucksvolles Konzert von gedämpften Trommeln und Glockenläuten ein. Auge und Ohr wurden gleichmäßig beschäftigt und fanden jeden Moment genug zu tun. Eine kurze Rede des Professors Eugen v. Stieler störte den Eindruck nicht, da der Redner von den Stufen vor dem Sarkophag so laut und deutlich sprach, daß auch in diesen Minuten keine tote Stelle entstand. Besonders wirksam war dann das Abtreten der Fackelträger, die einer nach dem andern mit gesenkten Fackeln hinter den dunklen Gebüsch vor der

Estrade verschwanden und dann in der Dunkelheit untertauchten.

Die ganze Feier dauerte eine knappe halbe Stunde und war eine Meisterleistung der Regiekunst. Ob allerdings derartigen modernen Kunstdarbietungen im Dienste höfischer Demonstrationen nicht etwas Anachronistisches und darum Unnatürliches innewohnt, das soll hier nicht näher untersucht werden.

Bemerkungen.

Peter Krapotkin. Am 9. Dezember ist der Fürst Peter Krapotkin siebzig Jahre alt geworden. Die Teilnahmslosigkeit, mit der die bourgeoise und sozialdemokratische Presse über diesen Tag hinweggegangen ist, wird dem tapferen Mann hundertfach aufgewogen sein durch die stürmische Art, in der alle revolutionären Blätter die Gelegenheit ergriffen, ihm Dank zu sagen und Glück zu wünschen. Wir, die wir gewöhnt sind, Menschen nicht nach ihrer Parteistellung und ebensowenig nach ihrer äußerlichen Gesellschaftszugehörigkeit, sondern nur nach ihrem persönlichen Wert einzuschätzen, verehren in Peter Krapotkin einen Rebellen in des Wortes schönster und reinsten Bedeutung. Als Sproß der höchsten russischen Aristokratie wuchs er in der beschränktesten Umgebung auf, zwischen Lüge und Verstellung, nämlich als Hofpage des Zaren Alexander II. in dessen persönlicher Gefolgschaft. Er gehört zu den unendlich wenigen, denen die Seele in solchem Dasein nicht abfaulte, sondern die den Moder spürten und dagegen in ihrem Innern auftrutzten. Bei seinen Studienreisen als Geograph erkannte er mit offenem Blick die grauenvollen Verhältnisse bei den leibeigenen Bauern Rußlands. Als Offizier wurde er als Adjutant einem Gouverneur beigeordnet und lernte bei der Ausarbeitung gewisser Reformen im Gefängniswesen die ganze Unsinnigkeit der Strafen, und mithin der Regierungen und Staaten erkennen. Der persönliche Einblick in das Leben der Duchoborzen machte ihn gleichzeitig mit den Prinzipien des Sozialismus vertraut, und nach seinem Ausscheiden aus der Armee (1867) widmete er sich ganz seinen Studien und dem Ausbau seiner revolutionären Ideen. 1872 lernte er in der Schweiz die junge anarchistische Bewegung Bakuninschen Geistes kennen und bekannte sich seitdem als Anarchist. In der Heimat fand er Fühlung mit den Nihilisten, mit denen er an der revolutionären Aufklärung des Volkes arbeitete und die russische Revolution, deren erste Anfänge

nun hinter uns liegen, vorbereiten half. Er entging den Schergen nicht. Aber nach zweijähriger Untersuchungshaft gelang ihm die abenteuerliche Flucht aus der Peter-Pauls-Feste und er entkam nach England und ging von dort wieder in die Schweiz. Dort wies man ihn 1881 aus, und zwei Jahre später wurde er in Frankreich zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, von denen er drei absaß. Seitdem lebt er in England, treu seinen Idealen und unendlich fruchtbar in seiner Arbeit. Die Artikel, die er als Redakteur der ersten anarchistisch-kommunistischen Zeitschrift „La Revolte“ (1878—83) veröffentlichte, liegen gedruckt in dem schönen Buch „Worte eines Rebellen“ vor, dem der „Wohlstand für alle“ („la conquête du pain“) folgte. Sein Hauptwerk ist „Die gegenseitige Hilfe“, worin er seine Erfahrungen als Geograph, Zoologe und Soziologe zur Grundlage der Idee macht, die den Staat und die Gewalt entbehrlich und schädlich und die freie Gesellschaft einzig natürlich und gerecht weiß. In „Landwirtschaft, Industrie und Handwerk“ wird der Nachweis erbracht, daß jedes Land bei vernünftiger Bewirtschaftung allen notwendigen Bedarf seiner Bewohner selbst produzieren kann, und als letztes Werk gab uns Krapotkin eine Geschichte der französischen Revolution, die den Hintergründen der gewaltigen Bewegung mehr als irgend ein früheres nachspürt, und zum ersten Mal denen gerecht wird, die an der Revolution den besten Anteil hatten: den Bauern und dem niederen Stadtvolk, den Sansculottes. —

Das Wundervolle an allen Schriften Krapotkins ist die seltene Mischung von ernstem, wissenschaftlichem Forschen und tiefer menschlicher Ergriffenheit. Was in der Wertschätzung dieser Zeitläufte leider sehr außer Kurs geraten ist was aber zur Erkenntnis der Dinge ewig das Wichtigste bleiben wird, das besitzt Peter Krapotkin in erstaunlichem Grade Weisheit und Wahrhaftigkeit.

Pole Poppenspüler. Münchens bestes Theater hat seinen Gründer und Leiter verloren. Ich war noch in dem allerliebsten Bau an der Blumenstraße, als Papa Schmid — schon über die Neunzig — zum letzten Male das Kasperle im Urfaul sprach: etwas zahnlos zwar und nicht in jedem Wort verständlich, aber so herzlich beteiligt noch, so lebhaft und kräftig in seinem münchenerischen Dialekt, daß es eine reine, helle Freude war. — Die Kunst des Puppentheaters ist in den letzten Jahren wieder sehr in Uebung gekommen. Paul Brann leistet mit seiner modernen Marionetten-Biilmo Ausgezeichnetes. Das Bestreben, Puppen in künstlerischer Plastik herzu-

hier nur an die wundervollen graziösen Wachspuppen der Lotte Pritzel.) Ich glaube, daß an allen diesen Beweisen eines ausgebildeten Geschmacks Papa Schmid redlichen Anteil hat. Seine Figürchen waren bei aller Naivität der Ausführung vorzüglich charakterisiert, das Repertoire seines Theaters entsprach zugleich dem primitiv-kindlichen Verlangen eines wenig verwöhnten Publikums und dem raffinierten Geschmack künstlerisch sehr anspruchsvoller Menschen. In Papa Schmid's Lebenswerk manifestiert sich das Bindeglied zwischen einer malten sehr wertvollen Kultur zu einer höchst verfeinerten, auf ganz sensible Nerven abgestimmten Kunst. — Pole Poppenspüler ist tot. Das Andenken des lieben Alten und sein künstlerisches Vermächtnis wird länger währen als sein reiches Leben gedauert hat.

Auf dem Dache sitzt ein Greis. Höchlich erstaunt und weidlich amüsiert beobachtet der unbefangene Skeptiker die Seltsamkeiten, mit denen die Hert- und Kümmerlinge an der bayerischen Staatsspritze die derzeit gültige Staatsidee wöchentlich siebenmal vor aller Welt blamieren. Gegen die Manöver, den Jesuiten den ihnen von nationalliberalen Angstmeyern in den Schlund geschobenen Knebel zu lockern, will ich nichts sagen. Die Polenpolitik in Preußen ist weitaus unappetitlicher, und wenn ich die Frage entscheiden soll: Preußen in Deutschland voran! oder Rom in Deutschland voran!? — dann drehe ich die Hand nicht um. Viel possierlicher waren denn doch die staatsrechtlichen Verrenkungen der Regierung und der Parteien, die Gnade Gottes, auf die allein sich noch der monarchische Gedanke stützt, den Zeitumständen entsprechend zu regulieren. Als der alte Regent noch nicht einmal im Sarge lag, erscholl das Horn der „M. N. N.“, die vierzehn Tage vorher noch den Gedanken, es könne eine Verfassungsänderung geplant sein, als taktlos und unbegründet zurückgewiesen hatte: die Zeit sei gekommen, da dem unhaltbaren Zustande, in dem ein Geisteskranker das Land Bayern repräsentiert, ein Ziel gesetzt werden müsse. Und rings im Lande tuteten alle mit, die Liberalen und Bauernbündler, die Konservativen und die schwärzesten Klerikalen: Wir wollen in München wieder einen König ha'm! Einen König wolln wir ha'm! — Und alle Welt freute sich. Denn der bayerische Landtag sollte eine Vorlage kriegen und sollte darüber abstimmen, ob der Prinzregent Ludwig fortan von Gottes Gnaden König von Bayern sein dürfe, oder ob wie bisher Gerichtsurteile im Namen des kranken Königs Otto ergehen sollten. Wir hätten eine Krönung erlebt, Herolde wären durch die Straßen geritten, und es wäre sehr feierlich und prächtig hergegangen. Die liberalen Rückenmärker sagten kein Wort mehr davon, daß sie als Aequivalent eine neue Wahlkreiseinteilung haben wollten. Die „Münchner Post“ aber (die ihren Nachruf auf den Regenten Luitpold mit der gemütlosen Ueberschrift „Regentschaftswechsel in Bayern“ begonnen und mit einem schamhaften Palmwedel beschlossen hatte), orakelte so tiefsinnig, daß kein Mensch genau durchschauen konnte, ob ihr republikanisches Herz der Enthronung des Herrn in Fürstenried oder dem

status quo geneigter wäre. — Und dann folgte der Fanfare die Schamade. Das Zentrum betrachtete den Regentschaftseid von vorn und von hinten, erkannte: kein Geschäft zu machen — und die an Münchner Stammtischen abgeschlossenen Wetten entschieden sich zugunsten der Outsider. Die monarchische Idee aber hat wieder einmal beträchtlich an Ansehen gewonnen.

Die Fruchtbarkeit der bayerischen Regierungsweisheit machte allmählich die Existenz eines eigenen Organs zum unvermeidlichen Bedürfnis. Wer wollte auch alle Entgleisungen der Hertlingschen Lokomotive registrieren, wenn nicht ein übersichtlicher Schienenstrang die Orientierung erleichtert? Gott sei Dank, jetzt haben wir eine königlich bayerische Staatszeitung. Leider ist die Feststellung nicht zu umsehen, daß das Blatt im Verhältnis zu der Vernehmlichkeit der Geburtswehen reichlich fad ausgefallen ist. Nach dem Spektakel, mit dem der Wechselbalg zur Welt kam, hätte man wohl ein etwas originelleres Produkt erwarten dürfen. Die „Münchner Post“ hatte vor der Entbindung ein Programm der Redaktion (als welche im Hintergrunde die Regierung ist) veröffentlicht, daß alle liberalen und sozialdemokratischen Glatzen zu Berge standen. Es war allerdings auch ein reizendes Produkt. Der geplante Nachrichtendienst soll für das Blatt der Firmen Oldenbourg und Mosse monopolisiert werden. Sämtliche Behörden und öffentliche Anstalten werden zu Zwangsabonnenten gepreßt und die Reportage wird von den königlich bayerischen Gesandtschaften besorgt. Ich kann die Wut der effektiv geschäftlich schwer geschädigten Tagespresse gut verstehen, aber wenn ich auch nicht in der glücklichen Lage bin, wie die sozialdemokratische „Münchner Post“ die Entrüstung im redaktionellen Teil durch die Einladung zum Abonnement der Staatszeitung im Inseratenteil zu paralysieren, so kann ich mir doch nicht versagen, die Art, wie hier die Regierung im Bunde mit einigen interessierten Geschäftsleuten gegen Ueberzeugung und Entschlußfreiheit zahlreicher Leute Gewalt übt, als aufgelegte Schweinerei zu bezeichnen. Denn manchmal ist es gut, seine Ironie beiseite zu stellen und dem Gefühl des Ekels ohne Umschweif Luft zu machen. Das Peinlichste ist, daß jede Empörung gegen bestimmte Personen bei solchen Dingen am unrechten Platze wäre, und daß man gerechterweise zugeben muß, daß die Möglichkeiten zu solchen Häßlichkeiten in dem System begründet liegen, das denen, die seine Symptome beschimpfen, selbst heilig und unantastbar ist. Unsereiner, der die Erscheinungen auf ihre Ursachen zurückzubeziehen sucht, wird sich damit abfinden müssen, in den Augen der politischen Gelegenheitsopponenten ewig als Narr oder als Lump zu gelten.

NB. Das Erscheinen dieses Heftes hat sich leider durch eine Reise des Herausgebers verzögert. In Zukunft soll der „Kain“ stets pünktlich bis zum 15. jedes Monats vorliegen.

==== Vom ====
Gedichtbände

„Der Krater“

von **Erich Mühsam**

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

====
Preis **2** Mark.
====

Erschienen;

Kain-Kalender

für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

====
Preis **1** Mark.
====

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

~ ERICH MÜHSAM. ~

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Jahrgang II.

No. 11.

Februar 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Polizeidiktatur. — „Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit“. — Von Paul zu Pedro. — Bemerkungen. — Eugen Dühning. — Im Zeichen des Kreuzes. — Der Schurke Wetterlé. — Selbsterkenntnis. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Vom
Gedichtbände
„Der Krater“
von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Erschienen;
Kain-Kalender
für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt entgegen
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Jahrgang II
No. 11.

München,
Februar 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Polizeidiktatur.

In diesem Jahre der nationalen Erinnerung, der nationalen Beglücktheit, der nationalen Phrase haben wir tropfenden Auges der Tatsache zu gedenken, daß es nun hundert Jahre her sind, daß die Macht des letzten verantwortungslosen Despoten gebrochen wurde. Was nach Napoleons Sturz noch an fürstlicher Selbstherrlichkeit gesehen wurde, ist kümmerliche Karrikatur. Der neurasthenische Angstbold, der als Herr aller Reußen vor der Bombe zittert, die eines Tages das Blut an seinen Fingern rächen könnte, ist ein trüber Popanz in den Klauen bestochener Volksausauger. Die Mandschus spüren unter dem Körperteil, mit dem sie früher am Throne Chinas klebten, den Tritt eines erwachten Volks. Und selbst die Großherzöge der beiden Mecklenburg tragen die Bürde ihrer Allmacht nur nolens volens weiter, weil ihre getreuen Vasallen, die Standesherren, ihnen die Einführung einer Verfassung durchaus nicht gestatten wollen. Die Scheitel der übrigen Potentaten aber sind längst mit dem bekannten Tro-

pfen demokratischen Oels gesalbt, der selbst unter der Krone hervorquillt, unter der noch immer der schöne Traum geträumt werden mag, daß regis voluntas suprema lex sei.

Die Selbstbestimmung des Bürgertums, das erhabene Ziel der Revolutionen von 1830 u. 48, ist längst Ereignis, und das Bürgertum nachgerade in solchem Maße an seine Selbstbestimmung gewöhnt, daß es keine Ahnung hat, wieviel tiefer es heute in Abhängigkeit und in Drill steckt als je vor den Ausbrüchen seiner demokratischen Freiheitssehnsucht. Zwar droht dem Einzelnen nicht mehr die launenhafte Willkür eines königlichen Gebieters, der nach Belieben strafen und lohnen kann. Aber die Angst vor der Selbständigkeit hat aus dem Philistiergehirn selbst einen Ersatz herauswachsen lassen, durch den die Gefahr eigenmächtiger Lebensbetätigung der Menschen vollständig beseitigt ist. Der zivilisierte Mitteleuropäer des 20. Jahrhunderts hat mit wahrhaft erfinderschem Geist das Mittel ersonnen, das ihm zugleich das stolze Bewußtsein seines demokratischen Selbstbestimmungsrechts erhält und ihn doch zum hörigen Befolger diktatorischer Anweisungen von oben macht: er besoldet einen Beauftragten zu dem Zweck, ihm die Faust in den Nacken zu setzen und ihm alles zu verbieten, was er gern täte.

Unter dem Vorwand, sich eine dienstbare Kreatur zu schaffen, die sein Leben und sein Eigentum gegen sträfliche Rechtsbrecher schützen solle, begab sich der Bürger allmählich in die unbedingte Gewalt der Polizei. Es hat lange gedauert, bis diese Behörde selbst den Umfang ihrer Machtbefugnis begriffen hat. Aber jetzt ist es soweit, daß der Schutzmann Herr ist über alle unsre Entschließungen, daß er neben uns steht und uns in unseren privatesten Daseinsäußerungen bevatert, daß er unsern

Willen, unsre Lebenshaltung, unsre Gewohnheiten, unsre Vergnügungen, unsere Geschlechtlichkeit und unsern künstlerischen Geschmack überwacht, und wo es nötig ist, zurechtkennt. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Bedürfnis jedes Philisters nach Tyrannei, das seinerseits wieder auf die immer noch übliche Verschüchterungspädagogik der Kinderstuben und Lehrinstitute zurückzuführen ist. Man erziehe die Kinder zu selbständigen Menschen, man lehre sie, daß sie sich die Prügel der Erwachsenen nicht gefallen lassen sollen (denn die Eltern prügeln ihre Kinder nur, weil sie körperlich stärker sind), dann werden wir als nächste Generation ein Geschlecht erleben, das den Namen Polizei nur noch als historische Kuriosität kennen wird.

Der Einwand, daß es sich ja doch um ein von der Oeffentlichkeit überwachtes Institut, sozusagen um eine demokratische Einrichtung handle, verfängt nicht. An der Spitze jeder Polizeiverwaltung steht ein einzelner Mann, ein Polizeipräsident, der auf seinen Posten vom Minister des Innern berufen wird, und nur von ihm abgesetzt werden kann. Der Minister aber ist nur der Krone verantwortlich. Die einem Polizeipräsidenten übergeordneten Stellen aber müßten ihr eigenes Interesse schlecht verstehen, wenn sie sich nicht der Beflissenheit freuten, mit der Hinz und Kunz sich unter die schrankenlose Autorität des Polizeipräsidenten beugen.

Der Typus des modernen Polizeipräsidenten wird gegenwärtig durch zwei Individuen hervorragend repräsentiert: durch Herrn v. Jagow in Berlin und durch Herrn v. d. Heydte in München. Beide auch charakteristisch für die Seelenbeschaffenheit der unter ihren Schutz Befohlenen. Jagow ist — das kann man ohne sein Freund zu sein, getrost zu-

geben — immerhin eine Persönlichkeit, jemand, der hinter der Amtsmiene eine ziemlich prägnante Physiognomie zeigt. Seine Erlasse haben Schmiß, Stil, Charakter, und die Art, wie er den Berlinern Raison beibringt, imponiert diesem witzigen und schlagfertigen Volk. Wird er einmal pedantisch in seinen Verordnungen — wie bei der neuen Straßenordnung —, dann gröhlt ihn von seinen Schützlingen der fröhlichste Hohn an, und er erlebt, daß kein Mensch sich um seine Autorität kümmert. Dadurch ist Herr v. Jagow einigermaßen vor der Gefahr gefeit, die ein solches Maß von Machtbefugnis immer in sich birgt; einer Art von Caligula-Wahnsinn zu verfallen, einem Ueberschnappen des Despotenbewußtseins, wie ihm subalterne Naturen am leichtesten ausgesetzt sind. Der Berliner hat Kritik und übt sie, deshalb kommt ihm auch die tatsächlich fast unbeschränkte Macht seines Polizeipräsidenten weniger ins Bewußtsein, wie den kritischen Naturen anderswo, die von ihrer Kritik keinen Gebrauch machen können, weil sie vereinzelt sind.

Am bösesten sind wir wohl in München dran. Die persönliche Bekanntschaft des Herrn v. d. Heyde ist mir bis jetzt erspart geblieben, und da dieser Herr im Gegensatz zu seinem Berliner Kollegen in seinen öffentlichen Kundgebungen keinerlei individuelle Züge verrät, kann ich über ihn selbst kein Urteil abgeben. Zu seinen Gunsten wäre vielleicht anzuführen, daß er gegen die Bevölkerung bisher Schieß erlasse nicht herausgegeben hat. Was seine Manifestierungen auszeichnet, ist dagegen eine schikanöse Kleinlichkeit, ein ewiges Quängeln um Gleichgültigkeiten, eine Fürsorglichkeit in Angelegenheiten, denen selbst mit der Lupe kein öffentliches Interesse angemerkt werden kann. Aber die Münchner sind ein geduldiger Menschenschlag, und es

scheint fast, als ob sie froh sind, grade dem Mann zu gehorchen, dessen Geboten sie nicht den geringsten Sinn entnehmen können. Solange der Münchner Durchschnitts-Banause seine acht Maß Bier ungestört trinken kann (aber richtig eingeschänkt müssen sie sein!), und solange die Kalbshax'n das gewohnte Format behält, ist er mit allem zufrieden, was eine hohe Obrigkeit für gut befindet. Er geht eh' um elf Uhr schlafen.

Die übrigen aber — etliche Zehntausend sind es immerhin — fügen sich, weil sie zu bequem sind, einmal energisch aufzumucken. Sie schimpfen zwar tagtäglich weidlich über die Art, wie die Münchner Polizei sich in ihr Privatleben einmischt, aber der Gedanke, daß es auch ohne Diktatur des Herrn v. d. Heydte gehn könnte, kommt ihnen nicht auf. Ich halte gewiß nicht viel von einem Personalwechsel in Aemtern, die mir an und für sich gefährlich, schädlich und überflüssig scheinen. Aber es wäre schon ein Segen, wenn endlich einmal eine Bewegung unter die Leute käme, die die Beseitigung des bestimmten Mannes betriebe. Ich gedenke, ungeachtet der Gefahr als ein oppositioneller Communal-Banause angesehen zu werden, weiterhin gegen die Person des Polizeipräsidenten Stimmung zu machen, unter dessen Fuchtel die schönste deutsche Stadt zur Metropole aller Muckerei, Schuhriegelei und Bevormundung geworden ist.

Mein Eifern gegen die Polizeistunde mag den Lesern des „Kain“, die mich um wichtigere Dinge bemüht wissen, pedantisch scheinen. Mir scheint aber gerade diese Schulmeisterei, die jeden Menschen zwingt, zu einer bestimmten Zeit nach Hause zu gehen, besonders geeignet, die Unmündigkeit zu illustrieren, in die sich Menschen, die ihren eigenen Entschlüssen trauen dürfen, pressen lassen. Ein Kreis

von Künstlern, die oft bis spät in die Nacht hinein gearbeitet haben, sitzt in guter Unterhaltung beisammen. Irgend ein Problem, von dessen Existenz Herr v. d. Heydte vielleicht keine Ahnung hat, wird erörtert, die Geister werden produktiv, neue Einsichten werden ausgesprochen, mancher läßt sich von der Diskussion zu guten künstlerischen Ideen inspirieren, — und plötzlich erscheint ein Schutzmannhelm in der Tür. Man muß aufbrechen, und da in dem riesigen Umkreis der Stadt keine einzige Unterkunft mehr offen ist, sich trennen, sich eilig trennen, da jeder weiß, eine Weigerung würde mit Gewaltanwendung beantwortet werden. Das sind keine Nebensächlichkeiten, das sind höchst bemerkenswerte Symptome einer grenzenlos unwürdigen Versklavung.

Wie sehr durch die widerspruchslose Hinnahme solcher Eingriffe in die persönlichen Entschließungen das Autoritätsgefühl des Polizeipräsidenten gestärkt wird, hat sich nun eklatant im letzten Fasching gezeigt. Die kurzen Karnevals-Wochen waren von jeher in München eine Erholung und eine Lust. In diesem Jahre griff plötzlich der Polizeipräsident mit Verordnungen ein, die garnichts anders bezwecken können, als die Erdrosselung des Karnevals durch den Schutzmann. Herr v. d. Heydte verbot das Konfetti-Werfen, er verbot die Schiebetänze, er verbot das Tanzen in öffentlichen Lokalen überhaupt. Cui bono?

Man stelle sich vor: bei den lustigsten Festen und Maskeraden waren Leute aufgestellt, die im Auftrage der Polizei zu kontrollieren hatten, ob nicht etwa „geschoben“ werde. Wurden diese ehemaligen Unteroffiziere durch den Tanz einzelner Paare in ihrem verfeinerten Sittlichkeitsgefühl peinlich berührt, dann griffen sie mit ihren Schutzmannsfäusten;

ein und rissen die vergnügten Menschen auseinander. Sonst sind doch die Männer anders, sonst spielen sie sich als Kavaliere auf, sonst schützen sie ihre Frauen und Mädchen gegen jede Beschimpfung. Ist es denn etwas anderes, wenn von Polizei wegen dekretiert wird, daß das Verhalten der Dame, mit der man tanzt, „unzüchtig“ sei? Wenn die Frauen coram publico von Polizeivigilanten der Unsittlichkeit geziehen werden! — Es ist sehr bezeichnend, daß die Veranstalter des Pressefestes — das sind doch wohl die Hüter der öffentlichen Freiheit? — davon „Abstand genommen“ haben, gegen die unerhörte Beschimpfung der Teilnehmerinnen an diesem Feste zu protestieren. Die wenigsten Blätter wagten überhaupt nur einen schwachen Einspruch.

Kam man früher an den Redoutentagen ins Café Luitpold, — was war das für eine famose Stimmung! Alles tanzte, jubelte, küßte durcheinander — hat das jemandem wehgetan? In diesem Jahre wurden die Leute, die harmlos tanzen wollten, am Arm gepackt und auseinandergezerrt. Pfui Teufels! hat man genug gehört dabei, aber am Aschermittwoch war alles wieder vergessen.

Der Polizeipräsident tut, was er mag. Ich bin sogar überzeugt, er tut alles in bester Absicht. Woher soll der Mann wissen, daß alles Tanzen Erotik ist? Beim Schieber hat er es zufällig gemerkt, — da greift er ein. Denn sein Bestreben ist wohl letzten Endes, die Erotik in München überhaupt zu verbieten. Von diesem Bestreben hat er ja in den letzten Jahren in seiner Tätigkeit als Theaterzensor schon hinlängliche Beweise geliefert. Es ist nur immer wieder erstaunlich, wie engelsgeduldig die Münchner Bevölkerung zusieht, wie dieser eine Mann der Stadt den Atem einschnürt, der Jugend das Jungsein, den Fröhlichen das Fröhlichsein verbietet.

Ach nein, es ist nicht erstaunlich. Bei Protesten gegen Muckerei und Zelotik pflegt ja sonst die Geistigkeit voranzugehen. Hinter Herrn v. d. Heydte her aber trabt ein ganzer Troß literarischer Trabanten; sein Zensurbeirat. In einer Stadt, wo es möglich ist, daß moderne Literaten der Polizei gegen ihre eignen Standesgenossen Helfersdienste leisten, darf man sich über garnichts wundern. Die Herren Ruederer, Weigand, v. Gleichen-Rußwurm und (leider! leider!) Thomas Mann haben immer noch nicht die Geste gefunden, zu der ihnen Max Halbe das Beispiel gab: dem Polizeipräsident das „Ehrenamt“ vor die Füße zu schmeißen, das sie in den Augen jedes Menschen, der in dem Recht der Behörde in Kunstwerken herumzufingern eine Affenschande erblickt, zu Polizeibütteln degradiert.

Es ist weit gekommen mit uns. Wir sollten das Gedenkjahr des Sturzes des letzten Despoten nicht gar so laut feiern.

Dieses Heft war fast fertiggestellt, als Herr v. d. Heydte dem Eingangsartikel noch eine Illustration lieferte, die hier doch noch registriert werden soll. Das einzige auf weltstädtischen Betrieb eingerichtete Tanzlokal Münchens, das architektonisch entzückende Odeon-Casino, wurde durch die Verordnungen des Polizeipräsidenten derartig in der Ausübung seiner Bestimmung (nämlich, ein Ort der Lustigkeit zu sein), behindert, daß sich manchmal gewisse Uebertretungen nicht vermeiden ließen. Darauf setzte der Ordinarius Münchens die Polizeistunde auf 12 Uhr fest und zwang die Besitzer, die Bude zu schließen. Daß Münchens Lebewelt jetzt einmal wirklich empört ist, bedeutet nicht viel. Es wäre längst ihre Pflicht gewesen, empört zu sein über die Kasernenerziehung, die gegen sie beliebt wird. Auch daß die Zeitungen auf den Verdacht kommen, es könne allmählich eine polizeiliche Bevormundung einzureißen drohen, ist nicht sehr wichtig. Denen wird die Weinstraße schon durch Informationen den Mund stopfen. Aber sechzig Angestellte des Unternehmens wurden durch das

Machtwort des Herrn v. d. Heydte brotlos, und die Entwicklung einer Dreiviertelmillionenstadt zur Großstadt wird durch die tugendhaften Launen eines Einzelnen künstlich unterdrückt. Das hier noch an einem eklatanten aktuellen Beispiel zu beweisen, schien mir so lohnend, daß ich deswegen die Ausgabe des „Kain“ wieder um einige Tage verzögerte. — Wohlmeinende Ochsen wundern sich, daß grade ich immer wieder die Interessen der begüterten Lebeleute wahrnehme. Treffen sie mich mitunter an Stätten der Lustbarkeit an, so verfehlen sie nie, mich auf meine sittlichen Aufgaben als Anarchisten hinzuweisen. Sie seien endlich einmal dahin belehrt, daß ein Anarchist weder vor sich noch vor anderen Leuten die Pflicht hat, ein Trauerkloß zu sein.

Bücher.

„Das Eheproblem Im Spiegel unserer Zeit“.

Im Verlage von Ernst Reinhardt, München, soll ein Buch erscheinen, in dem sich eine größere Anzahl von Männern und Frauen des geistigen, politischen und gesellschaftlichen Lebens über das Problem der Ehe äußern wird. Was ich dem Herausgeber des Werks, Freiherrn Ferdinand von Paungarten, auf seine Rundfrage geantwortet habe, bringe ich hier zum Vorabdruck:

Sehr geehrter Herr!

Das Problem der Ehe erscheint mir wie Ihnen als eines der wichtigsten und ernstesten im Leben der Völker. Nur glaube ich nicht, daß zur Vorbereitung einer grundsätzlichen Reform der Beziehungen zwischen den Geschlechtern eine Kritik der Formen genügt, die heutzutage eine Ehe rechts-giltig und den Mitmenschen billigenswert machen. Ich möchte die Kritik vielmehr auf die Voraussetzungen jeder — legitimen oder illegitimen — ehelichen Gemeinschaft ausgedehnt sehen: vor allem auf die moralischen Voraussetzungen.

Sie gestatten mir, meine Ansicht knapp darzulegen, ohne mich streng an Ihre Fragen zu halten. Mein Ausdruck kann freier und bestimmter sein, wenn ich ihn nicht an Begriffe hefte, die mir in ihrem ganzen Wesen fragwürdig geworden sind.

Daß ich die Ehe in ihrer gegenwärtigen Einordnung als gesetzliches Gefüge innerhalb der Staatsordnung ablehne, versteht sich bei meinem Anstreben anarchistischer, d. h. vom

Zwange befreiter Lebensformen von selbst. Nur bei der Vorstellung, daß die vom Staate, bezw. auch von der Kirche, repräsentierte Gesellschaft das Recht beansprucht, die Vereinbarung zweier Menschen zur vertrautesten Gemeinsamkeit zu sanktionieren und zu kontrollieren, gewinnt für mich der Begriff Unsittlichkeit gegenständliche Bedeutung. Ich mache also zwischen der in den Kirchenbüchern und Standesregistern vermerkten und der sogenannten „wilden“ Ehe solange überhaupt keinen Unterschied, wie beide sich in der gleichen Form eines Treuebundes in Erscheinung setzen. Das Eheproblem spitzt sich somit für mich zum Problem, der sexuellen „Treue“ zu.

Wer meinem Gedankengange folgen will, möge zunächst alle moralischen Dogmen, die ihrer Natur nach Vorurteile sind, beiseite schieben und die Sexualität des Menschen als einen natürlichen Trieb voraussetzen, der, wie alle Triebe, die Bestimmung hat, sich zu betätigen. Es untersteht nicht dem geringsten Zweifel, daß die Mehrzahl der Menschen polygamisch empfindet, den Geschlechtstrieb also nicht auf ein bestimmtes Individuum konzentriert, sondern der Attraktion verschiedener Personen zugänglich ist. Die gesamte orientalische Kultur anerkennt diese Eigenschaft, indem sie der Männern die Vielehe konzidiert. Die orientalische Kultur deswegen als minderwertig zu stigmatisieren, wäre aber wohl eine Vermessenheit, deren sich ein gerechtes Urteil nicht schuldig machen wird.

Daß für die Frauen andere Sittenforderungen gelten, ist im Orient in der niedrigen Einschätzung des weiblichen Geschlechts, wie sie die Männer durch Jahrtausende anmaßlich beliebt haben, begründet. Im Occident, wo man bekanntlich sexuelle Seitensprünge bei Männern ebenfalls viel gutmütiger beurteilt als bei Frauen, dürfte die strenge Aufsicht über die monogamische Lebensführung des Weibes auf praktischen Besorgnissen beruhen, die mit der Stellung der Kinder im gesellschaftlichen Betriebe zusammenhängen.

Hier aber wäre nach meiner Ansicht der Wirksamkeit jeder Frauenemanzipation das Betätigungsfeld geboten: in der Erkämpfung der gesellschaftlichen Anerkennung des unbedingten Rechtes auf den eigenen Geschlechtswillen. Die Unterdrückung der Frau im wirtschaftlichen und politischen Leben steht in engstem Zusammenhange mit der Unterdrückung ihrer Willensfreiheit. Die Frauen können keine Selbständigkeit im öffentlichen Konkurrenzkampf beanspruchen, solange sie sich der Selbständigkeit in ihren persönlichen Entschlüssen begeben.

Das Urübel in den Beziehungen der Geschlechter zueinander besteht in der im Bewußtsein der Menschen schon als selbstverständlich geltenden Treueforderung, die garnichts anders bedeutet, als den Anspruch eines Menschen auf die Hörigkeit des andern. Die zweifelsfreie Selbstverständlichkeit dieses gegenseitigen Besitzrechtes hat dazu geführt, daß der Neid, den man sonst rechtens als Erbärmlichkeit betrachtet, im Geschlechtsleben unter der Bezeichnung Eifersucht als etwas völlig Berechtigtes gilt und daß selbst brachiale Gewalttätigkeiten „betrogenen“ Eheleute von der Mitwelt entschuldbar gefunden werden.

Eine Reform der Ehe sollte nach meinem Empfinden dahin geleitet werden, daß das sexuelle Monopol der Gatten beseitigt werde. Liebe gibt Pflichten, aber keine Rechte. "Ist die Leidenschaft eines Menschen zum andern so stark, daß sie jede Attraktion zu dritten Personen verdrängt, so wird ihn dieser Zustand von selbst zur „Treue“ veranlassen. Dem andern Gatten jetzt die Forderung aufzuzwingen, gleichfalls „treu“ zu sein, also aus einem Gefühl Rechte herleiten zu wollen, die einem Nebenmenschen die freie Entschließung abschneiden, scheint mir geradezu sittlich verwerflich zu sein. Uebrigens beruht die übliche Einschätzung der Treue als Wahrung der geschlechtlichen Begierde für einen einzigen Partner auf einer Verkennung des ethischen Begriffs Treue, der garnichts anders bedeutet, als Standhaftigkeit der Empfindungen. Die Ausübung der geschlechtlichen Triebe bei einer Vielheit von Individuen braucht die Liebe zu einem einzelnen nicht im geringsten zu tangieren.

Der Einwand, daß die Forderung der Monogamie nötig sei, um im Falle der Empfängnis die Vaterschaft sicherzustellen, fällt mit dem Naturgesetz, daß die Kinder von der Mutter mit Schmerzen geboren werden und daher zur Mutter, nicht zum Vater gehören. Die Vaterschaft kann, da für den Mann immer nur Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten bestehen, nicht als Rechtsgut in Anspruch genommen werden.

Eine andere Frage freilich ist die nach der Ernährung der Kinder und Frauen. Diese Frage kann aber nur gelöst werden im Zusammenhange mit allen sozialen Problemen unserer Zeit, wie ich denn auch bitten muß, alles, was ich hier über Ehe und Geschlechtsleben gesagt habe, als Komponente eines Programms aufzufassen, das die Revolution aller gesellschaftlichen Verhältnisse anstrebt. Innerhalb einer staatlichen Ordnung der Dinge, in der die Virginität als moralische Tugend geschätzt wird, in der die Frau als inferior betrachtet wird,

und in der eine kontrollierende Öffentlichkeit mit Strafparagraphen die Sexualität der Einzelnen überwacht, werden, wie in allen Dingen, so auch in der Ehe, wohl nur formale Korrekturen vorgenommen werden können. An formalen Reformen aber nehme ich keinen Anteil. Erich Mühsam.

Von Paul zu Pedro. Von F. Gräfin zu Retentlow.

Verlag Albert Langen, München, 1912.

Bei der Begrenztheit des im „Kain“ verfügbaren Raumes habe ich die Absicht, hier regelmäßig, oder doch häufig, Buchrezensionen vorzunehmen, sehr bald aufgeben müssen. Die Rubrik „Bücher“ wäre ganz aus diesen Blättern verschwunden, wenn nicht doch unter den zahlreichen Schriften, die die Post ins Haus bringt, mal eins wäre, das mich so intensiv interessiert, daß ich garnicht anders kann, als vor meinen Lesern davon zu sprechen. Ein solcher Fall liegt jetzt vor.

Das Buch der Gräfin Reventlow enthält Briefe. Briefe einer gescheiten und überaus vorurteilslosen Frau an einen Mann, der als verständnisvoller Zuhörer zu denken ist. Briefe, die etwa ein Tagebuch ersetzen, aber ein solches, das unter allen Erlebnissen nur eine Art des Erlebens bemerkenswert findet. Musikalisch ausgedrückt: die Briefe sind Variationen eines Themas, und zwar lauter lustige Variationen. Daß die ständige Wiederholung des gleichen Themas nicht langweilig, sondern von Seite zu Seite, von Satz zu Satz anregender wird, das ist der große Vorzug des Buches und die große Tugend der Dichterin.

Das variierte Thema heißt Liebe. Nein — eigentlich nicht, aber Flirt auch nicht. Dazu ist doch immer schon zuviel Liebe dabei. Das Thema heißt: der Mann. Gesehen von einer durchaus unbefangenen und dabei sehr lebenshungrigen Frau.

Die erfahrenste Dame kritisiert ihre Männer. Nicht etwa um sie schlecht zu machen. Im Gegenteil. Auch nicht, um sie lächerlich zu machen. Aber sie werden lächerlich. Die Herren der Schöpfung, die sich auf ihre Kunst, Weiber zu nehmen, so furchtbar viel einbilden, hier werden sie entlarvt. Hier zeigt sich, daß sie grade da, wo sie glauben Eroberer zu sein, Spielzeug sind. Und es zeigt sich, daß der individuelle Wert, mit dem sie die Frauen zu gewinnen meinen, immer nur der übliche Zug eines Typus ist, den die erfahrene Frau genau kennt und lange vor dem ersten Kuß richtig taxiert.

Die Gräfin Reventlow hat in ihren Briefen die Männer nach Typen geordnet und einzeln beschrieben. Es ist eine Entlarvung, die erschütternd komisch ist. Mit dem Typus Paul fängt es an. „Es gibt eine bestimmte Art von Erlebnis, das ich Paul nenne, aus dankbarer Erinnerung an seinen ersten Vertreter“. „Paul ist eine Begebenheit, die immer von Zeit zu Zeit wiederkehrt“. Und Paul tritt aus dem Schatten hervor in strahlende Sichtbarkeit. Wir erkennen ihn wieder und wir sehen ein, daß Paul als ewige Erscheinung unter den Vertretern seines Geschlechts dahinwandelt. — Prachtvoll lebendig steht dann der Typus des „Retters“ vor uns auf. „Glauben Sie mir, man darf sich noch so weit und noch so lange auf der schiefen Ebene befinden, es tauchen immer wieder Männer auf, die uns durch wahre Liebe retten wollen“. Wer das Buch der Reventlow gelesen hat, wird hoffentlich nie wieder auf den geschmackvollen Einfall kommen, grade er sei der Auserwählte, der einer Frau mit Vergangenheit das „volle Glück“ bereiten könne. Auch der Typus der „eleganten Begleitdogge“ ist von hohem Reiz.

Es folgen eine Menge kleiner Einzelerlebnisse, alle mit höchst lehrreichen Nutzenwendungen versehen. Hinter diesen Nutzenwendungen aber, die so ganz leicht und selbstverständlich vorgetragen werden, steckt ein sehr ernster Mensch, einer, der unabmeßbar weit von jenen Vorurteilen der bürgerlichen Sitte entfernt wohnt, denen wir die liebe Einrichtung der moralischen Contenance verdanken. Die moralischen Voraussetzungen der guten Gesellschaft fehlen in diesem Buche völlig — und man vermißt sie durchaus nicht. Die entzückende Unbefangenheit, mit der hier eine wertvolle Frau ihre garnicht polemisch gemeinten Ansichten ausplaudert, zeigt dem Gesellschaftskritiker aber, wie verlogen und brüchig jene Tugenddogmen sind, deren Befolgung unter allen Wohlerzogenen als Wertmaß des gesellschaftlichen Anstands gilt.

„Von Paul zu Pedro“ ist das graziöseste Buch, das mir seit lauger Zeit unter die Augen gekommen ist. Es ist frei von jeder Pose und von jeder moralistischen Benommenheit. Daß es möglich war, daß ein solches von französischem Esprit getränktes Bekenntnis von einer deutschen Frau geschrieben wurde, erfüllt angesichts der humorlosen Gouvernantenhaftigkeit der neuerdings unter den schreibenden Damen in Schwung geratenen Anklage-Romane mit wahrer Freude.

Wer seine Töchter rechtzeitig vor etepeteter Gansigkeit im Verkehr mit Männern schützen will, dem seien die Betracht-

hingen der Gräfin Reventlow als Geschenkliteratur für junge Mädchen eindringlich empfohlen.

Bemerkungen.

Eugen Dühring. Die Art, wie Gerhart Hauptmanns 50. Geburtstag als nationaler Feiertag begangen wurde, und die peinliche Rolle, die der Dichter sich dabei zuweisen ließ und spielte, hat manchem den Geschmack an Geburtstagsgratulationen für geraume Zeit gründlich verdorben. Die Gefahr jedoch, dem achtzigjährigen Eugen Dühring könne der Jubel der Menge ähnlich zu Kopfe steigen, scheint einigermaßen ausgeschlossen, da sich dieser Jubel — wie zu erwarten war — sehr reserviert verhielt. Denn die Tatsache, daß der blinde Dühring unter allen Lebenden der polyglotteste Geist ist, und daß er auf den Aeckern der Philosophie, der Nationalökonomie und sämtlicher exakter Wissenschaften unvergängliche Früchte gesät hat, verschlägt bei denen, denen die Freudenzympeln der Nation anvertraut sind, garnichts gegen den Umstand, daß der Alte ein verbitterter und verbissener Nörgler, also persönlich unmöglich ist. Weil er es unternommen hatte, Helmholtz und andere Gelehrte anzugreifen, wurde der produktivste Kopf Deutschlands vom Lehrstuhle der Berliner Universität geworfen. Der maßlose Haß des Mannes gegen alle, in denen er später seine Feinde sah, machte ihn oft ungerecht, und seine Neigung, das Unrecht, das ihm von Einzelnen geschah, zu verallgemeinern, veranlaßte die Verrantheit seines Zornes. So übertrug er die Wut gegen einige jüdische Widersacher auf das gesamte Judentum, und tobt nun — oft im Jargon des übelsten Radau-Antisemitismus — gegen Juden und Judengenossen los. Wer aber gerecht ist, muß anerkennen, daß der Kampf, der gegen den Eiferer geführt wird, nur zu sehr geeignet war, ihn immer tiefer in seinen leidenschaftlichen Haß hineinzutreiben. Das Totschweige-System, das bekanntlich gegen alle angewandt wird, die in ihren Ansichten oder in ihrem Auftreten unbequem empfunden werden, hat hier zu einer Erbitterung geführt, die an denen, die es übten, einmal tier blamabel ausgehen wird. Denn spätere Generationen werden an der Riesenerscheinung Dührings nicht mehr schweigend vorübergehen können oder wollen. Es ist der Fall Schopenhauer in neuer Auflage. Schopenhauer hat die Professoren seiner Zeit der Verachtung der Nachfahren ausgeliefert. Den Peinigern Dührings wird es nicht besser ergehen.

Die sozialen Anregungen Eugen Dührings — sein sozialistisches System und seine Kritik des Marxismus —, die ihn den Vertretern der anarchistischen Ideen verwandt machen, sind besonderer Anlaß, seiner an dieser Stelle zu gedenken. Möge die erstaunliche Rüstigkeit und die phänomendale Schaffenskraft, die dem Blinden bis zu achtzig Jahren treu waren, seinem gewaltigen Lebenswerk zu immer weiterem Ausbau verhelfen.

Im Zeichen des Kreuzes. Es wird weiter gemordet. Der infame Raub- und Kreuzzug des vereinigten balkanischen Diebsgesindels hat noch nicht genug Blut geschluckt. Die Großmächte in ihrer uneigennütigen Christenliebe hatten mit sanftem Druck das mißhandelte Türkenvolk zu demütigenden Friedenskompromissen gezwungen. Nachdem die Serben und ihr gefräßiger Anhang in den eroberten Landesteilen grauenvoll gewüestet hatten, nachdem in entsetzlichen Schlachten mit Menschenleben unsinnig geaast war, sollte die gehundsvottete und nach Frieden schmachtende Nation von den wohlwollenden Mächten genötigt werden, auch noch die Plätze zu räumen und den Räubern zu überlassen, die sie mit aller Verzweiflung noch bis zuletzt gegen Kanonen und Anstürme gehalten hatten. Da folgte — mit einer Notwendigkeit wie der Knall dem Schuß — die Revolution in Konstantinopel. Man soll Enver Bey und seine Mitverschworenen nicht schelten, weil sie das Signal zu dem neuen Ausbruch des Krieges gegeben haben. Zu dem, was sie taten, trieb sie gekränkter Stolz und die Furcht, die Früchte der jungtürkischen Revolution von 1909 verderben zu sehen. Die Mächte aber hätten bedenken müssen, was sie taten, als sie ein Volk zwingen wollten zu tun, was es nicht tun konnte. Hätte Europa den Frieden am Balkan durchaus gewollt, es hätte ihn haben können, wenn es die Bulgaren veranlaßt hätte, sich einigermaßen zu bescheiden. — An der Tschataldshalinie und vor Adrianopel wird von neuem gemordet und gebrannt. Frauen- und Kinderleichen zeichnen den Weg der siegreichen Christen. Mit der wieder heraufbeschworenen Gefahr eines europäischen Krieges aber wird im Deutschen Reichstag demnächst die Forderung nach neuen Heeresverstärkungen begründet werden.

Der Schurke Wetterle. Es ist mal wieder gewaltige Entrüstung im deutschen Vaterlande. Ein Mann, der die Ehre hat, als Abgeordneter des Reichstags über die Gesckicke Deutschlands mitzubestimmen, hat in Frankreich Vorträge gehalten. Er hat bekannt, daß er Frankreich liebe. Er hat ja wohl auch durchblicken lassen, daß er die gegenwärtigen Zustände in seiner Heimat, dem deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, nicht für die dauernd wünschenswerten ansehe. Ha, Bube! Ha, Unwürdiger! Ha, Verräter!

Ich kann nicht umhin, die Patrioten zu bewundern, die das Ethos von solcher Entrüstung aufbringen. Herr Wetterlé

ist als Sohn französischer Eltern in einem Lande aufgewachsen, das politisch, geographisch und traditionell zu Frankreich gehörte. Da der Mann offenbar Anlagen zum Patriot hat, wurde er naturgemäß französischer Patriot. Sein Heimatland wurde von den Deutschen erobert und deutsch gemacht. Wetterle aber blieb mit Herz und Mund Franzose. Vielleicht reicht die Einsicht der Entrüsteten soweit, um das zu kapieren. Ja, aber er hat sich als Abgeordneter in den deutschen Reichstag wählen lassen! — Richtig. Gewählt haben ihn diejenigen seiner Landsleute, die gleich ihm der Ansicht sind, daß die Stellung der Reichslande im europäischen Grenzbezirk noch nicht als für alle Ewigkeiten festgesetzt angesehen werden müsse. Und sie haben ihn zu dem Zwecke gewählt, daß er dieser Ansicht in ihrem Namen Ausdruck geben soll.

Aber wie kann denn der Kerl nach Frankreich reisen und dort derartige Reden halten? — Nehmen wir Platz. Angenommen beispielsweise, daß (Gott behüte!) die Rheinlande eines Tages vom Großherzogtum Luxemburg erobert und einverleibt würden. Ein Cölner Kaplan ist nicht daran gewöhnt, Luxemburger zu sein und fühlt sich unbehaglich in dem neuen Zustand. Er teilt seine Empfindung der Cölner Gemeinde mit, und der wirds auch ungemütlich. (Ich will nicht stänkern. Vielleicht ist Luxemburg ein sehr gemütliches Land). Natürlich haben die einverlebten Cölner das Recht, auch einen Vertreter ins Luxemburger Parlament zu schicken. Sie wählen besagten Kaplan. Ei ja, der ist nun schon ein Hecht im Karpfenteich, — aber sagt selbst: ist er ein Schuft? ein Gauner? ein Verräter? — Ein Idealist ist er. Und eines Tages packt unser Kaplan den Koffer und fährt nach Chemnitz oder nach Eschwege oder nach Pirmasens. Und er erinnert sich der guten Zeit, da die Rheinlande noch zu Deutschland gehörten, und eine Träne steigt in sein Auge, und er schneuzt sich, hält eine Rede und sagt schließlich: „Geliebte! Es gibt ein Wiedersehen!“ — Deutsche Brüder, ich frage euch: Ist der Cölner Kaplan ein Schweinehund? Ein Mistvieh? Eine Pestbeule? — Eine Seele ist er, ein Gemüt — und die Chemnitzer, die Eschweger und Pirmasenser werden dicke Tränen weinen, wenn er zu ihnen kommt.

Dies ist das Gleichnis vom Cölner Kaplan in Luxemburg. Wendet es auf den Abbé Wetterlé im deutschen Reichstag an und schont eure Entrüstung für bessere Gelegenheiten.

Selbsterkenntnis. Das Kausen hat einen lichten Augenblick gehabt. Wer München kennt, kennt auch die rosa-Plakate, mit denen ahnungslose Straßenpassanten zur Lektüre der Allgemeinen pornographischen Rundschau gekeilt werden sollen. Kürzlich hatte das Kausen auf diese Plakate einen Querstreifen aufkleben lassen, auf dem in monumentaler Deutlichkeit zu lesen stand: „Dokumente der Dummheit!“ — Das Kausen bemühte sich doch bisher, die Wahrheit über sein Blatt geheim zu halten. Allerdings war diese Bemühung schon immer erfolglos.

Die Schaubühne

Herausgeber:
Siegfried Jacobsohn.

Stimmen, der Presse:

Die Zukunft. Die Schaubühne ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Dresdener Anzeiger. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muss nachdrücklich betont werden, dass wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der Schaubühne an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. In jahrelanger aufmerksamer Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringlichen Kritik wird die Schaubühne mit Genuss und reichlichem Nutzen lesen.

Hannoverscher Courier. Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eins eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten, es sind nämlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

Mannheimer Generalanzeiger: Die Schaubühne ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

Neue Züricher Zeitung. Die Schaubühne ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

Leipziger Tageblatt. Die Schaubühne verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater- und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pfg.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko.

Verlag der Schaubühne CHARLOTTENBURG
∴ Dernburgstrasse 25. ∴

Jahrgang II.

No. 12.

März 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Kultur und Frauenbewegung. — Zola Zola. — Das Opfer
der Reichen. — Das Totschweige-System. — Eile mit Weile. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant!
sind die prägnanten Selbstbiographien mit
einer Fülle persönlicher Angaben von circa
20000 unserer
führende Frauen
allen Ständen, die
der Welt, 3200Pseu-
anderes Material,
ca. 2130 Seiten mit
staben, vornehm-
zendes Geschenk,



Zeigenossen,
und Männer aus
Staatsoberhäupter
donyme u. reiches
aufgespeichert auf
14 Millionen Buch-
gebund, ein glän-
nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeigenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause **nicht fehlen.**

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang II.
No. 12.

München,
März 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

Kultur und Frauenbewegung.

Wir bilden uns gewaltiges darauf ein, daß der erfinderische Geist der Menschen in unseren Tagen fast alle Elemente der Natur in seine Macht gezwungen hat. Die philosophische Erkenntnis von der Irrealität der Zeit hat die Technik mit der Konstruktion der Eisenbahnen, Schnelldampfer, Automobile, Luftschiffe und Flugzeuge durch die praktische Irrealisierung des Raumes ergänzt. Telegraph und Telephon haben vollends jede räumliche Entfernung aus der Welt geschafft. Das Grammophon und das bewegte Lichtbild rettet die Erinnerung an alles Geschehn für die kommenden Geschlechter. Die Bewaffnung unserer Armeen und Flotten ist derartig, daß die Massenvernichtung streitbarer Menschen das Werk weniger Handgriffe geworden ist. Die Mediziner haben die Erreger der meisten Krankheiten erkannt und wissen sie zu vernichten. Die Physiker sind auf gutem Wege, die Urkräfte der Natur, Meeresflut und Sonnenlicht, für die Bedürfnisse der Menschen einzufangen und die Erforschung der geheimen Eigenschaften des Radiums scheint einen

starken Schritt auf dem Wege zur endlichen Entdeckung des Steins der Weisen zu bedeuten.

Alle diese und noch viele weitere Beispiele intellektueller Wunder zählt der Zeitenthusiast auf, dem man die ganzen Jahrhunderte seit der Renaissance als Epoche völliger kultureller Stagnation zu schmälen wagt. Denn aller Zauber technischer Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit hat nicht vermocht, in den Menschen dieses Zeitalters das Bedürfnis nach einer Weihe der äußerlichen Zivilisation durch die Innerlichkeit einer Kultur zu wecken.

Kultur ist Adel der Völker: das gemeinsame Wissen um Schönheit und Gerechtigkeit. Wo der Buchstabe den Geist beherrscht, kann keine Kultur sein. Wo Knechtung ist, Zwang, Gewalt, Dogma und Dünkel, herrscht Unkultur. Die Gegenwart aber mit allen Errungenschaften praktischer Dynamik ist tiefer als irgend eine Zeit vorher befangen in Vorurteilen, moralischen und gesellschaftlichen Dogmen, Größenwahn und sozialer und geistiger Verworrenheit. Die religiösen und sittlichen Begriffe der Menschen sind erstarrt, während die Beweglichkeit des menschlichen Verstandes in der Ersinnung raffinierter Apparate Rekorde schlug. Und so sehen wir jetzt als Herrn der Erde ein Wesen, dessen Hand die Erdachse zu steuern weiß, und dessen Seele in Indolenz und Barbarei verknöchert ist.

Jeder Versuch, die ungeheuerliche Kluft zwischen Zivilisation und Kultur durch Anstreben anständiger Beziehungen zwischen den Menschen zu überbrücken, zerschellt an dem Wahn, dem die Ausnützung der Naturkräfte für mechanische Bedarfszwecke als die Vollkommenheit des Glückes gilt. Bewegungen und Bestrebungen gibt es freilich genug, deren Existenz allein die ethische Verwahrlosung unseres Zusammenlebens beweist. In ihnen allen kommt die Sehnsucht nach gesünderen Verhältnissen

deutlich zum Ausdruck. Sie alle aber leiden unter dem Dilettantismus einer äußerlich interessierten Einseitigkeit und unter dem Mangel an Einsicht, daß Kultur nur aus der Verinnerlichung des gesamten geistigen Lebens erwachsen kann.

Überall fehlen die großen Gesichtspunkte. Überall soll die Welt von einem Punkte aus kuriert werden. Überall kleben die Problemchen am Tage, und jeder kräftige Antrieb zu umwälzender Neuerung erstickt unter der Angst vor den Konsequenzen. Wie eng ist ringsum der Horizont der Kulturethiker! Wie zaghaft ihr Revolutionarismus!

Da sind die Freidenker. Sie wollen der Menschheit den Knebel der pfäffischen Zwanglehren aus dem Halse ziehen, und stopfen ihr dafür einen Ballen fragwürdiger Wissenschaftlichkeit hinein. Dekretiert die Kirche: du mußt glauben! — so dekretieren die Freidenker: du darfst nicht glauben! — und droht die Kirche den Zweiflern und Abtrünnigen mit dem Verlust der ewigen Seligkeit, so drohen die Freidenker den Frommen und Insichgekehrten mit dem Spott und der Verachtung der Jahrtausende. Ob Ernst Haeckel wirklich der Welt tiefere Wahrheiten zu sagen hat als Jesus Christus? Ich leugne nicht, daß mir die Bergpredigt ernstere Gedanken nahelegt, als das Buch von den Welträtseln.

Da sind die Pazifisten. Sie wollen die Erde von den Schrecken der Kriege erlösen, die sie mit Recht als das entsetzlichste Symptom barbarischer Verkommenheit erkannt haben. Aber die Idee, den Willen der Massen, die die Soldaten zu stellen haben, zu Aktionen zu beeinflussen, und den Krieg dadurch praktisch unmöglich zu machen, weisen sie weit von sich. Sie paktieren mit den Organisationen der waffenklirrenden Mächte um möglichst „humane“ Anwendung der Kanonen und schreien Triumph!, wenn Deutschland und England ein Abkommen treffen,

das das Wettrüsten der Flotten auf das Verhältnis 10:16 beschränkt. Der dauernde Völkerfriede ist ihnen ein fernes Idol, der Kampf gegen den Militarismus eine frivole Voreiligkeit. Welche philiströse Genügsamkeit!

Da sind die Bodenreformer. Sie wollen die Erde, die natürliche Stätte alles Werdens und Seins, der wucherischen Spekulation des Kapitals entziehen. Sehr schön. Aber gegen die folgerichtige Erweiterung ihres Strebens, die Sozialisierung der gesamten Volkswirtschaft, wehren sie sich mit Händen und Füßen. Ach, Herr Damaschke, ob dem Armen, der seine Hände nicht bewegen darf, die Möglichkeit zur selbstgewählten Arbeit von einem feudalen Grundbesitzer oder vom allvermögenden Staat genommen wird, das ist ihm herzlich einerlei. Damit, daß das Land niemandem gehört, ist es nicht getan. Es muß es auch jeder benutzen dürfen.

Da sind die Sozialdemokraten. Sie haben eingesehen, daß die Not der Zeit in den Privilegien der besitzenden Minderheit begründet ist. Aber sie haben sich einer schwachmütigen Philosophie verschrieben, die ihnen die Mühe des Kampfes abnimmt, und das Volk auf die selbsttätige Entwicklung der Zeit vertröstet. Inzwischen doktoren sie in schöner Eintracht mit den befehdeten Kapitalisten an tausend Nebensächlichkeiten und Gleichgültigkeiten herum, werben mit erstaunlichem Eifer und Erfolg für ihre staats-erhaltende Tätigkeit Bürgerstimmen und hüten sich in berechtigter Besorgnis, diese Stimmen könnten wieder verloren gehen, vor jedem Schritt, der geeignet wäre, ein Spürchen sozialistischer Gestaltung in Gesichtsnähe zu bringen. Politische Parteispießer wie alle ändern.

Da sind die zahllosen Gruppen und Bewegungen, die durch die Propaganda einer Weltanschauung oder durch die Regulierung der Lebensweise die ver-

schobene Ordnung der Dinge glauben ins rechte Gleis rücken zu können. Vegetarier, Temperenzler, Theosophen, Keuschheitsbündler, System-Müllerer, harmonische Gymnastiker, Sportakrobaten aller Art und hunderterlei anderer Weltverbesserer. Sie alle wissen die einleuchtendsten Gründe anzuführen, warum gerade ihre Methode, das Leben anzufassen, das Heil der Menschheit herbeiführen müsse. Sie alle aber haben Brillen auf der Nase, die ihren Blick auf irgend ein unwesentliches Etwas im großen Getriebe des Weltgeschehens hinlenken, dies kleine Etwas gigantisch vergrößern und alles verdunkeln, was ringsum treibt und wirkt. So wahr es ist, daß an jedem Punkt angesetzt werden muß, um Helligkeit und Ordnung in das Chaos der Dinge zu bringen, so wahr ist es auch, daß Kultur nur aus dem starken und großen Willen entstehen kann, durch Einsicht und Tat das gesamte Wesen der Dinge zu erfassen.

*

Der beschämendste Vorwurf, der gegen die würdelose Unkultur dieses vom mechanischen Erfindungsgeist besessenen Zeitalters zu erheben ist, betrifft die Behandlung der weiblichen Hälfte der Menschheit. Die ungeheuren Veränderungen, denen sämtliche Angelegenheiten der menschlichen Gemeinschaft im Laufe der Weltgeschichte unterworfen waren, haben naturgemäß auch die Beziehungen der Geschlechter zu einander und die Stellung des Weibes zur Gesellschaft grundsätzlich verschoben. Aber das traditionelle Recht der Männer, allein auf die Einrichtungen der menschlichen Dinge bestimmend einzuwirken, hat veranlaßt, daß die Frauen heute noch um den kleinsten Anspruch auf Beteiligung an der Gestaltung des gemeinsamen Lebens erbittert kämpfen müssen.

Die Industrialisierung der Volkswirtschaft und die Entfaltung des Kapitalismus zwangen die

Frauen aus den Küchen und Kinderzimmern ihres hausmütterlichen Waltens in die Offizinen der Werk-tätigkeit. Die Notdurft des Daseins stellte sie mit-ten in den Konkurrenzkampf zu den Männern, denen sie allmählich — unter Ueberwindung der hartnäk-kigsten Widerstände — das Recht zum Wettbewerb in fast allen Gebieten der praktischen Betätigung abtrotzten. Heute stellen die Frauen in den manuell-ten wie auch den gelehrten Berufen ein so starkes Arbeiterkontingent, daß die Weisheit abgeklärter Mannsbilder, die das zarte Geschlecht für Kochtopf, Waschfaß und Ehebett reserviert sehen möchten, nicht mehr widerlegt zu werden braucht.

Dabei darf nicht verkannt werden, daß die Inan-spruchnahme der Frauenkräfte für die Beschaffung der lebensnotwendigen Werte keineswegs in der natürlichen Organisation der Welt vorgesehen ist. Unter den zahllosen mörderlichen Verfahrenheiten unserer Zeit ist eine der mörderlichsten der den Frauen abgezwungene Mißbrauch ihrer Kräfte für Männerwerk. Es ist abscheulich zu denken, daß die Mehrheit der Frauen in den zivilisierten Ländern die Möglichkeit, Kinder zu gebären, zu nähren und zu erziehen, mit dem Verbrauch ihrer besten Ener-gieen für Erwerbszwecke selbst bezahlen muß; ja, daß unzählige arme Weiber durch diesen von Männern konstruierten, von Männern geleiteten Irrsinn um das Recht auf Mutterschaft überhaupt betrogen wer-den.

Umsomehr Ursache haben aber die Frauen, mit dem ganzen Aufgebot ihres Willens dahin zu stre-ben, daß ihnen neben der Pflicht zur Arbeit das Recht zur Mitbestimmung am sozialen Geschehen zu-teil werde. Die Zweifel an ihrer Fähigkeit zu sol-cher Beteiligung, wie sie unter Männern immer wie-der laut werden, sind frevelhafte Anmaßung. Wir brauchen nur an die Zeit der Romantik zu erinnern,

und Namen wie Charlotte v. Kalb, Bettina v. Armin und Rahel auszusprechen, um zu wissen, wie vermessend die Behauptung ist, Frauen seien nicht fähig, geistige Werte zu schaffen. Im Gegenteil: es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß der praktische Einfluß der Frauen auf die Gestaltung der öffentlichen Zustände am schnellsten und radikalsten dem furchtbaren Unglück steuern könnte, das die Vernachlässigung und Unterernährung der Keime im Leibe arbeitender Mütter für die gesamte Menschheit bedeutet. Denn Frauen sind allgemein viel eher als Männer bereit, wo ihre Leidenschaft bewegt ist, ohne Rücksicht auf kleinliche Bedenken geraden Weges aufs Ziel los zu gehen. Das beweisen in der allerjüngsten Zeit die Frauen der russischen Volks-erhebung, die die aktivste Mannschaft der ganzen Revolution in den Kampf gestellt haben. Das beweisen jetzt wieder die Suffragettes in England, die ohne vor dem Gefängnis und selbst vor dem Tode Angst zu zeigen, dem Lande ihren Willen mit den Mitteln der terroristischen Aktion aufzuzwingen versuchen.

Wie dumm und schäbig ist doch der Hohn, der feixend aus allen Zeitungsrinnen auf die „Wahlrechts-Weiber“, die doch wohl für eine Sache der Allgemeinheit streiten, niedertrief. Man möchte den Helden hinter ihren geschützten Redaktionspulten wohl ein bißchen von dem opferwilligen Wagemut wünschen, der jene Frauen auszeichnet. Mit den Mitteln, die das Beispiel der Männer ihnen anweist, die ja zur Durchsetzung ihrer Dekrete auch nichts besseres wissen, als rohe Gewalt, kämpfen sie für ihre Ueberzeugung, lassen sich monatelang einsperren und verweigern mit einer Selbstüberwindung, die jedem Revolutionär Ehre machen würde, die Aufnahme der Nahrung in den Gefängnissen, um durch solchen passiven Widerstand selbst die Muskelstärke

der gegen sie aufgebotenen Schutzleute unwirksam zu machen.

Gewiß haftet allen Gewaltsamkeiten etwas Peinliches an. Wo zumal Gewalt ohne einleuchtenden Sinn verübt wird, verliert außerdem die brachiale Wut an überzeugender Wirkung. Aber es ist nicht zuzugeben, daß die Londoner Stimmrechts-Amazonen bisher in ihren Temperamentsausbrüchen allenthalben ohne Ueberlegung und Verstand zu Werke gegangen wären. Abgesehen davon, daß die Provokation von Verhaftungen und Gefängnisstrafen eo ipso einen starken agitatorischen Eindruck nie verfehlen kann, wo sie zur Erringung öffentlicher Rechte geübt wird, haben die Suffragettes zumeist auch an und für sich wirksame Gesten für ihren Zorn gefunden. Straßenumzüge haben etwas Imposantes stets an sich, Volksversammlungen sind geeignet, schwankende Gemüter durch das Wort zur Einsicht zu bestimmen, das Attentat auf die (leerstehende) Wohnung des für die Harthörigkeit der Regierung verantwortlichen Ministers kann als Willensausdruck ebenfalls nicht mißverstanden werden. Selbst den Sinn der Petroleum-Unternehmungen gegen die Briefkasten glaube ich deuten zu können. Wenn die Frauen mit dem Exempel, daß sie imstande sind, in Handel und Verkehr Unordnung zu stiften, dartun wollen, daß sie auch fähig sind, an der Organisation des Verkehrs positiv mitzuarbeiten, so ist das keine üble Beweisführung. Unverzeihlich aber ist der Ueberfall einzelner Damen auf die Orchideen- und Gewächshäuser. Blumenzerstörende Frauen — das ist häßlich, weil es aller Weibheit ins Gesicht schlägt.

Was ich indessen aufs Ernsteste gegen die ganze Frauenbewegung, wie sie heutzutage geführt wird, und wie sie in den Londoner Exzessen zum Ausdruck kommt, einzuwenden habe, ist der Mangel an Radikalismus in ihren Zielen und Absichten. Die Klein-

heit der weiblichen Rechtsforderungen steht in gar keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Leidenschaft, Heldenmut und Aufopferung, die dafür aufgeboten werden. Mit dieser selbstgewollten Beschränkung degradieren die Frauen ihren Kampf völlig auf das Wertmaß der Forderungen von Freidenkern, Pazifisten, Bodenreformen! und Vegetariern und hören auf, Kulturstreiterinnen zu sein. Ich habe das vor genau einem Jahre schon einmal hier ausgeführt (vgl. „Kain“ 1. 12. „Die Stimmrechts-Amazonen“). Damals schrieb ich:

„ Daß die Frauen nicht wählen dürfen, ist gewiß albern und ungerecht, da nun einmal der Parlamentarismus als eine freiheitliche Errungenschaft gilt. Aber man möchte wünschen, daß so entschlossene Vertreterinnen ihres Geschlechts sich für wichtigere Dinge aufopfereten, als für Männerrechte, die keine Rechte sind. Die Verweigerung der politischen Mitwirkung ist unter den Mißhandlungen, denen die Frauen in allen Ländern ausgesetzt sind, die gleichgültigste. Ist es ihnen um freien Atem zu tun, so sollten sie ihre Anstrengungen zunächst auf eine würdigere Einschätzung ihrer persönlichen Lebensbedürfnisse richten. Solange das private Tun des Weibes der Kontrolle der Männer untersteht, solange die geschlechtliche Unerfahrenheit des Mädchens von der Gesellschaft als Wertmaß der Tugend Geltung hat, solange das sexuelle Leben der Frauen außerhalb der staatlich gestempelten Ehe als verächtlich und unsittlich angesehen wird, solange wird das weibliche Geschlecht in der Tat dem männlichen Untertan sein, und solange sollten die Frauen nicht nach äußerlichen Gleichberechtigungs-Titeln greifen. Eine Frau, die sich schämt, Mutter illegitimer Kinder zu werden, hat keinen Anspruch auf Aemter, für die Energie, Selbständigkeit und eigene Verantwortung gefordert werden. Mögen sich die Frauen zunächst einmal von den Vorurteilen einer prüden Moral befreien, mögen sie in ihren persönlichen Entschliebungen den eigenen Willen statt des Urteils der Mitmenschen bestimmen lassen, dann werden sie sich bei den Männern schnell genug die Achtung verschafft haben, die auch ihren politischen Wünschen den erforderlichen Nachdruck geben wird, — zumal in England.“

In der Tat: Eine Frauenbewegung, in rechte Bahnen geleitet, scheint mir berufen, die wichtigste Pio-

nierarbeit aller Kultur zu leisten. Das schändlichste Verbrechen der von Männern inszenierten Weltwirtschaft ist die Entrechtung des Weibes in den Angelegenheiten ihres eigenen Willens und ihrer Kinder. Automobile, Kinematographen und Luftfahrzeuge bleiben ein Hohn auf alle Kultur, bis die Schweinerei der öffentlichen Kontrolle über die Geschlechtlichkeit der Frauen beseitigt ist, die Glorifizierung der Jungfernschaft, die der Deflorierung die Bedeutung einer moralischen Entwertung aufdrückt, aufgehört hat und die Vaterschaft als öffentlicher Rechtstitel verschwunden ist. „Die Frauenfrage ist eine Jungfrauenfrage“, sagt Eduard v. Hartmann. Das Recht aber, das den Frauen zu erkämpfen keine Mühe zu groß sein sollte, heißt nicht Wahlrecht, sondern Mutterrecht.

Jede Frau und jedes Mädchen sollte sich tief die wundervollen Worte einprägen, die Rahel von Varnhagen im Jahre 1820 in ihr Tagebuch schrieb:

„Kinder sollten nur Mütter haben, und deren Namen tragen ...: So bestellt es die Natur; man muß diese nur sittlicher machen . . . Fürchterlich ist die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann, und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann. — Diese große Kränkung muß durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hatte nur eine Mutter . . . Alle Mütter sollten so unschuldig und in Ehren gehalten werden wie Maria“.

Bemerkungen.

Zola Zola. Nicht jeder, der mit einem lodernden „J'accuse!“ vors Volk tritt, wird sich damit ohne Umstände den Ruhmestitel eines Erlösers aus der Schmach erwerben. Manchmal kann es passieren, daß die öffentliche Aufmerksamkeit,

statt sich auf das Objekt der Anklage zu konzentrieren, sich mit privaterem Interesse dem Subjekt des Klügers zuwendet. Insbesondere wird es für einen Alarmbläser vorteilhaft sein, wenn sich sein Tuthorn auch bei der sorgfältigsten Besichtigung frei von galligem Speichel erweist. Noch nützlicher aber scheint der Rat, daß die Alarmtute nur an den Mund setzen sollte, wer als Antwort auf seine Reveille die Frage nicht zu fürchten hat: Wer bläst da? Haben wir geblasen, als er selbst——?!

Unter allen Wörtern, mit denen die deutsche Sprache Gefühlsdinge zu umschreiben pflegt, ist ‚Ehre‘ das verfänglichste. Weil es für jeden etwas anderes ist, weil jeder es beim ändern mißverstehet, und weil keiner es missen kann. Roda Roda versicherte einmal einem Kollegen eine Tatsache. Er bekräftigte die Versicherung mit seinem Ehrenwort. Nachher glaubte sich der andere belogen und schlug Lärm. (Da dieser Streitfall noch nicht absolut geklärt ist, soll hier keine Stellung dazu genommen werden.) Der Lärm verstummte im Getriebe der Ereignisse zweier Jahre. Inzwischen schrieb Roda Roda Stücke. Die Stücke wurden aufgeführt und fielen durch. Nicht nur beim Publikum, sondern auch bei der Kritik. Da erboste Roda Roda — nicht sowohl über das Publikum, als vielmehr über die Kritiker. Und er griff ins Wespennest. Er stach Eiterbeulen auf. Er rettete die Ehre der Literatur.

Roda Roda ward aus lauter literarischem Ehrgefühl zum Biographen seiner Rezensenten. Und er stellte fest, daß ihrer mehrere nicht bloß auf dem kritischen Richterstuhl saßen, sondern ihr Brot noch mit Nebenerwerb verdienten. Sie taten nämlich das gleiche, was sie als Kritiker auch taten: Sie lasen Stücke, beurteilten sie nach ihrem kritischen Können und berichteten einem Dramenverlage über ihre Ansicht, der sich danach entschloß, die eingereichten Arbeiten zu akzeptieren oder abzulehnen. Es ist nicht einzusehen, an wen, wenn nicht an Kritiker, sich der Verlag wenden soll, wenn er brauchbare Urteile erhalten will. Aber Roda Rodas Ehre ist gekränkt. Er verbietet — nicht ohne diktatorischen Nachdruck — den Kritikern ihren Nebenberuf. Denn, argumentiert er, weiß Brot ich esse, deß Lied ich singe. Der Lektor eines Bühnenverlages, argumentiert er, wird als Kritiker die Stücke seiner Brotquelle mit freundlicherem Blick betrachten, als die, die — wie Roda Rodas Stücke — von andern Verlegern vertrieben werden.

Da, muß ich sagen, hat Roda Roda keine nette Auffassung von der Unbestechlichkeit seiner kritisierenden Kollegen. Ich persönlich glaube nicht, daß es Roda Roda viel genützt hätte, wenn einer seiner Kritiker gleichzeitig Lektor seines Verlages

gewesen wäre. In der Tat haben die attackierten Herren sämtliche handgreiflichen Behauptungen ihres Anklägers glatt widerlegt. Einer aber war darunter, der Empfänger des Ehrenwortes vor zwei Jahren, der Roda Roda ermahnte, jene Ehrenaffaire aus der Welt zu schaffen, ehe er sich zum Zionswächter über die Ehre der Kritik aufwerfe. Was erwiderte Roda Roda? — Daß er nicht den geringsten Wert darauf lege, als ein Ehrenmann zu gelten („für einen Ehrenmann“, wie er schrieb, ist grammatikalisch falsch).

Welch merkwürdiger Widerspruch! Jemand, der auszieht, die Ehre der Literatur zu retten, jemand, der keine stärkere Bekräftigung seiner Behauptungen kennt als das Ehrenwort, erklärt mit schöner Unbefangenheit, ihm sei es egal, ob man ihn für einen Ehrenmann halte!

Es liegt mir fern, die Verlegenheitsschnoddrigkeit unseres Humoristen tragisch zu nehmen. Roda Roda kann sehr wohl ein Ehrenmann sein, wenn er auch nicht dafür gehalten werden will. Aber er hätte, als er den Satz schrieb, merken müssen, daß er sich in die Nesseln setzte. Er hätte schon, nachdem er die erste Abfuhr in ‚Zeit und Bild‘ erhalten hatte, einsehen müssen, daß die Veröffentlichung seines ‚Janus‘-Artikels katastrophal für ihn enden werde. Vor allem hätte er den Tatbestand nicht verdunkeln dürfen, daß seine persönliche Verärgerung gegen den betreffenden Verlag und seine persönliche Gekränktheit wegen der kritischen Verrisse ihn erst zu der Zola-Pose verführt haben.

Daß dem so ist, beweist er damit, daß er „selbst die kleinsten Rezensenten“ seine rächende Faust spüren ließ. Zwar konnte er denen nichts Ehrenrührires nachsagen, aber er konnte ihnen schaden, und zugleich dem verhaßten Bühnenverlag eins auswischen, wenn er Privatkenntnisse aus zweiter und dritter Hand entstellt und aus freier Erfindung ausgeschmückt der Oeffentlichkeit erzählte. Das wünschte ich festzustellen, woraus jedermann erkennen mag, daß ich diese Glosse durchaus nur pro domo geschrieben habe.

Das Opfer der Reichen. Unsere staatssozialistischen Weltbeglucker, denen die reichsfiskalische Besteuerung des Witwen- und Waisenerbes fast schon die Erfüllung aller zukunftsstaatlichen Phantasieen wäre, haben immer geschrien, das Kapital möge seinen Militarismus selbst bezahlen. Jetzt sollen sie ihren Willen kriegern. Die vielgerühmte Friedenspolitik der Mächte, die sich in immer irrsinniger anmutendem Wettrüsten austobt, hat jetzt die Kriegsgefahr bis zu einem Grade gesteigert, der den Herren Diplomaten aller Länder noch die letzten Aufwendungen der Volkskraft zur Befestigung der Waffenmacht geboten erscheinen läßt. In Deutschland allein soll für

die unverzüglichen Erfordernisse der Kriegsbereitschaft die Kleinigkeit von einer Milliarde auf ein Brett dem Nationalvermögen entzogen werden. Wo hernehmen? Sämtliche Bedarfsmittel des Volkes sind schon in einer Weise mit Steuern überlastet, daß Teuerung und Not kaum mehr erträglich ist, und daß selbst bayerisch-klerikale Zeitungsmenschen das Wort „Steuerfolter“ nicht mehr unterdrücken können. Aber die Verantwortung, für die Ehre der Nation das Elend noch weiter zu steigern, könnten unsere praktischen Volkswirtschaftler schlimmstenfalls auch noch tragen, wenn nicht die entsetzliche Aussicht drohte, die Vier-Millionen-Partei der Sozialdemokraten möchte neues Agitationsmaterial erhalten, und aus den 110 Abgeordneten könnten 130 werden.

Da ist nun ein genialer Schildbürger auf den Gedanken verfallen, den Sozis die beste Kugel aus dem Lauf zu ziehen und ihre beliebtesten Argumente für die Besteuerung der Reichen in Regierungsregie zu übernehmen. Jedem Vermögen über 50 000 Mark sollen einhalb bis zwei Drittel Prozent abgezackt werden, — das ist das Ei des Columbus. Dumm ist der Gedanke gar nicht, denn seine Spekulation kann richtig sein: Daß nämlich die Sozialdemokraten aus prinzipiellen Gründen nicht opponieren, und daß die „staatserhaltenden Parteien“ mit sauer-süßer Opferfreudigkeit, und weil die Ablehnung doch zu sehr nach egoistischer Geldbeutelpolitik aussähe, ja sagen müssen. Die Beschaffung der 200 Millionen Mark jährlicher Mehrkosten, die aus der Neugründung von Festungen und Armeekorps erwachsen werden, ist, wenn die Milliarde erst unter Fach liegt, cura posterior.

Auf die Gefahr hin, für einen besonders innigen Freund des Großkapitals gehalten zu werden, möchte ich meine Meinung dahin präzisieren, daß ein größerer Blödsinn als diese Schonung des kleinen Mannes zu Lasten des Besitzes noch kaum je ausgeheckt worden ist. Gewiß: Viele von denen, die geschröpft werden sollen, werden hart betroffen. Hat ein arbeitsunfähiger Mann, der hunderttausend Mark besitzt und eine große Familie zu ernähren hat, sein Geld mündelsicher zu dreieinhalb Prozent angelegt, so hat er monatlich knapp 300 Mark zu verzehren. Der Gedanke, das Kapital anzugreifen, wäre für ihn ein Selbstmordmotiv. Der soll plötzlich 500 Mk. auf den Tisch legen, — das ist hart, aber im Hinblick auf den ganzen Wirtschaftsbetrieb unserer Zeit uninteressant. Ganz anders ist die Wirkung zu beurteilen, die die Ausschaltung einer Milliarde des Nationalvermögens aus der Produktion des Landes hervorrufen muß. Zwar bleibt ja das Kapital im Lande, aber sein Ertrag kommt ausschließlich der Erhaltung, Quartierung, Equipierung und Bewaffnung etlicher hunderttausend Menschen zugute, deren Arbeitskraft der Produktion des Landes ohnehin schon entzogen ist. Das bedeutet, daß die Leistungskraft des arbeitenden Kapitals um eine Milliarde vermindert wird, welcher Schaden ausschließlich den Konsumenten zur Last fällt. Denn die Verminderung der Produktion, die die notwendige Folge des Herausziehens von Kapitalien aus allen Betrieben ist, bewirkt die Verteuerung aller Waren, die wiederum gerade denen fühlbar sein wird, die durch die Abwälzung der Steuer auf das leistungsfähige Kapital geschont werden sollen. Die Lebenshaltung des Besitzers einer

Million wird dadurch, daß ihm 5000 Mark weggenommen werden, nicht berührt, der Arme aber, der mit jedem Groschen sorgfältig rechnen muß, merkt die Verteuerung dessen, was er zum Leben braucht, sehr empfindlich.

Auch daran scheinen die Erfinder der einmaligen Reichsvermögenssteuer nicht gedacht zu haben, daß die Anforderung an sämtliche Kapitalisten, auf einmal eine größere Summe flüssigen Geldes aufzubringen, den raschen Verkauf zahlloser Papiere zugleich notwendig macht. Dadurch wird ein allgemeiner Kurssturz entstehen, wie wir ihn noch nicht erlebt haben, und wie eine plötzliche Börsenderoute auf die Gesamtökonomie des Landes wirkt, ist ja wohl in den letzten Jahren auch dem naivsten Weltfremdling begreiflich geworden. Die Kosten solcher Katastrophen trägt letzten Endes immer das arbeitende Volk.

Wie man die Katze auch wirft, sie fällt immer wieder auf ihre vier Beine. So oder so: Das Volk muß bluten. Und wofür? Für die Hysterie ihrer Oberen, ihrer Führer, ihrer Vertreter, die köpf- und atemlos den Kessel schüren, bis er eines Tages doch platzt und uns die Friedenspolitik unserer Regierungen einen Krieg auf den Hals hetzt, den auszumalen die grausamste Phantasie nicht verderbt genug sein kann.

Das Totschweige-System. Auf parteifreie Kritik der Politik und auf Anzweiflung des unschuldsvollen Idealismus der Presse steht hierzulande die Todesstrafe. Da die Benutzung der Scharfrichterutensilien den Zeitungsschreibern leider verwehrt ist, und da wir durch den Massenkonsum von Druckerwärze nachgerade gegen das Tntgeschriebenwerden immun geworden sind, beschränkt sich die öffentliche Meinung mit Geschick und Ausdauer auf das System des Totschweigens. Ich erzählte meinen Lesern schon einmal (vergleiche „Kain“ I, 9, „Versammlungsbericht“), wie von einer öffentlichen Versammlung, die riesengroß plakatiert war, in der über ein aktuelles, allgemein beunruhigendes Ereignis referiert wurde, und die von über 1000 Personen besucht war, nur die Zeitungen sämtlicher Parteien, obwohl sie besondere Einladungen erhalten hatten, nichts wußten. Ich war nämlich Referent jener Versammlung. Damals schüttelten die Leute die Köpfe, wollten mir aber nicht glauben, daß die Meinungssieder des allgemeinen Stumpfsinns ihre Unterschlagungstaktik aus anderen Gründen üben, als aus der Verlegenheit, ihren mit Milch genährten Lesern das starke Gebräu meiner Ansichten vorsetzen zu sollen. Mau hielt mich für verfolgungswahnsinnig, wenn ich behauptete, es sei dem Gesindel darum zu tun, um meiner sittlichen Ueberzeugung willen meine Gesamtpersönlichkeit zu vernichten, und daß man mich ebenso als ausübenden Künstler wie als Sozialkritiker mit Wissen und Willen übersehe. — Bitte:

Am 25. Februar las ich auf Einladung der literarischen Abteilung der Freien Studentenschaft mein Schauspiel „Die Freivermählten“ vor. Die Presse war gebeten. Bis jetzt hat kein einziges Blatt ihren Abonnenten ein Wort über den Vortag berichtet, obwohl, wie mir versichert wurde, die Presse noch nie eine derartige Veranstaltung ignoriert hat.

Vor ein paar Monaten erlebte ich etwas ganz ähnliches. Der „Neue Verein“, dessen Veranstaltungen sonst stets von der Presse als künstlerische Ereignisse behandelt werden, hatte mir den ersten Vortragsabend dieser Saison gewidmet. Ueber meine Vorlesung brachte außer der ‚Münchener Zeitung‘ kein Blatt einen Bericht. Der Dank, den ich dem Kritiker dieses Blattes hiermit nachträglich noch ausspreche, gilt nicht dem günstigen Urteil, das er mir zuteil werden ließ, sondern dem persönlichen Mut, der augenscheinlich dazu gehört, von der Existenz eines Menschen, der eigene Meinungen hat, überhaupt öffentlich zu wissen.

Wenn ich nun die einzige Ausnahme von der Regel der Feigheit durch wörtlichen Abdruck denen, die meinem Schaffen freundlich gegenüberstehen, vorlege, so bemerke ich dabei, daß es nicht meine Absicht ist, nach Wiener Muster im „Kain“ eine Rubrik für „Selbstanzeigen“ einzurichten. Wäre ich imstande, halbe Hefte meiner Zeitschrift mit derartigen Zitaten zu füllen, so wüßte ich nicht mehr, mit welchem Rechte ich mich als totgeschwiegen hinstellen könnte, und jeder Anlaß zur Selbstreklame fiel weg. — Der Bericht der ‚Münchener Zeitung‘ lautete:

„R. B. Neuer Verein. Der erste intime Vortragsabend im Gobelinsaal der „Vier Jahreszeiten“, mit dem der „Neue Verein“ am 11. November die Reihe seiner Veranstaltungen, eröffnete, führte Herrn Erich Mühsam auf das Podium. Dieser Dichter, dessen charakteristische Erscheinung in den letzten Jahren zu einem ähnlichen Symbol des Schwabinger Bohémétums geworden ist, wie es früher Ludwig Scharf war, gehört ganz ohne Zweifel zu den Berufenen im weiten und vielbereisten Lande der Poesie. Ein starkes, ursprüngliches Empfinden, ein inneres Feuer sozusagen, gibt seinen Versen Blut und Leben, und seine mit der Form anscheinend mühelos und ganz frei schaltende, fast spielende Hand umkleidet seine Gedanken und Empfindungen mit schönen Gewändern oder mit grotesk-verwegenen, den Normalbürger ärgernenden, wie es der Inhalt verlangt. Die Liebe ist auch in Mühsams Lyrik Königin; aber häufig sind es auch kühne, trotzig, zuversichtliche, revolutionäre Freiheitsgedanken und Menschheitsbeglückungsideen, die wie Flammen aus seinen Versen aufzucken und am Gebäude der bürgerlichen Weltordnung emporlecken. Und unmittelbar daneben begegnen uns dann wieder Gedichte, in denen der Paria, der vom Glück Uebersehene, nach Erlösung, nach Glanz, Reichtum und Leben schreit. Im schroffsten Gegensatz zu dieser reinen Lyrik stehen Verse von einer fast grimassenhaften Lustigkeit und einer Derbheit des Ausdrucks, die bis an die Grenzen des Möglichen und noch über diese hinausgeht. Herr Mühsam las Proben von jeder dieser Gattungen aus seinen Gedichtbüchern ‚Die Wüste‘ und ‚Der Krater‘, sowie aus dem Manuskript vor und gewann sich starken Beifall des sehr zahlreichen Auditoriums, obwohl er es absolut nicht versteht, auch nur einigermaßen wirksam vorzulesen. Umso mehr spricht das für den Wert dieser Gedichte. Zum Schluß las er noch den ersten Akt seines polemischen Schauspiels in drei Akten ‚Die Freivermählten‘, in dem die Inkonsequenz so manches ‚Freigeistes‘, der in freier Ehe leben möchte,

aber in seinem Innern über die Schranken der bürgerlichen Ehe nicht hinauskommt, an drastischen Beispielen bloßgestellt wird. Der geschickt aufgebaute, gut dialogisierte Akt weckt lebhaftes Interesse für die beiden anderen. . . ."

Ewig rätselhaft wird es mir bleiben, daß man auf den Redaktionen im Ernst glaubt, jemand, der etwas kann und vorstellt, damit klein machen zu können, daß man ihn zu übersehen scheint. Ich gebe hiermit der großenwahnsinnigen Ueberzeugung Ausdruck, daß die Tagesschreiber, die sich vor der Gegenwart kompromittiert fühlen, wenn sie meiner persönlichen oder künstlerischen Wesenheit Erwähnung tun, durch diese Festnagelung ihrer Feigheit vor der Zukunft, die von mir wissen wird, blamiert sein werden. Denn wenn sie auch nicht fähig sind, ihre eigene Nichtigkeit sub specie aeternitatis zu erfassen, so langt es ihnen doch vielleicht zu der Einsicht, daß die Worte, die ich über sie schreibe, dauernderen Bestand haben werden, als die, die sie über mich nicht schreiben.

Eile mit Weile. Seit geschlagenen zwei Jahren eifere ich hier wie ein innerer Missionar gegen die Kindermädchen-Tätigkeit der Münchener Polizei und gegen die Artigkeit, mit der die Münchener davor kuschen. Aber es schien, als ob ich tauben Ohren predigte. Verachtungsvoll sah man über mich hinweg und als ich, einem Märtyrer gleich, selbst die Geißel der Geldstrafe wegen nächtlichen Kaffeetrinkens am Bahnhof auf mein Haupt beschwor, da referierte die Münchener Presse mit ernster Würde über das bedauerliche Vorkommnis und übermittelte das Urteil des Schöffengerichts und der höheren Instanz wie eigene Weisheit der Kenntnis ihrer Gläubigen.

Aber welche Wendung durch Heydtes Verfügung! Seit die Pforten des Odeon-Kasinos geschlossen sind, weht Märzluft durch Bayerns Hauptstadt. Nie sah man das Bürgertum trutziger sein Haupt erheben. Die Blätter erinnern sich plötzlich, daß München eine Fremdenstadt sei und großstädtisches Leben beanspruche. Und selbst im hohen Gemeindegremium wurden Stimmen gegen Herrn v. d. Heydte laut, daß man glauben konnte, die Tage des Präsidenten seien gezählt. — Wir wurden aber belehrt, daß die Gemeindebevollmächtigten ihm gar nichts zu sagen haben, weil die Polizei hierorts keine städtische, sondern eine königliche Einrichtung ist.

Immerhin. Ich betrachte befriedigt die Früchte meines Wirkens und freue mich aufrichtig, meine seit zwei Jahren immer wiederholten Beschwerden nun endlich von den zünftigen Betreuern des gesitteten Lebens aufgegriffen zu sehen. — Mich beschäftigt aber jetzt ein Rechenexempel: Wenn es zwei Jahre gedauert hat, bis man den Münchener Zeitungen beibringen konnte, daß erwachsene Menschen das Recht beanspruchen dürfen, die Stunde ihres Schlafengehens selbst zu bestimmen, — wie lange Zeit wird nötig sein, bis sie eingesehen haben werden, daß die Polizei ein unnötiges Uebel ist? — Wie lange aber erst, bis sie selbst, endlich überzeugt von ihrer kulturhemmenden Tätigkeit, sich in ihres Wesens Nichts auflösen werden?

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber Erich Mühsam.

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - V E R L A G , M U E N C H E N .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers,
GroßIndusrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau **sofort** nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen

Vom Gedichtbande

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.